coll. cplt. N.
Porträt. XVI.
482 S. 6 Tafeln,

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

Golder acquisition

Das Leben

Gerhards von Kügelgen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Gottschick sc. 1823

HOOVER WAR
COLLECTION

Gerhard von Kügelgen

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Das Leben
Gerhards von Kügelgen,

erzählt von

F. Ch. A. Hasse.

Mit dem

Bildnisse des Künstlers und acht Umrissen von seinen Gemälden;

nebst

einigen Nachrichten aus dem Leben des k. russ. Cabinetsmalers

Karl von Kügelgen.

„Wer könnte auch ein wahrhaft trefflicher Künstler seyn, und nicht zugleich ein eben so trefflicher Mensch?"

Gernow.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1824.

ND588
K784H33

ND588
K86H33
1824

Gerhard von Kügelgen,

geboren den 6. Februar 1772 zu Bacharach am Rhein,

auswärtiges ordentliches Mitglied der Kön. Preuß. Akademie der Künste zu Berlin, seit 1804, so wie der Kais. Russ. Akademie der Künste in St. Petersburg, seit 1806, Ehrenmitglied der Kön. Sächs. Akademie der Künste zu Dresden, seit 1811, und außerordentl. Professor und Lehrer an derselben, seit 1814,

starb den 27. März 1820.

Liquidis ille coloribus,
Sollers nunc hominem ponere, nunc Deum.

HORAT.

S. T. T. L.

317206

Digitized by Google

[illegible]

Dem Schutze

der

Hochverehrten Frau

Elisa von der Recke,

der

frommen Bekennerin des heiligen Gebots der Liebe, der edlen Pflegerin dessen, was gut, wahr und schön ist,

der

treuen Freundin

Klopstocks, Herders, Wielands, Neanders und Tiedge's,

die

Seume's Grab für die Nachwelt bezeichnete,

weiht dieses Denkmal

mit

ehrfurchtsvollem dankbarem Vertrauen

F. Ch. A. Hasse.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß.

Vorrede . . . . . Seite IX

1. Die Zwillinge . . . . . — 1
2. Die erste Erziehung . . . . . — 5
3. Die Zwillinge in der Residenz . . . . . — 9
4. Die Grammatik und die erste Beichte . . . . — 12
5. Pater Landulf, der Kapuziner . . . . . — 15
6. Knabenspiele. Freie Macht des Kunsttriebes . . — 20
7. Ton- und Turnspiel der Zwillinge. Tanz und Liebe — 27
8. Der erste Triumph. Zwillings-Eintracht . . — 31
9. Die Zwillinge sollen studiren . . . . . — 34
10. Die Lehrjahre . . . . . — 41
11. Die Wanderjahre. Rom. . . . . — 48
12. Die Wanderjahre. München. Riga. . . . — 59
13. Die Wanderjahre. Reval. Harm. . . . . — 66
14. Der Meisterkranz. St. Petersburg. . . . — 75
15. Die Entwickelung . . . . . — 83
16. Der häusliche Heerd . . . . . — 91
17. Die Reise in das Vaterland . . . . . — 103
18. Gerhard in Paris . . . . . — 115
19. Die Familie Kügelgen in Dresden. Gerhard bildet sich zum Historienmaler nach der Antike. Sein Apoll und Hyazinth; Endymion u. Diana; Belisar u. Saul . — 122
20. Forts. Gerhard, als Sohn, Gatte, Vater und Bruder — 146
21. Forts. Die Freunde. Gerh. von Kügelgen und Fernow — 164
22. Der Meister bildet sich nach der Natur und nach Raphael — 169
23. Kügelgen, der Bildnißmaler. Die vier Porträts: Fernow, Oehlenschläger, Adam Müller und Seume . . — 176
24. Gerh. von K., der idealische Geschichtmaler . . . — 186

Digitized by Google

25. Der Meister will nach Rom ziehen. Warum er in Dresden bleibt, und wie er sich in die Zeit schickt. Mechau S. 195
26. Gerhard in Weimar. Fernow's Tod. Die vier Porträts: Göthe, Wieland, Schiller, Herder . . — 205
27. Des Meisters spätere Compositionen überhaupt . . — 220
28. Künstlers Erdenwallen . . . . . — 232
29. Gerhards Compositionen aus den Jahren 1808 bis 1812. Der Cyklus des tragischen Schicksals . . . — 241
30. Die Compositionen des Meisters aus den Jahren 1813, 1814 u. 1815. — Kügelgen in Ballenstedt . . — 263
31. Gerhard ist wieder Porträtmaler. Sein Aufenthalt in Berlin. Seine Reise nach Ballenstedt. Die Jahre 1816 bis 1818 . . . . . — 282
32. Gerhards letzte Lebensjahre. Seine Reise nach Bacharach — 299
33. Des Meisters letzte Werke. Seine Religiosität . . — 309
34. Er fällt unter die Mörder. Seine Todtenfeier . . — 337
35. Gerhard von Kügelgen, als Künstler und Mensch. Uebersicht seiner Werke. Seine Schüler . . . — 358
Ferdinand Karl von Kügelgen ꝛc. . . . — 391
Andeutungen am Grabe Gerhards v. Kügelgen, gesprochen von Böttiger . . . . — 403
Gerh. v. Kügelgen. Eine Phantasie, gedichtet am Tage seines Begräbnisses von Kind, und einige andre Gedichte von Kind, Th. Hell, über K's Gemälde . — 414
Anmerkungen . . . . . — 439
Der Mörder. Aus den Untersuchungsacten . . . — 447

Druckfehler.

S. 75 Z. 6 v. u. statt hinanzuklimmen, lies: hinanklimmen.
S. 76 Z. 3 v. o. statt Myrthen, l. Myrten.
S. 84 Z. 10 v. o. statt auf sich ab, l. von Gerhard ab und auf sich.
S. 439 Z. 3 v. u. statt Pelaye, l. Palaye.

Vorrede.

Mein Freund, der verstorbene Brockhaus, in dessen Verlagshandlung diese Biographie erscheint, ist der eigentliche Urheber derselben. Er kannte den Künstler persönlich und schätzte ihn. Aus reiner Achtung für den Charakter und die Werke des braven Meisters entschloß er sich, das Leben desselben herauszugeben, und forderte mich zu der Bearbeitung auf, weil ich mit der Familie bekannt war und bereits eine Skizze des Lebens der Zwillinge Gerhard und Karl von Kügelgen (in den Zeitgenossen, Heft XIII, Leipzig 1818) entworfen hatte. Auch mein verehrter Freund, der Hofrath Böttiger, ermunterte mich zu diesem biographischen Versuche. Ich lehnte anfangs den Antrag ab, weil nur ein Künstler und vor allen Professor Hartmann in Dresden, der vieljährige treue Freund des verewigten Kügelgen, den natürlichen Beruf hatte, das Leben dieses Meisters zu beschreiben. Allein es fehlte ihm dazu an Muße; auch war er

im Begriff, dem Rufe zu einer Kunstreise nach Italien zu folgen. Ich entschloß mich daher, eine Arbeit zu übernehmen, zu der ich, als Laie in der Kunst, weniger geeignet war. Aber ich kannte und liebte den Menschen; seine Gattin und sein Bruder erfüllten meine Bitte, Kügelgen's Briefe und andre Papiere mir mitzutheilen; dasselbe thaten einige Freunde und Freundinnen des Unvergeßlichen: so zog mich endlich mein Herz zu Gerhard's Todtenhügel hin, und ich wagte es, sein Leben zu erzählen und den trefflichen Mann zu schildern, wie er war als Mensch und als Künstler.

Ich habe es mit dem ernsten Bestreben gethan, wahr zu seyn und gerecht; aber nicht ohne tiefe Wehmuth. Der Schmerz hat oft die Feder mir aus der Hand genommen. Noch öfter vielleicht hat mein Gefühl das treue Wort der Erinnerung durch die Empfindung der Liebe und Freundschaft belebt. Allein ich könnte, auf mein Gewissen, von der Charakteristik dieses edlen Menschen nichts hinweg nehmen, nichts in derselben anders darstellen. Selbst nachdem ich die durch jahrelange Einsammlung und wiederholte Sichtung des reichen Stoffes vorbereitete Arbeit vor Kurzem erst vollendet habe, glaube ich in der Würdigung Gerhards von Kügelgen die dem Künstler und Menschen so natürliche Bescheidenheit nicht verletzt zu haben. Ueber seinen Werth als Künstler werden Andre anders urtheilen. Meine Stimme über ihn ist wenigstens nicht die einzige. Kügelgen dichtete malend für das Gemüth, und mit eben der Empfindung,

welche ſein Farbengedicht in mir erweckte, habe ich jedes Bild von ihm — und ich ſah die meiſten oft und viel — beſchrieben und gewürdigt. Der im Leben das Höchſte mit Liebe umfaſſende Meiſter malte mehr noch für das innere Auge als für das äußere; er war aber nicht allemal ſo glücklich, Beſchauer zu finden, die mit ſeinem Blicke in den Sinn und in die Empfindung ſeiner Bilder eindrangen. Deſſen ungeachtet ſtrebte er ſelbſt, fromm, fleißig und beſcheiden, unabläſſig nach einem immer höheren Ziele, und eine lange ſchöne Bahn ſchien ſich vor ihm zu öffnen. Dieſen Kranz der Meiſterſchaft legt eine gerechte Beurtheilung auf ſein frühes Grab.

Ueber die Abfaſſung ſeiner Biographie ſey mir erlaubt, Folgendes zu bemerken: In der Geſchichte der Kunſtbildung eines Meiſters darf der Menſch vom Künſtler nicht getrennt werden. Ich bemühte mich daher zu zeigen, wie auch in Gerhard von Kügelgen der Künſtler aus dem Menſchen hervorgegangen iſt. Denn zum Porträtmaler bildete ihn ſein für Liebe und Freundſchaft empfängliches Herz, zum Idealiſten ſein reiches und ſchönes Gemüth; und wenn ſein kurzes Erdenleben mit ſo vielen Dornen unter Blumen und Früchten, bald wie ein dunkler, bald wie ein goldner Faden mitten durch ſeine Künſtlerlaufbahn ſich hinzog, ſo war es zuletzt doch einzig der religiöſe Charakter, der ihn über alles Irdiſche in das Reich der Ideen erhob.

Da ich Gerhard von Kügelgen, ſeit er in Dresden wohnte, ſowol an der Staffelei, als auch in ſeiner Fa-

milie öfter zu beobachten und ihn über Gott, Kunst und Welt sich äußern zu hören Gelegenheit gehabt habe, so konnten mir die Einflüsse nicht unbekannt bleiben, unter welchen sich sein inneres Leben entwickelte. War doch dem Künstler selbst die Seele des Menschen, sein Gemüth, das wichtigste Studium. Schon aus den ersten Jahren seiner Kindheit, aus den Spielen seiner Jugend wird es klar, wie der Keim zum Bilden sich in ihm so entfaltete, daß die Darstellung der Hoheit und der Lieblichkeit des innern Lebens in dem äußern die Aufgabe seines Strebens, und daß ein zarter Geschmack, ein glänzendes Farbenlicht, eine deutungsreiche Anordnung und ein tiefer Sinn, der mehr mystisch als historisch das Heilige zuletzt ausschließend umfaßte, die eigenthümlichen Vorzüge seiner Kunstleistungen wurden.

Um aber die Persönlichkeit des Künstlers gleichsam mitten hinein in die Erzählung von seinem Leben zu stellen, oder um von ihm, wie es Tacitus bei der Biographie verlangt, das Bild der Seele — Figuram animi, formam mentis aeternae — zu geben, konnte ich sein eigenthümliches Empfinden, Denken und Handeln, worin sich die Seele des Menschen abspiegelt, nur durch ihn selbst darstellen. Es mußten daher seine vertraulichsten Briefe, in denen er sich über alle und jede Lebensverhältnisse, die sein Inneres ausprägten, offen erklärte, als urkundliche Belege des Erzählten, stellenweise aufgenommen werden. Nächst den Briefen an seine Gemahlin aber, schloß Gerhard mit der innigsten Hingebung sein Herz

auf in den Briefen an seinen Bruder. Je seltener nun eine solche Zwillingsliebe ist, die in Kügelgen's Aeußerungen fast einem Selbstgespräche gleich kommt, um desto mehr schien es mir Pflicht zu seyn, so wenig als möglich von diesen Bekenntnissen zurückzubehalten. Es durfte selbst mancher kleine, an sich unbedeutende Umstand nicht weggelassen werden, der, außer dem Zusammenhange, wol überflüssig erscheinen möchte, in demselben aber zur genaueren Bezeichnung der Individualität viel beiträgt und der Physiognomie des Ganzen Farbe, Ton und Leben verleiht.

Darum danke ich der Gattin und dem Bruder des Verewigten im Namen der Wahrheit, daß sie die Briefe des innigsten Vertrauens in meine Hände legen wollten. Ich habe von manchem, was der zartere Frauensinn so gern nur in des Herzens Verborgenheit bewahrt, den Schleier aufgehoben und selbst das schöne Geheimniß der Liebe vor die Oeffentlichkeit hingestellt; allein wer könnte an die Unschuld auf Erden noch glauben, wer das reine Gemüth unsers Gerhards ganz erkennen und würdigen, wenn man nicht in die Seele dieses guten Menschen blicken dürfte und sehen, wie sein Herz die heiligsten Verhältnisse des innern Lebens umfaßte, voll Demuth und voll Liebe? Es verzeihe mir also die edle Frau, die der Stolz und die Freude seines Lebens, die der Kranz seiner Meisterschaft war, daß ich Stellen aus Gerhards Briefen mitgetheilt habe, die sie selbst, bei dem Wunsche ihres Herzens, in der gewohnten Verborgenheit zu blei-

ben, nur mit Erröthen und tiefer Wehmuth lesen kann. Doch der geliebte Bruder des Verewigten möge mich entschuldigen! Er schrieb an mich bei Uebersendung der Abschriften von den Briefen seines Gerhards:

„Was der Bruder in dem innigsten Vertrauen zu dem Bruder spricht, von Dingen, die dem Menschen am theuersten und heiligsten sind, Geständnisse, die oft nur aus der im Innersten bewegten Seele sich ergießen, oder auch wol flüchtige Bemerkungen über Kunst und thörichtes Thun und Treiben der Menschen um ihn her, und dieß in Ausdrücken ohne Wahl, wie sie die augenblickliche Stimmung eingibt: dieß Alles in seiner Nacktheit dem Publikum preiszugeben — man treibt ja wol mit Höherem und Würdigerem sein Gespött — mein ganzes Inneres sträubt sich dagegen! — Doch hier ist die Rede, dem allgemein geliebten und geachteten Künstler ein Denkmal zu setzen, und so mögen diese Blätter hingenommen werden, als mit Thränen bethaute Blumen, die der Bruder dem Bruder auf das Grab streut. Sollten auch dem Zurückgebliebenen Dornen daraus erwachsen — immerhin!"

Keine Dornen, edler Mann, werden aus diesen Briefen erwachsen, nur willkommene Früchte, von der Kraft eines solchen Vorbildes in seinen Kindern erzeugt. Und gäbe es wol einen Menschen, der sich nicht freuen sollte, daß ihm hier eine so seltene Liebe wie die, welche die Zwillingsbrüder aneinander band, lebendig vor die Augen tritt? Der Wahrheitliebende wird in der Zusammenhal-

tung dieſer ſchriftlichen Aeußerungen des engſten Vertrauens eine abſichtloſe Autobiographie erkennen; dem denkenden und fühlenden Menſchen aber kann das eigenthümliche Weſen unſeres Künſtlers, in deſſen frommem und liebendem Gemüthe ſich die Welt auf eine ganz beſondre Weiſe abſpiegelte, nur die anziehende Beſchauung eines pſychologiſchen Gemäldes gewähren.

In der Anordnung des Einzelnen habe ich größtentheils die Zeitfolge beobachtet; doch glaubte ich nicht nur mehrere menſchliche Verhältniſſe, ſondern auch einige Bilder des Meiſters aus ſeiner früheren Zeit mit ſpäteren in der Darſtellung ſeines Lebens verbinden zu müſſen, ſobald jene durch ihren fortwirkenden Einfluß auf ſeinen Charakter, dieſe aber durch die Ideen-Verwandtſchaft zuſammengehörten, oder von dem Künſtler gleichzeitig in ſeinem Gemüthe empfangen worden waren. Der älteſte Sohn des Meiſters, Wilhelm von Kügelgen, hat dazu, nach der Wahl und dem Rathe ſeines Lehrers, des Herrn Prof. Hartmann, die Umriſſe und das Bruſtbild gezeichnet, welche von einem geſchickten hieſigen Künſtler, Herrn Gottſchick, Mitglied der Akademie, geſtochen worden ſind. Der verſtorbene Brockhaus hat dabei keine Koſten geſcheut und ſo auch hier, wie bei größeren Unternehmungen gezeigt, daß er Literatur und Kunſt nicht bloß als Kaufmann, ſondern als ein edler Mann von Geiſt und Bildung betrachtete und werth hielt. In den Anmerkungen am Schluſſe habe ich einige Nebendinge erklärt, die in der Biographie vorkommen. Ueber die da-

ſelbſt erwähnten Schwarzen Häupter ſind ſeit dem Abdrucke nähere Mittheilungen durch den gehaltvollen Hesperus des Hofraths André (1823, Nr. 269) bekannt gemacht worden.

Kügelgen's Name hat, gleich Winckelmann und Schweigger, durch ein grauenvolles Schickſal, das ihn auf der Mitte ſeiner Laufbahn zu Boden warf, eine traurige Berühmtheit erlangt. Darum habe ich nach den Acten dieſen ſchon an ſich merkwürdigen Criminalfall — nicht ohne die ſchmerzhafteſte innere Bewegung — nachdem das Ganze ſchon vor mehrern Monaten abgedruckt war, am Schluſſe des Anhangs erzählt; eine Beilage, die jeder, welcher von ſolchen Greueln ſein Auge abwendet, überſehen mag. Schweigger's furchtbares Verhängniß gab Gelegenheit zur Begründung des in Halle geſtifteten und vom Könige beſtätigten Vereins zur Verbreitung von Naturkenntniß und höherer Wahrheit. — Roſetti unternahm und vollzog die Errichtung eines Denkmals auf Winckelmann, und Sickler empfahl für denſelben Zweck die Stiftung eines Muſeums von Kunſtſchätzen aus Olympia. — Gerhards von Kügelgen Andenken erhalten ſein Herz und ſeine Kunſt. Dieſe Schrift ſey daher bloß ein Denkſtein der Wahrheit und der Freundſchaft, auf dem einfachen Grabhügel eines beſcheidenen Künſtlers und guten Menſchen!

Dresden, in der Oſterwoche 1824.

F. Ch. A. Haſſe.

1. Die Zwillinge.

In dem fröhlichen Rebenlande zwischen Mainz und Coblenz lebte zu Bacharach am Rhein vor etwa funfzig Jahren eine glückliche Familie. Der Vater, Franz Kügelgen, kurcölnischer Hofkammerrath, war ein deutscher Biedermann, erfahren im Geschäft und geordnet in Allem, was er that. Die Mutter, Maria Justina, geborne Högg, eine heitere, oft fröhlich gelaunte Matrone, trug ein Herz voll Innigkeit in Brust und Auge. Sie war noch im Alter eine schöne Frau, und ihr Gesicht, in welchem man die Züge ihres Gerhards erkannte, das Abbild einer frommen Seele. Was sie vor vielen Frauen ihrer Zeit auszeichnete, war ein von religiösen Vorurtheilen unberührt gebliebner, heller und klarer Verstand. Drei Söhne und zwei Töchter machten der beiden Gatten Reichthum aus, und ihr Glück. So lebten sie, bei mäßigem Vermögen, in häuslich-stiller Behaglichkeit, und erzogen ihre Kinder mit treuer Sorgfalt, besonders in der Furcht des Herrn.

Die Familie Kügelgen bekannte sich zur römisch-katholischen Religion. Sie war fromm ohne Stolz und eifrig ohne Sectenhaß. Denn in dem kleinen Bacharach, dessen dreizehnhundert Bewohner — Lutheraner, Reformirte und Katholiken — auf den Ruf Einer Glocke, zu derselben Stunde sich in drei Gemeinden und drei Kirchen versammelten, schien der Unfriede des Glaubensunterschieds nicht bekannt zu seyn, am wenigsten in dem Hause des braven Hofkammerraths.

Noch lebte ein andres würdiges Mitglied der Familie: der Großvater Högg. Er hieß Hofrath und bekleidete ein wichtiges Amt zu Rhens, wo er auch angesessen war. Thätig, rechtschaffen und menschenliebend, dabei echt religiös-katholisch, und ohne ein Frömmler zu seyn, wohlwollend gegen andre Glaubensgenossen, verkannte er selbst Luthers Verdienste nicht, und nahm sich der damals noch bedrückten Juden mit christlicher Menschenfreundlichkeit an. Dieser wackere Mann hatte das Herz und den Geist seiner Tochter vorzüglich zur religiösen Duldung hingeleitet, und schon dadurch auf die Bildung seiner Enkel wohlthuend eingewirkt. Ein Sohn von ihm ist der würdige Pfarrer Högg in Salzig, einem Dorfe unweit St. Goar am Rhein.

Joseph Ignaz Kügelgen, der älteste Sohn, sollte studiren, um einst die Stütze der Familie zu seyn. In der Folge erhielt er des Vaters Stelle, und starb im Jahre 1821. Auf ihn folgten die Zwillingsbrüder Franz Gerhard und Karl Ferdinand. Sie waren geboren zu Bacharach am sechsten Februar 1772. Karl hieß der

Jüngere, weil er funfzehn Minuten ſpäter auf die Welt gekommen war, als Gerhard. Beide hörten, ſchon erwachſen, ihre Mutter öfter ſagen, daß ſie anfangs ſich nicht habe freuen können über den gedoppelten Segen ihres Glücks, in der Vorſtellung der dadurch vermehrten Sorge und Pflege; als man ihr aber die wohlgebildeten Kleinen in die Arme gelegt, habe ſie keine größere Bitte zu Gott geſchickt, als um die Erhaltung ihrer Zwillinge. — Mit Beihülfe einer Amme wurden beide wechſelweiſe genährt, jetzt an der fremden, dann an der Mutter Bruſt.

Dieſelbe Stunde der Empfängniß und Geburt hatte den Zwillingen eine täuſchend ähnliche Körperform gegeben. Nichts konnte ſie unterſcheiden als der Raum, der ſie trennte, und in der zarten Kindheit war ihre Aehnlichkeit ſo groß, daß ſie gleich nach der Geburt durch ein Abzeichen vor Verwechſelung geſchützt werden mußten. Selbſt die Mutter konnte ſich nur durch Bezeichnung der Kleinen mit verſchiedenfarbigen Bändern gegen die Namen-Vertauſchung ſichern. Aber auch bei ihrem Heranwachſen und noch in ſpätern Jahren fanden oft die ſonderbarſten Irrungen Statt, wie man ſich Aehnliches wohl bei einer doppelt herumwandelnden Perſon vorſtellen kann. 1)

Eben ſo ihr inneres Leben. Wie aus Einer Herzwurzel entſproſſen, blühte es auf in wunderbarer Verſchwiſterung und Harmonie, als hätte die Natur ihrem Geiſte dieſelben Fittige und ihrem Herzen Einen Pulsſchlag gegeben. Vereinigt im Leben durch Geſinnung und

1) S. die Anmerkung am Schluſſe.

Thatkraft, sollten sie, wie die Doppelblüthe Eines Zweiges, von gleicher Lust und Liebe zu dem Wahren, Guten und Schönen, als von Einer Sonne durchglüht, zu jener seltnen Doppelfrucht heranreifen, die eine Zierde war in dem Garten Gottes, in dem stillen Heiligthume der schönen menschlichen Natur.

Daher begegneten sich die Zwillinge, von gegenseitiger Liebe und Sehnsucht angezogen, oft unwillkürlich auf einem und demselben Wege ihrer geistigen und sittlichen Entwickelung. Wie gleichbesaitete Aeolsharfen berührte sie fast jeder Hauch des Lebens. Ja in großer Ferne noch vereinigte die Getrennten mit magischer Gewalt derselbe Zug und die verwandte Erhebung ihres Gemüths, so daß eine geheimnißvolle Kette selbst die äußern Schicksale ihres Doppellebens bedeutungsvoll umschlang. Das Daseyn des Einen ergänzte gewissermaßen das Daseyn des Andern. Wenn späterhin der Genius des Jüngern in seinem Fluge hoch über Berg und Thal die Außenwelt mit hellen Augen freundlich betrachtete, so senkte der feurige Blick des Aeltern sich ernst und sinnend in die heilige Tiefe des menschlichen Gemüths. Liebend umfaßte Karl mit seinem Herzen die Natur, Gerhard die Gemüthswelt.

Also zeigte jedem die eigenthümliche Richtung seiner Kraft auch die besondre Richtung seiner Künstlerbahn. Zwar leiteten sie von außen her zu verschiedner Entwickelung Ort und Zeit, Erziehung und Verhältnisse. Doch gingen beide Brüder, gleichsam Hand in Hand, Eines Herzens, gleichen Sinnes, die ersten zwei und zwanzig

Jahre ihres Lebens Einen Weg. Die Erzählung darf daher in Gerhards Leben nicht trennen, was beiden gleich beschieden war, und wodurch Natur und Schicksal das seltene Zwillingspaar in Schmerz und Lust zu Einem Wesen auf das Innigste verbunden hatte.

2. Die erste Erziehung.

Die Zwillinge wuchsen heran in steter Gesundheit zur großen Freude der Aeltern und zu nicht geringer Verwunderung Aller, welche die Knaben sahen; ja sie wurden in der ganzen dortigen Gegend, wo dergleichen Erscheinungen ungewöhnlich waren, als kleine Wunderthiere angestaunt. Die Kinderkrankheiten überstanden sie leicht, nur mit dem Unterschiede, daß Gerhard, der Erstgeborne, dessen ganzer Naturbau ein wenig zarter geformt war, auch diese Krankheiten in etwas geringerm Maße empfand, als Karl. Unter dem schönen Himmel des Rheinlands stärkte beide Brüder zu frischer Knabenlust die milde Wärme eines harmlosen Familienlebens, und unter den Augen ihrer frommen, liebevollen Mutter entfaltete sich ihr zartes Kinderherz zur reinen Blüthe der Unschuld. Vorzüglich weckte schon früh in Gerhards Seele der sanftere Wohllaut häuslich stiller Freuden den Sinn für jenen Einklang des innern Lebens, der unter allen Mißtönen des äußern der Grundton seiner Empfindung blieb, und man sah es noch an seinen letzten Werken, daß er, von der Liebe für die Liebe auferzogen, als viel und hart ge-

prüfter Mann die Unschuld seiner Kinderzeit in dem Heiligen gesucht und wiedergefunden.

Das Leben in der Aeltern Hause war einfach und gesellig froh. Nichts störte die Ruhe der Familie, welche Vater Kügelgen, ein sanfter Mann, über Alles liebte, als etwa ein Verdruß mit den pfälzischen Beamten, wenn diese die Gerechtsame des Kurfürsten von Cöln, die derselbe in Bacharach aus früherer Zeit noch besaß, und deren Verwaltung einem Hofkammerrathe übertragen war, hier oder da zu beschränken suchten. Auf die deshalb in Bonn bei den kurfürstlichen Behörden von Gerhards Vater erhobne Klagen konnte wenig geschehen; also blieb es jedesmal bei der Förmlichkeit des Widersprechens. Doch bemühte sich die besorgte Mutter, das Aergerniß, wo sie nur einen Ausweg fand, zu entfernen. Als eine entschlossene Frau, die sich, wo es galt, stark genug fühlte, um selbst einzutreten und zu handeln, that sie vieles allein ab. Ihr Unternehmungsgeist schien auf die Zwillinge übergegangen zu seyn, was man schon in den Spielen der beiden Knaben sehen konnte. Bis auf diese Verschiedenheit zwischen Vater und Mutter, indem jener überhaupt zarter Natur und etwas schwächlich, diese aber kräftig und gesund war, herrschte in der Familie nur Ein Ton der Eintracht, der Ordnung und Frömmigkeit. Die Zwillinge sahen in dem Vater, der sich nie eine Ausnahme von der Regel erlaubte, das Beispiel strenger Pflichtmäßigkeit in allem Thun. Damit verband er auch im Aeußern eine gewisse anständige Feinheit und eine Sorgfalt in der Kleidung, daß er nie anders ausging, als wie es der Anstand

mit sich brachte, im goldnen Tressenkleide und mit dem Degen an der Seite. „Mein Auge," erzählte Gerhard aus seinen Jugendjahren, „hing an ihm mit sichtlichem Wohlgefallen, und er war ganz mein Ideal in seinem Thun und Seyn. Nie hatten wir ihn in Leidenschaft gesehen, und er verstand durch Rührung so auf unser Gemüth zu wirken, daß es von ihm keiner harten Mittel bedurfte. Meine größte Strafe war, ihn über mich betrübt zu sehen."

Gegen Abend kam gewöhnlich Besuch: Verwandte und Freunde, auch viele Bekannte aus dem Kapuzinerkloster. Das Haus des Hofkammerraths ruhte ja so behaglich unter dem Schutze des Krummstabs! Die gastfreundliche Familie behielt die Fremden oft zum Abendessen da, wo die Mutter ihre Gäste als gute Köchin, und der Vater sie als Kellner zufrieden stellte. Ein solcher Abend wurde nie ohne einen fröhlichen Gesang beschlossen, in welchen die ehrwürdigen Väter Kapuziner stets wohlgelaunt mit einstimmten.

Der erste Schritt aus diesem Hause des Friedens und der Ruhe störte den leichten Frohsinn der beiden Knaben, wie ein scharfer Stein den zarten Fuß verwundet. Gewöhnt an eine überaus liebreiche Behandlung von Seiten ihrer Aeltern, wurden sie bald nach dem vierten Jahre zu einer betagten Jungfrau in die Schule geschickt, die sie im Lesen und in den ersten Religionsbegriffen unterrichten sollte. Der gebieterische und etwas herrische Ton dieser grämlichen A. B. C.-Monarchin fiel den Knaben schwer aufs Herz; doch fügten sie sich willig in die strenge

Ordnung. Eines Tages aber, als Bruder Karl im Buchstabiren nicht gut bestehen mochte, ließ die gestrenge Jungfer das Scepter ihrer Ruthe seine zarten Händchen fühlen; darob ergrimmte der kräftige Knabe, dem eine solche Behandlung wildfremd und unerträglich war, und er bestrebte sich, mit lautem Schreien die Zuchtmeisterin zu entwaffnen. In demselben Nu setzte Gerhard über Tisch und Bänke und eilte dem Bruder, dessen Sache ihm sehr gerecht erschien, zu Hülfe. Auch würden beide Kämpfer den Sieg über die Gebieterin, welche, verwachsen und schwächlich, nur auf Krücken sich bewegen konnte, davon getragen haben, wenn nicht diese alle ihre Vasallen zu Hülfe gerufen und dadurch die beiden Rebellen zur Unterwerfung genöthigt hätte. Das Verbrecherische ihres Widerstandes wurde nun den Zwillingen auf das Nachdrücklichste verwiesen, und was ihrem weichen, bald zur Erkenntniß gekommenen Herzen das Schmerzlichste war, den Aeltern kund gethan.

In dem Religionsunterrichte zeigte die alte Schulmeisterin großen Eifer. Sie prägte Gottesfurcht ein, aber noch tiefer die Angst vor dem Teufel. Mit lebendiger Darstellungsgabe übertrug sie ihre Ansichten auf die Zwillinge und strafte mit Worten so eindringend, daß Gerhard es für unaussprechlich schwer hielt, den Himmel zu verdienen. In seinem zarten Alter weinte er oft ganze Nächte darüber, daß er geboren sey, um bei aller seiner überaus großen Sehnsucht nach der Seligkeit Gottes, dennoch — was er oft hören mußte — ein „verruchtes Teufelskind" zu bleiben. In seiner Herzensangst konnte er

die Möglichkeit, der Hölle zu entgehen, fast gar nicht begreifen. Verdüstert wandte sich der Blick des Kindes ab von der Erde und ihren Blumen. Die Schauer des Unsichtbaren durchbebten sein Inneres, und der erste Spiegel seiner Phantasie waren dunkle Gefühle und die bangen Erwartungen der Ewigkeit. So wuchs er — wie er nachmals selbst bekannte — bis zu seinem sechsten Jahre heran mit wenig Hoffnung und desto mehr Furcht im Herzen; doch hegte er noch im Stillen einiges Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes, und vorzüglich auf die Macht der allein selig machenden Kirche.

3. Die Zwillinge in der Residenz.

Die Brüder waren sechs Jahre alt, als die Aeltern sie mit nach Bonn nahmen, wo der Vater jährlich seine Rechnung abzulegen hatte. Gerhard erzählt in einem Aufsatze *), der sich unter seinen Papieren gefunden hat, von ihrem Aufenthalte daselbst Folgendes:

„Wir befanden uns etwa acht Tage in der Residenz, und äußerten das Verlangen, den Kurfürsten zu sehen.

---

*) Gerhard hat diesen Aufsatz, der Fragment geblieben ist, im Jahre 1811 niedergeschrieben. Er betrifft nur die ersten Jahre seines Lebens. Mehrere Stellen desselben zeigen, wie richtig Gerhard in sein durch die ersten Jugendeindrücke bald zur Kunstliebe, bald zu trüber Mystik und Ascetik hingeleitetes Gemüth geblickt hat. Sie sollen, da das Ganze sich zur Mittheilung nicht eignet, ausgehoben und in die Erzählung seines Lebens eingerückt werden.

Wir dachten ihn uns nicht anders, als mit Scepter, Reichsapfel, Krone und einem reichen Purpurmantel, auf goldnem Throne ſitzend und von einem Heiligenſcheine umgeben. Wie verwundert waren wir daher, als uns der Führer bei einer öffentlichen Tafel einen alten Mann im ſchwarzen Rocke mit weißer Perücke und keinen andern Abzeichen, als einem diamantnen Kreuze an einem rothen Bande um den Hals, zeigte und ſagte: „Das iſt der Kurfürſt.“ *) — An der ganzen Tafel erſchien uns keiner weniger fürſtlich, und unſre Unzufriedenheit war ſo groß, daß wir eben wieder fort wollten, als ein Diener des Fürſten uns zu ihm berief. Wir folgten ihm nur ungern und wurden erſt dann freundlich geſtimmt, als die ſchöne Gräfin Taxis, welche neben dem Kurfürſten ſaß, uns die Hüte mit Zuckerbrod füllte. Alle Fragen wurden nun mit Freundlichkeit und großer Beſtimmtheit beantwortet, und mein Bruder Karl, ſtets etwas keckerer Natur als ich, trat dem Kurfürſten immer näher. Auf die Frage aber, welcher der Aeltere ſey, erfolgte nicht gleich eine Antwort. Ich ſchwieg aus Beſcheidenheit über den Vorzug des Erſtgebornen, mein Bruder aus Unmuth, daß er dieſes einzige Vorrecht mir zugeſtehen mußte. Nach einer Pauſe, während welcher wir uns mit den Hüten unterhalten hatten, ſagte endlich Karl: „Es iſt Einer accurat ſo alt

*) Es war der Kurfürſt Maximilian Friedrich, aus der ſchwäbiſchen Reichsgrafen-Familie von Königseck-Rothenfels, geboren im Jahre 1708. Er ſtarb den 15. April 1784.

wie der Andre." — „Unmöglich," erwiederte der Kurfürst, „Einer muß nothwendig der Aeltere seyn!" — „Nun der da," versetzte Karl, indem er mit dem Daumen über die Achsel auf mich, der hinter ihm stand, hinwies, — „ist eine Viertelstunde älter als ich." — Die Gräfin Taxis hatte ihre Freude an den Knaben und machte sich vielerlei mit ihnen zu schaffen, während der Kurfürst über etwas nachzusinnen schien. Auf einmal wandte er sich mit der Frage an uns: ob wir nicht Canonici werden wollten? Die Antwort kam wie aus Einem Munde mit einem vernehmlichen: Nein! — „Und warum denn nicht?" fragte der verwunderte Kurfürst, indem er uns gütig ansah. „Wir wollen heirathen," antworteten wir kurz und gut wieder aus Einem Munde, zur großen Belustigung der ganzen Tafel. — Wir hatten nämlich erzählen hören, daß der Kurfürst viele Präbenden und Canonicate zu vergeben habe, und sie den Kindern, deren Aeltern er begünstigen wolle, zu schenken pflege; daß damit die Anweisung auf ein müssiges, sorgenfreies Leben verbunden sey, daß aber die Empfänger, als katholische Geistliche, nicht heirathen dürften. Nun waren uns Zwillingen schon vom fünften Jahre und früher die kleinen Mädchen viel interessanter vorgekommen, als die Knaben, und Eine war stets die Königin in unsern Herzen. Da diese also schon vergeben waren, so konnte natürlich das scherzhafte Anerbieten des Kurfürsten keinen Eindruck auf uns machen."

Diese sonderbare Audienz war zum Stadtgespräch geworden, und hatten die Zwillinge schon vorher ihrer auffallenden Aehnlichkeit wegen die Aufmerksamkeit vieler Men-

schen erregt, so liefen ihnen nun große und kleine Kinder auf den Straßen nach, um anzustaunen die heirathslustigen Ehestands-Candidaten von sechs Jahren.

4. Die Grammatik und die erste Beichte.

Kaum waren die Aeltern nach Bacharach zurückgekehrt, so wurden die Zwillinge aus den Händen der Jungfer Lehrmeisterin genommen und dem Rector einer lateinischen Schule überantwortet. Bei diesem lernten sie die Anfangsgründe der lateinischen Sprache und nebst dem Religionsunterrichte nur noch die Geschichte des alten Testaments. Doch blieb ihnen Zeit genug übrig zu mehr als einer Lieblingsbeschäftigung. Der Rector war von Natur ein herzlich guter Mann, aber bei hypochondrischer Gemüthsverstimmung sehr cholerischen Temperaments. Wenn er seine Schüler bestrafen mußte, so verleitete ihn der Eifer nicht selten bis zur Wuth, in der er sich selbst nicht kannte, noch zu mäßigen vermochte. Er hatte daher, um sich Schranken zu setzen, das Gelübde gethan, kein Kind mehr am Leibe zu strafen.

Auf Gerhard machte diese Erfahrung, als er später darüber nachdenken lernte, einen tiefen Eindruck, und er äußerte sich darüber auf folgende, sein Inneres genau bezeichnende Art:

„Der Rector hielt mannhaft das sich selbst gegebne Wort. Es ist zu bewundern, was ein kräftiger Wille über die Leidenschaften des Menschen vermag, wenn er

erst die Nothwendigkeit, sich selbst zu beherrschen, eingesehen hat. Zu dem Glück der Zwillinge fiel gerade des Rectors Gelübde in die Zeit ihrer Aufnahme in seine Schule. Die offne Vertraulichkeit, mit welcher wir uns diesem gefürchteten Schulregenten näherten, unterschied uns auffallend von den ältern Schulknaben, in welchen eine knechtische Furcht sichtbar zurückgeblieben war. Da sie von seinem geheimen Gelübde nichts wußten, von welchem auch wir erst in spätern Jahren unterrichtet wurden, so glaubten sie, daß das zarte Zwillingspaar auf diesen grimmigen Saul besänftigend, wie weiland Davids Harfenspiel, eingewirkt habe. Diese Meinung brachte in unsern Mitschülern eine gewisse Achtung, ja eine Art von heiliger Scheu gegen uns hervor."

„Wir hatten nun unser siebentes Jahr erreicht, und man fand uns würdig, zum Sacramente der Beichte zugelassen zu werden. Noch von der Schule der ersten Lehrmeisterin — der Jungfer Annamarie — her, war die Vorstellung von der Sündhaftigkeit des Menschen in mir so groß, daß, unter einem Dutzend Sünden einen Tag zu verleben, ich für unmöglich hielt. Es wird sich vielleicht kein Mensch eine Vorstellung machen von der Trostlosigkeit, in welche ich mich versunken fühlte, als es nun darauf ankam, dem Priester an Gottes Statt in deutlichen Worten Rechenschaft zu geben über die sündhaften Gedanken und Handlungen meines strafbaren Lebens. Vergebens rief ich den heiligen Geist um Gnade und Beistand an, mir in meinem verstockten Herzen alle meine Sünden zum deutlichen Bewußtseyn hervorzurufen. Ich hielt mein

Herz für ganz vom Teufel beſeſſen, weil mir keine einzige Miſſethat ins Gedächtniß kommen wollte. Daß ich meinen Aeltern manchmal ungehorſam geweſen, daß ich wohl auch über meinen Bruder bisweilen Verdruß empfunden, war alles, deſſen ich mich erinnern konnte bei dem Gefühle der beſtimmten Ueberzeugung, daß ich gewiß ein ſehr ſündhafter Menſch ſey. Man hat bei den Katholiken ein Büchelchen, das man einen Beichtſpiegel nennt, worin alle möglich vorkommende und gangbare Sünden aufgezeichnet ſind; dieſe wollten aber leider nicht auf mich paſſen. Mein Bruder Karl, etwas leichtern Blutes als ich, hatte ſeine Sündenlaſt ſehr bald dem Pater zu Füßen gelegt, und war mit der Abſolution, wie ein Vogel ſo leicht, ſchon längſt davon geeilt, als ich, faſt in Thränen aufgelöſt, noch immer nicht zur Gnade des Bewußtſeyns gelangen konnte. Endlich gelangte ich zu dieſer Erkenntniß, und ich nahm aus meinem Beichtſpiegel eine Anzahl Sünden, die mir ſo einigermaßen möglich ſchienen, zuſammen und klagte mich mit dem Gefühle der Zerknirſchung meinem Beichtvater als die ſündhafteſte Creatur an. Ich bin überzeugt, daß der gute Pater im Stillen für ſich gelächelt hat über manche ſonderbare Sünde, deren ich mich ſchuldig zu fühlen glaubte. Indeß erhielt ich die erſehnte Abſolution, und es fiel mir wie Schuppen von der befleckten Seele, die ich nun in dieſer Engelreinheit gar zu gern dem lieben Gott hingegeben hätte."

5. Pater Landulf, der Kapuziner.

Vor der Stadt Bacharach lag ein Kapuzinerkloſter, deſſen Kirche die Pfarrkirche der katholiſchen Gemeinde war. Der Paſtor wurde daher aus der Mitte jener Kapuziner genommen, jedoch öfter von einem neuen Prediger aus einem andern Kapuzinerkloſter erſetzt, weil es bei dieſem Orden Sitte iſt, daß die Mönche, nach der Anordnung des Pater General, bald aus dieſem bald aus jenem Kloſter ihre Stellen mit einander tauſchen.

Einige Zeit nach der Zwillinge erſter Beichte wurde jene Paſtorſtelle mit einem überaus würdigen Manne beſetzt, deſſen Namen Gerhard, ſo lange er lebte, nie ohne die gerührteſte Dankbarkeit ausſprach. Dieſer treffliche Mann, — Pater Landulf, ein wahrer Chriſt und einer der liebenswürdigſten Menſchen im Umgange, der nach der Revolution als Pfarrer in Bacharach blieb, — nahm ſich der Zwillinge recht väterlich an. „Sein vernünftigerer Religionsunterricht," ſagt Kügelgen in dem Bruchſtücke aus ſeinem Leben, „entzündete gleichſam ein neues Tageslicht in meiner Seele. Die wahre Gottesfurcht erfüllte jetzt mit freudiger Liebe zu Gott mein Gemüth. Dadurch erwachte in mir der hellere Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne."

Wenn Gerhard Zeit ſeines Lebens, ungeachtet ſeines Hanges zur Schwärmerei und Schwermuth, ein wahrhaft frommer und helldenkender Katholik geblieben iſt, gleich weit entfernt von Frömmelei und Unduldſamkeit, wie von Leichtſinn oder Heuchelei, ſo dankte er dies eben ſo ſehr

der christlichen Gesinnung des frommen Landulf, als dem Beispiele seiner Mutter und seines Großvaters. „Das Kindliche und Reinmenschliche," — sagt er selbst, — „welches ich in dem Sinne und Geiste des geläuterten katholischen Cultus — ungeachtet manches sonst Tadelnswerthen — gefunden habe, hat mein reges, warmes Gemüth so ergriffen, daß ich es für das größte Glück meines Lebens erachte, meine Jugend im katholischen Gottesdienste verlebt zu haben. Was reinmenschlich ist, das ist auch göttlich." — „Doch," setzt er hinzu, „wer bei dieser Aeußerung lächeln kann, den werde ich deswegen um nichts geringer achten, indem man sich über nichts weniger deutlich mittheilen kann, als über Gegenstände des Glaubens, wo man so gern von Vorurtheilen sich beherrschen läßt." — Wie sehr das in dem Knaben schon vorherrschende sinnliche Gefühl, nach dem dämonischen Einflusse des ersten Unterrichts auf seine geängstigte Einbildungskraft und auf sein weiches Herz, durch den katholischen Cultus angezogen und zu der lebhaftesten Thätigkeit nach innen erweckt werden mußte, gestand Gerhard in seinen spätern Jahren selbst ein: „Die Lebenswärme in dem katholischen Cultus, die geheimnißvollen Ceremonien, die alle Sinne erfreuende Pracht und Freudigkeit, die Musik und die kräftigen, fast leidenschaftlichen Kapuzinerpredigten, die mehr noch durch Stimme, Ton und Geberden, als durch das vernünftige Wort die Menge überzeugten, ferner die Andachtsübungen bei Licht und Fackelschein, die Processionen und feierlichen Begräbnisse: Alles dies zusammen wirkte mit solcher Gewalt auf mein kindliches Gemüth,

daß ich damals nicht begriff, wie der größere Theil der Einwohner von Bacharach lutherisch und calvinisch bleiben konnte."

Nur sträubte sich sein weiches Gefühl voll Liebe gegen den Gedanken, daß alle Nichtkatholiken der Hölle angehören sollten. Er hatte oft darüber in frühern Jahren geweint und sich gekränkt, daß er die Juden und Protestanten nicht lieben dürfe, weil sie, nach seinem ersten Glauben, dem Teufel ergeben wären; darum fand er einen großen Trost in Landulfs Unterricht, der ihn auf die Worte von Christus hinwies: Verdammet nicht, damit auch ihr nicht verdammet werdet. — „Der Satz," bemerkt Kügelgen in dem gedachten Fragmente, „daß die katholische Religion die alleinseligmachende sey, blieb freilich stehn; allein der fromme Pater rettete unsere protestantischen Mitbürger dadurch, daß er sagte: Es sey nicht die Schuld eines Menschen, in welcher Religion er erzogen würde; diese werde durch Gewöhnung seine Ueberzeugung. Der Glaube aber, die wahre Religion zu besitzen, vertrete gleichsam die Stelle der wahren Religion selbst; und wenn diese Menschen in andern Religionen auch nicht die vielen ergiebigen Quellen zur Seligmachung, wie in der katholischen Religion, zu besitzen die Gnade hätten, so könne man sie doch nicht geradezu verdammen und behaupten, daß Gott solche gläubige Seelen nie zu sich rufen und an sein liebendes Vaterherz nehmen werde."

„Mit des frommen Landulfs Ansicht der Dinge war mir ein neues Leben gegeben; doch währte es eine Zeitlang, bis ich zu dem Grade von Liebe mich erwärmt

fühlte, daß ich mein Herz allen Menschen aufschloß. Ich hing nun mit einer Art von Schwärmerei an allem, was aus dem Munde des guten Paters ging."

Die Zwillinge erhielten die Erlaubniß, den Katechismus nicht Wort für Wort auswendig lernen zu dürfen, und eine jede Frage nur dem Geiste nach zu beantworten. Bald übertrafen sie darin alle ihre Mitschüler, so daß man sie oft, wenn sie abwesend waren, sowohl im Fleiß und Nachdenken, als auch in ihrem frommen und friedlich stillen Wesen zum Muster aufstellte. Die Brüder hörten zwar von ihren jungen Freunden, wie Gerhard erzählt, was man ihnen für Vorzüge, verdient oder unverdient, beilegte; allein sie wurden dadurch nicht zum Dünkel oder zur Eitelkeit verführt, was dem Menschen alle natürliche Liebenswürdigkeit entzieht. Kügelgen war geneigt — und er hatte darin vollkommen Recht — diese Bescheidenheit der wahrhaft religiösen Gesinnung, welche in ihnen sich gebildet hatte, zuzuschreiben, da, wie er selbst sagt, „das so schöne Gefühl der Demuth sich nur in der steten Unterwürfigkeit vor dem höchsten Wesen entwickeln kann."

Indeß war es natürlich, daß die Zwillinge, welche man gern auszeichnete und deren man sich bei allen religiösen Ceremonien, bald an Festtagen als Chorknaben, bald als Fahnenträger bei Processionen bediente, durch solche kleine Vorzüge ein erhöhtes Selbstbewußtseyn erhielten, das sie nie zur Gemeinheit herabsinken ließ, das sogar ihrem ganzen Wesen ein gewisses vornehmes Aeußere verlieh, welches späterhin oft als Stolz angesehen wurde. Dazu kam noch ihre Lieblingsbeschäftigung, von

der bald mehr gesagt werden wird, welche sie ebenfalls von den gewöhnlichen Spielen der wilden Stadtjugend absonderte und auf ihr eignes Thun und Treiben zurückführte.

Pater Landulf war zwölf Jahre lang der Lehrer der Zwillinge und blieb stets ihr väterlicher Freund. Dafür liebten sie aber auch den frommen Mann mit aller Treue ihres kindlichen Gemüths. Was er ihnen im Leben und für das Leben gewesen ist, wie tief seine Lehren in ihren Herzen gewurzelt haben, welche bleibende Eindrücke insbesondre das weiche Gemüth unsres Gerhards aus dem Umgange mit ihm angenommen, und wie väterlich das Herz des alten Mannes fortwährend an seinem lieben Zögling gehangen hat, davon legt ein Brief das rührendste Zeugniß ab, den der fromme Meister an seine Gattin schrieb, als er ein Jahr vor seinem grauenvollen Tode die väterliche Heimath seiner Jugend wiedersah. Es war der letzte, den sie von ihm empfing!

Mannheim, den 17. Februar 1819.

Gestern Abend, meine geliebte Lilla, kam ich hier an, nachdem ich vorgestern von Bacharach nach Mainz abgereist war. Landulf's letzte Worte zu mir waren: Grüßen Sie von mir Ihre liebe Frau, das herrliche, vernünftige, goldne Weibchen. Als er mich noch begleiten wollte, und ich es nicht litt, hörte ich beim Zumachen der Thüre, daß er mit lauter Stimme weinte. So rührend war mir fast kein Wiedersehn, als da, wo ich neben ihm saß, er meine Hand an sein Herz drückte, nur: o Gott, o Gott! sagen, und ich nur weinen konnte. Er las am Sonntage die

Messe, welche deutsch gesungen wurde, und ich kniete, wo ich vor sieben und zwanzig Jahren zum letzten Male kniete; — alle Erinnerungen meiner Kindheit erwachten, und die dazwischen liegende Zeit war verschwunden. Sah ich nun alle die um mich stehenden fremden Gestaltungen der herangewachsenen Menschen, die noch unveränderten Formen der Mauern und Altäre, die alten Bilder, die mich noch eben so ansahen, — und dann wieder den damals so kräftigen, jugendlich bärtigen Kapuziner, verwandelt in einen von Alter, Kummer und Krankheit zusammengeschrumpften Greis, welcher nur gestützt auf die Chorknaben den Altar erreichen konnte, — so war es fast mehr, als mein Gefühl zu ertragen vermochte. Wie feindselig schneidet doch das Wandelbare in der Zeit in das, was wir als ewige Jugend in unsrer Seele empfinden! —

6. Knabenspiele. Freie Macht des Kunsttriebes.

Die Zwillinge wuchsen auf in der bilderreichen Heimath der altdeutschen Kunst. Von der Natur ausgestattet mit Einbildungskraft und einem lebendigen, tiefen Gefühle, faßten sie eben so innig auf, die Eindrücke der Liebe in dem älterlichen Hause, wie in der Schule die der Furcht vor dem Ewigen und dem Richter der Welt. Also lebten sie Jahre lang in zwei verschiedenartigen Elementen der Empfindung. Die Freuden unschuldiger Kindheit erfüllten ihr Herz, wie die drohenden Bilder des Kirchenglaubens ihren Geist, bis noch zur rechten Zeit das klare Wort der Vernunft aus dem Munde eines Priesters, den sie eben

so hoch über allem Irdischen, als ihrem kindlichen Gefühle nahe erblickten, Herz und Geist durch die Gesinnung frommer Liebe wieder vereinigte. Ihr weicheres Gefühl hatte indessen an Kraft gewonnen, und ihre kindische Phantasie den Sinn für Ernst und Hoheit. Da nun beide zugleich durch die wunderbare Verdoppelung des Einen in dem Andern die Aufmerksamkeit und Theilnahme der Welt, die sie zunächst umgab, erregten, ohne daß jeder in sich allein dieses Vorzugs eigenliebig bewußt wurde; da sie eben durch diese seltne Verschwisterung ihres ganzen Wesens von Allem, was alltäglich und gewöhnlich war, bestimmt geschieden blieben, und überdies noch durch ihr Eintreten in die erhabne Sinnenpracht der äußern Gottesverehrung zu dem Ueberirdischen mächtig sich erhoben fühlten: so durfte nur noch äußerer Bilderreiz in dem eigentlichen Leben und Weben des kindlichen Frohsinns — in ihren Knabenspielen — hinzukommen, und es fiel in ihr von Phantasie und Gefühl tief aufgeregtes, durch Unschuld, Liebe und Religiosität kindlich verklärtes Gemüth der zündende Funke des Kunstsinns.

Knaben mit solchem Herzen, solchem Sinne mußten wohl Ohr und Auge offen haben für die anziehende Kunde von Cölns gefeierter Malerschule, für die reizenden Umgebungen der alten Vaterstadt, für das große, schöne Rheinland mit seinen Bildern und herrlichen Gestalten, und für so vieles Andre, was Gefühl und Einbildungskraft selbst in dem Knabenalter erwecken und beschäftigen kann.

Früh zeigte sich bei den Zwillingen, als sie bei der

HOOVER WAR COLLECTION

alten Jungfer noch das A. B. C. lernten, dieselbe Neigung zum Bilden. Sie formten sich in Wachs allerhand Figuren, die bald mehr, bald weniger gelangen. Dieser Trieb wurde anfangs übersehen oder als etwas Sonderbares nur im Vorübergehen bemerkt. Zufällig führte ein durch Bacharach reisender Pastellmaler die Aeltern in Versuchung, das Zwillingspaar und hierauf sämmtliche Kinder, die damals zwischen sechs und zwölf Jahren alt seyn mochten, abconterfeien zu lassen. Gerhard verlor kein Auge von dem Pinsel des Mannes, und bestürmte, wie Alles fertig war, die Aeltern mit Bitten, ihn mit dem Maler ziehen zu lassen, „weil er gern auch diese Hexerei erlernen möchte." Indeß wunderte er sich, daß des Bruders Karl Bild sprechend ähnlich war, während sein eignes, vielleicht einer tiefer liegenden Individualität wegen, für weniger gelungen angesehen wurde. Hatten sich die Zwillinge vorher schon mit Zeichnen und Färbung spielend beschäftigt, so wurde beides jetzt das Dichten und Trachten des Brüderpaars. In diese Zeit fiel die schon erwähnte Reise nach Bonn. Hier wohnten die Aeltern bei einem alten reichen Oheim, welcher ein Gemäldecabinet hatte. Darin befand sich ein Bild, das die Kreuzigung Petri vorstellte; man hielt es für einen Rubens, weil derselbe Gegenstand von diesem Künstler, ähnlich ausgeführt, in Cöln, seiner Vaterstadt, als Altarblatt zu sehen war. Die Figuren waren lebensgroß und machten besonders auf Gerharden einen gewaltigen Eindruck. „Ich möchte wissen," sagte oft die Mutter, „was meine Jungen an dem alten häßlichen Bilde so schön finden, daß sie gar nicht davon weichen

wollen." Allein Gerharden zog Alles, was Bild war, mächtig an, und sein Verlangen, auch so etwas hervorzubringen, wuchs mit jedem Tage. „Der Name Rubens hatte sich," wie der Meister nachmals oft erzählte, „mit feurigen Buchstaben in meine Seele eingegraben."

Nun wurde in Bacharach mit Herzenslust gezeichnet und gepinselt. Der Schulunterricht ließ ihnen Zeit genug übrig, um sich leidenschaftlich ihrem Kunstspiele hinzugeben, und bald offenbarte sich ihre Lust am Bilden in wunderlichen Gestalten von mancherlei Dingen, die ihrer Knabenphantasie sich darboten, und wodurch sie selbst ihren Mitschülern eine gewisse Achtung einflößten. Zugleich wurden sie dadurch von jeder Verwilderung, selbst von dem Anblicke kindischer Rohheit abgezogen, indem sie am liebsten zu Hause blieben, um sich in lebensfroher Einsamkeit auf ihrem bunten Steckenpferde herumzutummeln. Dazu waren ihnen die kleinen Heiligenbilder und großen Bilderbogen mit marschirenden, exerzirenden und scharmuzirenden Soldaten, welche ihnen ein Mutterbruder, der sie zuweilen besuchte, jedesmal mitbrachte, äußerst willkommen. Sie vervielfältigten die Originale, klebten sie auf Bretchen, stellten sie regimenterweise auf und ließen sie als Preußen und Oesterreicher sich einander große Schlachten liefern. Natürlich mußten hier die Preußen stets den Kürzern ziehen, weil sie — keine Katholiken waren. Bei diesem Spiele wagte Gerhard zuerst, etwas zu erfinden. Er malte mit Pastellstiften, die er sich von dem Maler erbettelt hatte, einen Oberfeldherrn für seine Oesterreicher; denn unter den Bildern fand er keins, das der General

Laudon zu seyn verdient hätte. Wie König Saul über sein Heer hervorragte, so dachte sich Gerhard seinen Laudon. Er malte ihn sogar dreimal größer, als die übrigen Bilder, und der General gerieth vortrefflich zu Aller Freude und Gerhards nicht geringem Stolze.

Eine neue Erscheinung erhob des Knaben Farbenlust bis zur Begeisterung. Die Aeltern ließen sich von einem durchreisenden Porträtmaler in Oel malen. Gerhard war entzückt von den köstlichen Farben; er wich dem Maler, den er für einen weit größern Zauberer hielt, als den Pastellmaler, nicht von der Seite. „Des Vaters Bild," erzählte der Meister selbst aus seinem Leben, „erschien uns, wie er selbst, im Spiegel, und die goldnen Tressen auf seinem Kleide, die nur mit gelber Farbe gemalt waren und doch wie Gold aussahen, schienen mir der Triumph der Malerei." — Nunmehr ging den Zwillingen der Besitz von Farben über Alles. Confect war ihnen nicht so lieb als Goldlack und Carmin. Aber am Ende nahm die bunte Sudelei dergestalt überhand, daß die Spielgelder zum Farbeneinkaufe nicht mehr ausreichen wollten. Desto fröhlicher machte sie die Entdeckung, daß der Bach gar mancherlei farbige Steinchen auswürfe, welche zerrieben eine unversiegbare Farbenquelle eröffneten. An Kreide und Kohlen war auch nie Mangel, und das weitläufige Wohnhaus bot so viel Wandflächen dar, daß bald in allen Winkeln und Gängen die wunderlichsten Gestalten zum Vorschein kamen. Nur das Zeichnen der Köpfe wollte nicht gelingen. Der Porträtmaler hatte zwar den Knaben einige Köpfe im Contour als Vorschrift hinterlassen; „aber

vergebens," heißt es in jenem Fragmente, „strebten wir, sie treu zu copiren, und ich fühlte mich dadurch nicht wenig gedemüthigt. Es kostete mich und meinen Bruder Karl eine schlaflose Nacht, um zu ergrübeln, wie man diese Köpfe auf die leichteste Weise getreu copiren könne? Endlich fielen wir auf ein Mittel, und beim ersten Schimmer des Tags sprangen wir aus dem Bette, legten ein Papier über die Vorzeichnung an die Fensterscheibe, und mit dem Freudengeschrei: Es geht, es geht! hatten wir noch vor der Schulzeit alles getreu copirt, und zeigten triumphirend unser Blatt in der Schule den Kameraden, die unsre Kunst bewunderten. Nur unser Geheimniß hielten wir sorgfältig geheim, selbst vor dem ältesten Bruder, und copirten stets bei verschlossener Thüre. Wunderbar, daß bei meiner ängstlichen Gewissenhaftigkeit diese Täuschung mich nie als etwas Sündhaftes belastete! Aber in meinem Beichtspiegel stand dieser Casus nicht. Doch muß ich gestehen, daß mir bei dem vielen Lobe, das man unsrer Geschicklichkeit spendete, doch etwas unheimlich zu Muthe war. Endlich überraschte mich der Vater bei meiner Hexerei. „Das also ist eure Kunst!" rief er befremdet; und ich stand wie vom Blitze getroffen, gleich einem entlarvten Verbrecher."

Der Vater untersagte jetzt die Spielerei aufs Strengste und trieb die Zwillinge mit mehr Ernst zum Schulfleiß an. Pater Landulf wurde ersucht, ihnen eine Stunde täglich im Griechischen Unterricht zu ertheilen. „Allein der Schmerz, als Betrüger entlarvt zu seyn," fährt Gerhard in seiner Erzählung fort, „nagte so sehr an meinem

Gewissen, daß ich auf Mittel sann, wieder zu Ehren zu kommen. Es galt den Versuch, einen Husaren aus dem Kleinen in's Große sammt dem Pferde zu zeichnen, und dieses Wagstück gelang. Bruder Karl copirte, und bald hatten wir eine Armee von Riesen auf den Beinen." Doch der Vater besorgte nicht ohne Grund, daß die so arg getriebne Liebhaberei die Knaben bei ihrem Schulunterrichte zerstreuen möchte, da sie ohnedies manches Buch und manchen Vortrag langweilig fanden oder als trocken zu Zeiten wohl mehr, als recht war, vernachlässigten. Ermahnungen vermochten der eingerissenen Pinselwuth nicht mehr zu steuern. Es ergingen also von den Aeltern die geschärftesten Befehle, wodurch man die farbentollen Kinder von ihrem Wahnsinne plötzlich zu heilen gedachte. Allein die armen Zwillinge konnten ihr farbiges und unfarbiges Machwesen eben so wenig lassen, als die Vögelein im Walde das Zwitschern. Sie fühlten wohl, daß sie auf ihrem Steckenpferde die Reise durch die Welt machen würden. Daher wurde nun verstohlen gezeichnet und gepinselt, sogar tief in die Nacht hinein.

„Gewöhnt, früh zu Bette zu gehen," — heißt es weiter in dem Bruchstück über Gerhards Jugendjahre, — „mußten wir zu einer bestimmten Stunde, wo der Vater nachzusehen pflegte, ob wir das Licht gehörig ausgelöscht hätten, uns schlafend finden lassen, wenn wir seine Zufriedenheit, die uns über Alles ging, erlangen wollten. Doch ein Fingerhut voll Oel mit einem brennenden Zwirnfaden, welcher als Docht diente, wurde, um das heilige Feuer zu bewahren, in einem Kasten verborgen. Sobald

nun Alles ruhig war, zündeten wir die Lampe wieder an, die uns nun noch Stundenlang zu unsrer Beschäftigung leuchtete. Oft hielt unser Fleiß länger an, als das Oel, dann diente uns wohl auch der Mond als Laterne. Wie ich bei diesem Nachtarbeiten und wenig Schlaf meine Augen kräftig und gesund erhalten habe, ist mir unbegreiflich. Mehrmals legten wir uns erst um ein oder zwei Uhr schlafen, und mußten früh um fünf Uhr schon in die Kirche."

7. Ton- und Turnspiel der Zwillinge. Tanz und Liebe.

Wurden die Knaben schon früh von der geheimen Lust an schönen Formen und glänzenden Farben unwillkürlich hingezogen zu der Bestimmung ihres Lebens, daß sie ein Spiel mit Ernst und Liebe behandelten, als ob sie die Bedeutung des Rufes der Natur verstünden, so behauptete dennoch das Knabenalter sein angebornes Recht auf Munterkeit und Kurzweil in andern Dingen, welche den Zwillingen Frohsinn gaben und Gesundheit, und mit beiden den frischen, kecken Muth des Lebens, der etwas wagt und ausführt.

Vor Allem hatten sie Freude an der Musik. Der Kirchengesang und die heilige Tonkunst rührten schon ihr Herz, als sie noch Kinder waren. Zu Hause blies der Vater die Flöte, die Mutter sang mit klarer, reiner Stimme, und bald wußten alle Geschwister jede Weise mitzusingen. Der zwei Jahre ältere Bruder Joseph war zu

dem Besitze einer Querpfeife gelangt, auf welcher er sich selbst zu unterrichten anfing. Es währte nicht lange, so hatten die Zwillinge sich ähnliche von ausgehöhltem Hollunder gemacht, und Bruder Karl, der sich gutwillig gewöhnte, seinem Gerhard, als dem Erstgebornen, in Allem nachzustehen, wählte, ohne weitere Verabredung, die zweite Stimme. Bald darauf wußte der Aelteste eine Flöte sich zu verschaffen, und nun spielten sie zusammen nach dem Gehör gar mancherlei wunderbare Tonstückchen, die Bruder Joseph Terzette nannte.

Damit stand ihr Turnwesen oder Soldatenspiel in genauer Verbindung. Hierzu fanden sich bald Kameraden. Einige junge Wildfänge aus dem nahen Thal-Ehrenbreitstein waren nämlich zu dem strengen Rector nach Bacharach in Kost und Unterricht gethan worden. Der Mann benahm sich seit dem Gelübde so sanft wie ein Lamm, aber durch die grimmigen Mienen, welche jetzt, statt andrer Zwangsmittel, die ausübende Gewalt bei ihm vertraten, wußte er seinen vorigen Ruf, daß er die wildesten Knaben zu bändigen verstehe, fortwährend zu behaupten. Die Zwillinge schlossen sich gern an die fremden Knaben an, weil sie gutmüthige, frohe Gesellen waren und in dem Städtchen keine nähern Bekannten hatten. Vorzüglich liebte Gerhard darunter einen gewissen Kirchner, der ein sehr schöner Knabe war und ihm noch mehr wegen seiner Traurigkeit gefiel, mit welcher er sich in den ersten Wochen nach seinen Aeltern sehnte. Die Theilnahme, welche Gerhard ihm bewies, rührte den kleinen Verlassenen so, daß beide stets Freunde blieben. Aus diesen und andern

Knaben bildeten Karl und Gerhard eine Compagnie von mehr als zwanzig Mann, die sich unter einander so lange mit Stöcken exercirten, bis die Brüder sie mit hölzernen Flinten, Säbeln und Patrontaschen versorgt hatten. Ein Tischler, dem die Zwillinge viel Freude machten, erlaubte ihnen nämlich Jahr aus Jahr ein den Gebrauch einer Hobelbank, und Holz wußten sie sich auch zu verschaffen. Papier und andres Geräth wurden gemeinschaftlich besorgt. Bald fand sich ein ausgedienter Soldat, der die Knaben in dem Waffenspiele förmlich unterrichtete, worauf die Zwillinge den Heerbefehl übernahmen. Endlich kam noch eine Art Regimentsmusik zu Stande. Bruder Joseph hatte für sich das Fagott erlernt, die Zwillinge erhielten von dem Vater zwei Gis-Flötchen, zu einer Trommel wurde auch Rath geschafft, ein Trichter diente als Trompete, und ein Triangel vollendete die türkische Musik. So zog die muntre Schaar, die Zwillinge an der Spitze, gar manchen Abend Straße auf, Straße ab, daß Alt und Jung darob sich freute. Dessen ungeachtet hatten die Zwillinge die größte Abneigung gegen den Soldatenstand; der Hauptgrund war, weil ihn die Mutter verabscheute.

Außer ihrem kriegerischen Thun und Treiben liebten Karl und Gerhard das Spiel mit geistlichen Dingen. So verfertigten sie sich einen Altar mit allem Zubehör, Meßgewänder und Fahnen. Dabei war Bruder Joseph als Baumeister sehr werkthätig; doch sollte etwas eine zierliche, schöne Form erhalten, so mußten es die Zwillinge machen.

Diese Spiele entwickelten manche technische Fertigkeit und übten das Nachdenken, Hülfsquellen aufzusuchen, wenn die Mittel nicht ausreichten. Auf solche Art lernten die Zwillinge von selbst einige Farben aus Pflanzen zubereiten. Sie suchten kleine Bergkrystalle, welche sich in der Gegend fanden, und verkauften sie geschliffen; auch waren ihre gemalten Soldaten ein guter Handelsartikel, wofür sie die nöthigsten Geräthschaften einkauften, so daß die Aeltern oft nicht begreifen konnten, wo die kleinen Krämer und Tausendkünstler den Stoß von Sachen aufgetrieben hatten.

In dem Freudenhimmel der Zwillinge gab es aber auch noch andre Seligkeiten. Gerhard tanzte gern, und bald fühlte er die ersten Regungen von Liebe. Um den schönen großen Saal, der in der Amtswohnung des Vaters sich befand, als Ballsaal benutzen zu können, hatten die Brüder schon im siebenten Jahr Unterricht im Tanzen. Der Uebung wegen versammelte sich die ganze Bacharacher Jugend in dem Hause des alten Hofkammerraths, und die Zwillinge wählten sich die schönsten Mädchen. „Meine Braut," erzählt der Meister selbst aus seinen Kinderjahren, „hieß Lehnchen, und wie es mir mit Allem, was ich that, sehr ernst und feierlich um's Herz war, so hatte ich auch ihr ewige Treue geschworen. Es war der erste tiefe Schmerz, den mein Gemüth empfand, als dieses geliebte Kind mich verließ, da seine Aeltern nach Heidelberg zogen. Im elften Jahre wurden abermals Tanzstunden genommen, wobei mein Herz wieder in Uebung kam. Ich hatte jetzt meinen ältesten Bruder zum Nebenbuhler, der

mir aber den Platz ohne Bitterkeit räumte, so daß ich mich in der Liebe zu meinem Gretchen in der behaglichsten Gemüthsruhe und über alle Maßen glücklich fühlte."

8. Der erste Triumph. Zwillings-Eintracht.

Um diese Zeit hatte Gerhard eine wahre Leidenschaft, Gesichter im Profil zu zeichnen, die sich dann auf den Rändern seiner Schreibebücher dutzendweise einander jagten. Man fand darin oft Aehnlichkeit bald mit diesem, bald mit jenem Individuum, die der kleine Porträtmaler meistens nie gesehen hatte. Im Stillen hatte jetzt auch der Vater daran seine Freude. Als diesen eines Tages Pater Emerich, ein Mönch aus dem eine Stunde von Bacharach entfernten Dominicanerkloster, der sein Jugendfreund war, besuchte, sagte er zu Gerhard halb im Ernst, halb im Scherz: „Wenn du doch so viel nütze wärest, mir den Pater Emerich ähnlich zu zeichnen, statt deiner Soldatenspielerei!" — „Sofort begab ich mich ans Werk, sagt Gerhard in dem angeführten Aufsatze, und der Pater, welcher ein Gesicht hatte, daß man es mit einem Stocke in den Sand hätte zeichnen können, war sprechend getroffen. Nun war ich oben auf, und zeichnete frisch nach der Natur."

Gerhard mochte damals ungefähr zehn Jahr alt seyn. Bald erlangte er eine Fertigkeit im Treffen, die Jedermann bewunderte. Mit leisem Federumriß und schwacher, mit dem Pinsel aufgetragner Tuschschattirung bildete er sprechend ähnlich den Vater und fast alle Verwandte ab.

Sein lieber Landulf durfte darunter nicht fehlen; nach ihm ward noch mancher venerabilis barba Capuzinorum, wie man im Scherz des Knaben Bildwerk nannte, conterfeit, und endlich kamen Alle aus dem Kloster an die Reihe. Das Talent, die eigenthümliche Natur eines Jeden von seinen Bekannten aus den Gesichtszügen abzulauschen, die Seele gleichsam auf ihren Blicken zu ertappen, wodurch der Meister in der Folge seinen Ruf gründete, war, obwohl roh, doch deutlich schon in diesem Spiele des nach Beifall ringenden Knaben zu erkennen.

Mit gleichem Eifer und mit noch mehr Keckheit fing der jüngere Bruder eben so früh an, nicht nur große Blätter nach den Merian'schen Abbildungen der Rheingegenden mühsam mit der Feder nachzubilden, sondern er versuchte sich auch zeitig an einzelnen Bruchstücken nach der Natur, wozu die grauen Schiefertrümmer der alten Pfalz Staleck, die fruchtreichen Thäler der umliegenden Gegend und die sonnigen Berge, auf denen der edle Muscateller reift, das Heitere und Fröhliche dem Düstern zugesellend, willkommne Musterbilder darboten. *)

So war die Lust des Einen für den Andern ein Sporn. Ueberhaupt lebten die Zwillinge in steter Verträglichkeit. Sie hatten Alles gemeinschaftlich und kann-

*) In Merian's Topographia Palatinatus Rheni befindet sich eine schöne Abbildung der Burg Staleck und der Stadt Bacharach mit ihren hohen Thürmen und Gebäuden. Doch hat Bacharach nicht mehr das stattliche Ansehen wie ehedem. Unter den Kirchen soll die St. Wernerskirche, von gothischer Bauart, noch in ihren dürftigen Resten die schönste seyn.

ten kein Mein und Dein, sondern nur ein Unseres. „Dieses ging so weit" — erzählt Gerhard — „daß wir, in früherer Zeit besonders, auch ganz gütlich übereingekommen waren, nur Eine Frau zu nehmen, um uns ökonomischer einzurichten und immer beisammen bleiben zu können. Die Wahl überließ mein Bruder immer nur mir. Späterhin fanden wir darin doch einige Bedenklichkeit, und mein Bruder, der an Großmuth und Herzensgüte wohl schwerlich zu übertreffen ist, wollte auch hier sich nur an meinem Glücke freuen. Wenn ich dann, bis zu Thränen gerührt, ihn versicherte, daß auch ich mich ganz glücklich fühlen würde, wenn ich ihn zufrieden und froh sähe, so entstand unter uns ein wahrer Wettstreit von Großmuth. Oft saßen wir so in der Abenddämmerung Arm in Arm, und weinend konnten wir nur die Worte hervorbringen: „Heirathe du, Gerhard; — nein, lieber Karl, heirathe du!" — Auf diese Art besprachen wir uns über mancherlei Dinge mit einander recht gemüthlich, besonders vor dem Schlafengehen, wenn wir uns, wie gewöhnlich, müde gesungen hatten. Mein Bruder Karl, der überhaupt einen etwas klarern Kopf hatte als ich, war mir an Witz, Munterkeit und Gewandtheit des Geistes bei dem Auswechseln unsrer Meinungen und Ansichten stets überlegen. Seiner muntern, scherzhaften Laune wegen war er der kleine Hanswurst, oder das Hänschen in der Familie; auch nannte man ihn wohl, da er gern disputirte, den Philosophen. Er hatte die beste Art mit der Mutter umzugehn, die ihm schlechterdings nichts abschlagen konnte, weswegen er denn auch immer unser Fürbitter war; da-

gegen schlug der Vater mir nur ungern etwas ab. Uebrigens war mein Gemüth meistens in sich gekehrt, zur Langmuth und zum Frieden geneigt; daher verzwisteten wir uns sehr selten. Doch eines Abends, als ich mich mit meinem Bruder Karl nicht verständigen konnte und im Wortstreite mit ihm ganz unterlag, verwandelte sich plötzlich mein sanftes Wesen in die größte Heftigkeit, und ich nahm die Hände zu Hülfe. Obgleich mein Bruder ein wenig stärker als ich seyn mochte, so war doch unsre Muskelkraft ganz gleich. Endlich verwies uns der älteste Bruder Joseph, der in demselben Zimmer schlief, mit harten Worten zur Ruhe. Aber ich, im Gefühle meines Rechts, entgegnete mit stolzem Muthe: Warte nur, wenn ich erst mit dem fertig bin, so kommt die Reihe auch an dich! Aber er wartete dies nicht ab und kam auf mich los. Ich hatte Muth genug, es mit beiden aufzunehmen. Doch in diesem Augenblicke wurden plötzlich die entzweiten Zwillinge wieder eins, und Bruder Joseph hatte einen schweren Stand. Der Lärm wurde nun so groß, daß die Mutter herzu eilte und strenges Gericht hielt. Nach dieser Zurechtweisung, auf welche noch am Morgen ein ernster Verweis des tiefbewegten Vaters folgte, war ich von meiner Heftigkeit auf lange Zeit geheilt; wenigstens erinnere ich mich keines ähnlichen Vorfalls mehr unter uns Brüdern."

9. Die Zwillinge sollen studiren.

So war Gerhards Jugend vielleicht die glücklichste eines Menschen, hätte nicht die Sehnsucht, ein Maler zu

werden, ihn stets aus der Gegenwart mit seinen Wünschen in die weite Zukunft hinausgetrieben. Alles Bitten deshalb bei dem Vater war vergeblich. Seine Antwort lautete stets: Studire erst und laß deine Vernunft reif werden, damit du weißt, was du willst. — „Ich konnte freilich nicht begreifen," heißt es in Gerhards Aufsatze, „wie die spätere Vernunft ein Verlangen, mit dem ich mich geboren fühlte, erst bestätigen müsse, und noch weniger, wie das Lateinlernen, was man Studiren nannte, mir zu Gute kommen sollte. Indessen gehorchte ich einem so guten Vater ohne Widerrede, und im Vertrauen auf Gott, welches stets groß bei mir war, lebte ich in meiner Kunst und in meinen Liebesgedanken in frommer Einfalt ruhig und auch glücklich."

„Im zwölften Jahre gelangten wir zur Communion, unter der Anleitung des Pater Landulf, und mit andächtigerm Herzen kann man dieser heiligen Handlung gewiß nicht beiwohnen, als es von den Zwillingen geschah. Gretchen ward an demselben Tage mit ihrer jüngern Schwester, die sich mein Bruder erwählt hatte, confirmirt, und ich empfand die Wahrheit, daß in einem jugendlichreinen Gemüthe Religion und Liebe als Ein Gefühl zur höchsten Beseligung des Menschen zusammenfließen."

So kam die Zeit heran, wo der älteste Bruder auf das Gymnasium nach Coblenz geschickt wurde. Die Zwillinge sollten noch ein Paar Jahre in Bacharach bleiben; allein ihr Geburtsort wurde ihnen mit jedem Tage enger, denn sie fühlten, daß der in ihnen sich regende Geist keine Gelegenheit daselbst zu weiterer Entwicklung fand. Wie

gern hätten sie Musik gelernt! Doch ein geregelter Unterricht in dieser Kunst ward ihnen nicht ertheilt; daher blieb es hier, wie mit der Malerei, beim bloßen Naturalisiren und Pfuschen, wodurch jedoch ein gewisses Selbstvertrauen in den Zwillingen aufkeimte, welches ihnen im späteren Leben oft Nutzen brachte.

Als die Zwillinge ihr vierzehntes Jahr zurückgelegt hatten, wurden ernstere Anstalten zu ihrer weitern Bildung getroffen. Sie sollten beide studiren; denn zu ihrem Fortkommen in der Welt hielt ihr Vater dies für den einzigen Weg. Als ein frommer Mann, der er wirklich war, sah er in der Kunst nicht sowohl etwas Verächtliches, als etwas Gehässiges, weil er, bei so mancher ihm bekannt gewordenen lockeren, ja lüderlichen Persönlichkeit der Künstler, etwas Sündhaftes in ihrem eitlen Treiben entdeckt zu haben glaubte.

Es war im Herbst 1786, als die Mutter sie nach Bonn begleitete, wo sie in das ehemalige Jesuitengymnasium aufgenommen werden sollten. Sie wünschten in die zweite Classe einzutreten. Als sie nun der Lehrer dieser Classe, Professor Schmidt, vorher prüfen wollte, erklärte Karl freimüthig, daß der Herr Professor ihn und seinen Bruder im Unterrichte sehr vernachlässigt finden würde; er möchte sie aber nicht darnach beurtheilen, da sie den guten Willen hätten, durch Fleiß bald nachzukommen. Die Zwillinge beantworteten hierauf die vorgelegten Fragen, wenn auch nicht richtig, doch entschlossen und gewandt, woraus der Professor auf die Kraft ihres guten Willens schloß und sie annahm. Beide hielten Wort und

rückten gegen das Ende des ersten Schuljahres von den untersten Plätzen auf die ersten Sitze.

Der damalige Kurfürst von Köln, Maximilian Franz, Erzherzog von Oestreich und Bruder des Kaisers Joseph II, hatte in demselben Jahre 1786 die im Jahr 1777 zu Bonn gestiftete Akademie, an deren Stelle seit etwa vier Jahren das Lyceum getreten war, zu einer Universität erhoben. Die würdevolle Feierlichkeit, mit welcher diese Anstalt eingeweiht und eröffnet wurde, der große Triumphbogen, welcher über dem ganzen Markt sich wölbte, und der prachtvolle Zug, welcher, den Kurfürsten und das Domcapitel von Cöln an der Spitze, von der Schloßkirche her durch die Ehrenpforte nach der Jesuitenkirche hin langsam sich bewegte, machten auf Gerhard den tiefsten Eindruck. Alle diese Anstalten huldigten in seinem Auge einem unbekannten Genius der Menschheit, und sein Gemüth ahnete zum ersten Male die Hoheit der Wissenschaft.

Die Erhebung, welche er damals fühlte, gab seinem Schulfleiße eine ernstere Richtung. Er achtete nun das Wissen und strebte nach Erkenntniß; aber sein Herz blieb liebevoll der Kunst zugewandt. Von Natur mehr schüchtern und in sich gekehrt, stand er der Gemüthswelt näher, als der geistigen, die sich hier vor ihm eröffnete. Da er nun einzusehen glaubte, daß die Wissenschaft schöpferisch und bildend vorzüglich in die Außenwelt eingriffe, so fühlte sich sein Herz in ihrer Nähe furchtsam und beengt. Kleinmüthig verzweifelte er an seiner Würdigkeit und Kraft, aus den Händen der ernsten, hohen Göttin je sich eine

Palme zu erstreben. Bei diesem Mangel an Selbstvertrauen trieb er die Schulstudien nur pflichtmäßig, ohne Hoffnung und bald auch ohne Lust. Also wagte er noch einmal die Bitte an den Vater, zur Malerei übergehen zu dürfen. Es war vergeblich, und er gehorchte. „Doch mit vieler Mühe," sagt er selbst, „erhielt ich mich auf der Schule durch Aufmerksamkeit und Fleiß in Ehre und Würde. An Geschichte, Geographie und an dem Unterrichte in der Religion fand ich mehr Genugthuung als am Latein und Rechnen."

Indeß waren die beiden frommen und wohlgesitteten Knaben durch ihren angestrengten Fleiß die Lieblinge des Professors geworden. Auch ihren Mitschülern flößten sie durch Entschlossenheit und Muth eine gewisse Achtung ein, die wiederum auf ihr eignes Betragen vortheilhaft zurückwirkte. Gerhard erzählt hier einen Vorfall, der gleich bei ihrem Eintritt in die Schule eine günstige Meinung für sie hervorbrachte. „Als Zwillinge stets gewohnt, Arm in Arm zu gehen, war es uns unerträglich, dem allgemeinen Schulgesetze zu gehorchen, nach welchem Brüder nicht zusammensitzen durften. Der gütige Professor machte mit uns eine Ausnahme von dieser Regel; aber ein unter ihm stehender, etwas barscher Präceptor, welcher in den Abendstunden, Silentia genannt, die Aufsicht hatte, wollte die Ausnahme nicht gelten lassen. Mit rauher Stimme rief er uns zu: Ihr zwei Brüder setzt euch sogleich auseinander. Ich erwiderte ihm darauf: Wir säßen mit des Professors Erlaubniß zusammen und würden uns auf keinen Fall trennen. Er gebot es dennoch, indem er in die-

ser Stunde zu befehlen habe. Nun berief ich mich mit dreistem Widerspruche auf den höhern Befehlshaber und behauptete, daß ich, wenn ich nur sonst in dieser Stunde fleißig und sittlich mich betrüge, an dem mir angewiesenen Platze wohl sitzen bleiben könnte. Darüber aufgebracht, kam der Präceptor auf uns zu, und mit den Worten: Jungen, ihr wollt widersprechen? holte er drohend aus, als ob er mir eine Ohrfeige geben wollte. Sogleich ward in einem Nu dieselbe Pantomime von den Zwillingen wiederholt, indem wir uns auf das Gesetz beriefen, daß alle körperliche Strafe abgeschafft sey, und versicherten, daß wir Gleiches mit Gleichem zu vergelten bereit wären. Nun legte sich zwar der Zorn des Aufsehers; aber ich war, um das Aeußerste zu vermeiden, schon fortgegangen und meldete dem Professor Schmidt den Vorfall. Dieser gab mir einen scharfen Verweis, gegen einen Vorgesetzten die Hand erhoben zu haben; doch entließ er mich mit einem Billet an den Präceptor, worin er ihn bat, die Zwillinge nicht zu trennen, was denn auch geschah. Späterhin ward dieser Präceptor unser Gönner und Freund."

In der Folge hatten sich die Zwillinge, weil sie nie straffällig geworden waren, bei dem Professor Schmidt solches Vertrauen erworben, daß er in seiner Abwesenheit, vor der Stunde oder wenn er abgerufen wurde, beiden die Aufsicht über die Classe übergab, so daß sie selbst kleine Vergehen nach Gutdünken mit Abschreiben oder Auswendiglernen bestrafen durften, doch hatten sie dabei auch vielfach Gelegenheit, durch Warnung, Nachsicht und Ge-

lindigkeit sich die Liebe und das Vertrauen ihrer Mitschüler zu erwerben.

„Bei alle dem" — damit schließt Gerhard seine Erzählung — „machte Karl größere Fortschritte als ich. Denn mehr zum äußern Leben sich hinneigend, war er in seinem Thun sich selbst klarer und konnte mit mehr Unbefangenheit seinen Schularbeiten sich hingeben, die ihm daher auch leichter wurden als mir, der ich, von einer innern Sehnsucht gequält, durch die Liebe zur Malerei, die ich in Nebenstunden immer fortzusetzen nicht unterlassen konnte, vom eigentlichen Studiren abgezogen wurde und den Weg zur Schule stets weiter fand, als den nach Hause zu meinem lieben Steckenpferde. So kam es, daß nach dem Examen am Ende des ersten Schuljahres, meinem Bruder die ersten Preise zu Theil wurden; doch blieb die Liebe zur Kunst, nach wie vor, auch in seinem Herzen."

Uebrigens fühlte sich Gerhard schon in Bonn bei seinem Kunstspiele nicht wenig ermuntert durch den Beifall, den seine ersten Versuche in der Bildnißmalerei, während der Schulferien, zu Bacharach im Jahre 1788 gefunden hatten. Gab ihm doch der wohlgetroffene Regierungsrath von Albertino den ersten Ehrensold von zwei Ducaten! Um so eifriger trieb er nun sein Bildnißmalen auf gut Glück in Bonn, selbst in Oel. Alle Freunde und Verwandte, auch die Großeltern mußten ihm sitzen. Zugleich copirte er Porträts. So wurzelte sein Kunsttrieb immer tiefer!

10. Die Lehrjahre.

Gerhard und Karl waren noch nicht siebzehn Jahre alt, als ihr Vater starb. Sie weinten viel um ihn; doch aufs Neue erwachten jetzt die Wünsche ihrer Knabenzeit, und die Zwillinge bestürmten die zärtliche Mutter mit allem Ungestüm der jugendlichen Ungeduld. Endlich gab das erweichte mütterliche Herz den Bitten ihrer Lieblinge wenigstens zur Hälfte nach und erlaubte dem Aelteren, der ihr als der Unheilbarste erschien, sich ganz der Kunst zu widmen.

Gerhard lebte neu auf, als der wackere Meister Januarius Zick [2]), ein verdienstvoller Historienmaler in Coblenz, seinen Unterricht übernahm. Dieß geschah im Jahre 1789. Da er schon vielfach in technischer Hinsicht seine Kraft versucht und eine gewisse Anstelligkeit sich erworben hatte, so konnte es, bei der Freude, welche ihm die erste freie Uebung seines Talents gewährte, keinen gelehrigern Schüler geben als ihn. Rasch schritt er vorwärts, was dem alten Meister solche Lust machte, ihm alle Geheimnisse seiner Kunsterfahrung nach und nach zu offenbaren, daß die Frau desselben ihre eifersüchtige Furcht, der Lehrling könnte wohl zu früh geschickt werden und dem Erwerbe ihres Sohnes einst Abbruch thun, nicht bergen mochte. Indeß war der Jüngling selbst doch nicht ganz wohlgemuth. Er fühlte sich zum ersten Male allein und sein Herz so leer, als ob eine Kluft ihn trennte von der

---

2) S. die Anm. am Schlusse.

zweiten Hälfte seines Ichs. Der jüngere Bruder, den man auf dem Gymnasium zu Bonn für den ausgezeichnetsten Schüler hielt, sollte nämlich fortstudiren, weil ihm, bei den vornehmen, vielvermögenden Freunden seines verstorbenen Vaters, eine glänzende Laufbahn bevorstand, die er nach vollbrachten Studien zu Wien in dem Geschäftsfache der auswärtigen Angelegenheiten antreten sollte. Allein das Herz zog auch ihn weit ab von ehrgeizigen Entwürfen. Nach einem halben Jahre trat der junge Mensch plötzlich vor die Mutter hin. Diese, welche ihn keineswegs erwartete, hielt ihn für den ältern Zwilling, bis sie nach vielem Hin- und Herreden sich von der komischen Verwirrung erholte. „Lieber ein armer Maler, als Minister," das war nun die Losung! Eine Henne, die Enten ausgebrütet und zum ersten Male ihre Jugend in das Wasser stürzen sieht, ist nicht betretner, als es hier die Mutter war bei so gänzlich verkehrtem Sinnen, Trachten und Beginnen ihrer Kinder.

Doch was konnte die gute Mutter, bei solcher Macht des natürlichen Berufs, anders thun, als nachgeben? Gerhard jauchzte, als er die Kunde vernahm. Die Zwillinge schienen nun erst in der Kunst sich einander ganz wiedergegeben zu seyn. Des jüngern Bruders Bildung sollte der talentvolle Landschaftmaler Christian Georg Schütz 3) in Frankfurt am Main übernehmen; allein er war ein abgelebter, siebenzigjähriger Mann, und der junge Landschafter merkte bald, daß von eigentlichem Unter-

3) Anm. am Schlusse.

richte gar nichts vorkam. Er schrieb also schon nach drei Monaten der Mutter, daß der Meister oft in mehrern Tagen seine Arbeiten nicht ansehe, und auch dann ihm nur immer zurufe: Recht brav! Nur weiter! Sodann bemerkte Karl ganz natürlich, daß, wenn er in Rhens bei dem Großvater wohnen dürfte, wo ihm die ganz nahe Stadt Coblenz Originale vollauf darböte, der alte Großvater ihm eben so gut: Recht brav! Nur weiter! werde zurufen können, und zwar unentgeltlich.

Karl wollte im Grunde des Herzens zu seinem Gerhard. Dieser hatte nämlich am Ende seines ersten Lehrjahres von dem Meister Zick Abschied genommen und war mit dessen Zustimmung, um nach eigner Wahl die schon geübten Fittige zu schwingen, zu seinem Großvater gegangen. Doch blieb er fortwährend mit seinem Lehrer in Verbindung, benutzte dessen Rath und legte ihm seine Arbeiten vor.

Aber auch der Mutter war Karls Wunsch willkommen; denn nach des Vaters Tode, welcher, im Dienste des Kurfürsten von Cöln, seine Wohlhabenheit meist nur seinem guten Gehalte zu verdanken gehabt hatte, befand sich die Mutter mit zwei Töchtern und drei Söhnen, deren ältester schon auf der Universität war, in sehr beschränkten Vermögensumständen.

Die Zwillinge lebten nun in Rhens wieder beisammen. Es wurde mit neuer Lust und mit rastlosem Eifer gearbeitet. Der Maler Zick, welcher in der nur zwei Stunden von da entlegenen Stadt Coblenz wohnte, leitete mit gutmüthigem Wohlwollen die Studien der beiden angehen-

den Künstler und machte bei den ihm von Zeit zu Zeit vorgelegten Arbeiten recht zweckmäßige Bemerkungen. Noch befindet sich im Besitze der Frau von Kügelgen Gerhards erstes Bild in Oel, ein Christ am Kreuze, Copie nach Januarius Zick. Die Sonne ist schon verfinstert; doch ein überirdisches Licht verbreitet sich über den Gekreuzigten. In den Schatten des Hintergrundes erkennt man Jerusalem. In späterer Zeit urtheilte der Meister von diesem Bilde, daß ihn der alte Zick auf einen guten Weg geführt habe, besonders was die Klarheit des Tons und die Färbung betreffe. Von seinen ersten Versuchen in Miniatur, die er, 16 Jahr alt, in Bacharach im J. 1788 gemalt hat, waren vier ihm gelungen: sein eignes Bild, das seines Vaters und zwei andre männliche Porträts. In Bonn malte er im J. 1789 ein und zwanzig Bildnisse, theils in Miniatur, theils in Pastell, die meisten in Oel: darunter den Kurfürsten und ein kleines Altarbild, den heil. Gerardus. In demselben Jahre malte er in Coblenz zehn Bilder, darunter den Kurfürsten dreimal in Miniatur, und die Familie Zick: Vater, Mutter und Tochter, die liebliche Agnes.

Gerhard und Karl mochten ein Jahr bei dem Großvater in Rhens verlebt haben, als die Begierde, die herrlichen Kunstschätze, die Gemäldesammlung, die Alterthümer und das große Naturpanorama der Umgebungen von Mainz mit jugendlicher Liebe zu betrachten, die beiden Brüder im J. 1790 zu einer Kunstwallfahrt nach jener Stadt veranlaßte. Gerhard fand daselbst durch sein schon früher nebenbei entwickeltes Talent, Miniatur zu malen,

vielfache und lohnende Beschäftigung. Er malte einige Domherren, die Gräfin Schlick und Andre. Der Ehrensold von drei Louisd'or für ein Miniaturporträt kam ihm sehr zu Statten. Zufällig wurde damals von den Brüdern in Mainz die Bekanntschaft des Historien- und Porträtmalers Christoph Fesel 4) aus Würzburg gemacht. Dieser Mann, ein Schüler von Mengs und begeisterter Verehrer der Kunst, gewann die jungen Talente lieb und nahm die beiden Brüder unter sehr geringen Bedingungen für die Beköstigung in sein Haus. Für den Unterricht, den er äußerst gewissenhaft und streng an die Lehre seines römischen Meisters sich haltend, den Zwillingen ertheilte, nahm der edle Mann keine Bezahlung. Gerhard übte sich im Copiren nach Vandyk; und seine Wittwe besitzt noch aus jener Zeit von ihm die Copie des Porträts von Fesel, das dieser Künstler selbst gemalt hatte, in Oel, an welchem sehr bemerkbar ist, was Kügelgen späterhin fand, daß ihn nämlich Fesel an ein grünes Untermalen gewöhnt habe, wodurch alle Schatten ins Grünliche spielten; ein Verfahren, wodurch er in der Färbung damals mehr zurückgegangen als vorgeschritten zu seyn schien, von dem er aber in der Folge sich ganz losgemacht hat.

Nach einem halben Jahre schon munterte der brave Meister seine Zöglinge auf, Beweise ihrer Talente und ihres Fleißes ihrem Landesherrn vorzulegen; vielleicht, so hoffte der wackre Mann, würden sie durch die kräftige Unterstützung dieses edlen und wohlthätigen Fürsten in den

---

4) S. die Anm. am Schlusse.

Stand gesetzt werden, eine höhere Schule, etwa in Dresden oder gar in Rom, zu besuchen. Mit raschem Eifer wurde nun von Gerhard sein eignes Porträt in Oel als Kniestück in Lebensgröße *), und von dem jüngeren Bruder die ganze Stadt Würzburg auf einer großen Leinwand dargestellt. Damit geleitete des guten Meisters Segen die frommen Schüler nach Bonn.

Der damalige Kurfürst von Cöln, Maximilian Franz, Erzherzog von Oesterreich, war ein Fürst, dem seine heitere, stets frohlaunige Gemüthsart noch allgemeinere Liebe erwarb als seine Freigebigkeit. Er stutzte nicht wenig, als er die wunderbar sich gleichenden Zwillinge mit ihren großen Bildern vor sich stehen sah. Da er an Allem, was Stadt und Land, Jugend und Unterricht betraf, mit Wohlwollen Theil nahm, so waren ihm die beiden Brüder durch ihre Auszeichnung auf der Schule schon bekannt geworden. Deswegen äußerte er sein Bedauern, daß sie nicht fortgefahren hätten, sich für den Staatsdienst auszubilden, denn Maler könne er gar nicht brauchen. Nachdem er jedoch einige Augenblicke bald die muntern, kecken Jünglinge, bald die großen Bilder aufmerksam betrachtet hatte, sagte er endlich: „Ich verstehe zwar nichts von der Malerei; aber das sehe ich doch, daß ihr ein Paar ganze Kerls seyd.“ — Die Brüder waren

*) Der junge Künstler hat in diesem Bilde ein Blatt in der Hand, auf welchem ein beflügelter Genius mit Palette und Pinsel zu einer auf Wolken thronenden Minerva emporstrebt, von der Armuth aber, unter der Gestalt einer Bettlerin in Lumpen, an einer Kette zurückgehalten wird.

von der Natur selbst mit reicher Empfehlung ausgestattet; ihre Offenheit und ihr feiner, bescheidener Anstand gefielen dem Fürsten. Er entließ sie mit der Zusicherung seiner Huld und Gnade.

Auch des Kurfürsten erster und würdiger Liebling, sein Kammerpräsident, der edle Freiherr von Spiegel zum Diesenberg, ein kunstliebender, alles höhere Streben gern befördernder Mann, welcher schon als Vorsteher des Gymnasiums die beiden Jünglinge wegen ihres Schulfleißes liebgewonnen hatte, nahm sich derselben thätig an. Er ließ sich von Gerhard zweimal in Oel malen. Seinem Beispiele folgten der Graf Wallenstein und mehrere Domherren. Hierauf erhielt der junge Künstler von dem Freiherrn den sehr willkommnen Auftrag, den Kurfürsten selbst zu malen, und dieses Bildniß gerieth vorzüglich wohl. Bei den Sitzungen machte Gerhards unbefangene Treuherzigkeit dem Kurfürsten so viel Freude, daß er sich ihm ganz in seiner fröhlichen Natur zeigte. Seine k. k. Hoheit trug sogar kein Bedenken, den jungen Maler, zu dessen nicht geringer Verwunderung, mit seinem eben so komischen, als gutherzig ausgelassenen Humor auf die lustigste Art zu unterhalten. Alles, selbst der Papst, ja der eigne Bruder Kaiser, mußte seinem überströmenden Witze zur Zielscheibe dienen. Doch, daß er die Arbeit mit vier und zwanzig Carolin zu würdigen geruhte, dünkte den überraschten Bildnißmaler der treffendste Einfall des erhabenen Humoristen zu seyn.

Auch mehrere angesehene Familien der Stadt ermunterten den jungen Künstler, so daß er, außer dem Bild-

niſſe des Kurfürſten und den ſchon genannten, noch zehn andre, meiſtens in Oel, malte, darunter fünf aus der Familie Breuning.

Wie groß war endlich die Freude des überglücklichen Bruderpaars, als der Freiherr den Zwillingen ankündigen ließ, daß der Kurfürſt ihnen einen Jahrgehalt von zweihundert Ducaten auf drei Jahre bewilligt habe, womit ſie in Rom verſuchen ſollten, ihre ſchöne Naturgabe weiter auszubilden.

11. Die Wanderjahre. Rom.

Es war am vierten Mai des Jahres 1791, als Gerhard und Karl von der weinenden Mutter und den Geſchwiſtern Abſchied nahmen. Auch eine Braut ließ Gerhard zurück; ein ſanftes, liebes Weſen, an dem er mit ganzer Seele hing. Einſt ſollte die errungene Meiſterſchaft — ſo war es beſprochen — ihn aus der Ferne zu ihr zurückführen. Wohlgemuth und fröhlich wanderten die jungen Maler, wie es frommen Kunſtpilgern ziemt, zu Fuß nach St. Peter und dem Vatican. Der gütige Kurfürſt hatte ihnen ein Reiſegeld von 25 Carolin auszahlen laſſen. Ihr erſter kleiner Erwerb beſtand in zehn Carolin und dreizehn Ducaten, wozu die Mutter noch ſieben Carolin und zwei Ducaten legte. Mit dieſer Ausſteuer für die Welt und ſonſt mit allem Nöthigen wohlgerüſtet, auch verſehen von hoher Hand mit kräftigen Empfehlungsbriefen an Cardinäle und Prälaten, — ſchritten die Zwillinge ſtolz und muthig, als ob ſie eine Welt zu überwinden

gedächten, über die hohe Brennerstraße. Doch wer kann die Seligkeit ermessen, die das reine, von der ersten Liebe zur Kunst ergriffene Gemüth der Jünglinge durchströmte, als sie nun fesſellos, der frommen Sehnsucht ihrer jugendlichen Wünsche folgend, dem selbstgewählten, allen Hindernissen und einem theuern Mutterherzen abgerungenen Berufe ganz hingegeben, von Kraftgefühl und Lebenslust über alles Irdische emporgehoben, dem hohen Ziele rasch entgegenzogen? Mit jedem Schritte vorwärts glaubten unsre jungen Helden eine Eroberung gemacht zu haben. Schon lag hinter ihnen das wildromantische Tyrol, und freudetrunken stiegen sie hinab in das schöne Land Italien. Aber minder freundlich berührte sie der Anblick eines fremden Volks, die wälsche Sitte und der unbekannte Ton der Sprache. Doch selbst die Schwierigkeit, sich in das neue Leben zu finden, wurde bald zu einer Reihe von Abenteuern und Kurzweil. Nach dortigem Brauche verhandelten sie sich contractmäßig einem Hauderer oder Vetturino, der sie für eine bedungene Summe nach dem Orte ihrer Bestimmung bringen mußte. So kamen sie der Siebenhügelstadt immer näher, und — hoch auf schlug ihr Herz, als sie endlich, wie die Nebel sanken, mit einem Male in der Morgensonne vor sich glänzen sahen die hohen Zinnen der Engelsburg und den stolzen Dom von St. Peter!

Aber als sie nun eintraten in die heißersehnte Stadt, wie überraschte sie die neue Erfahrung ihres jungen Lebens, daß die alte Königin der Welt das Traumbild ihrer Phantasie nicht erreichte; wie fühlten sich die unerfahrnen Pilgrime mit jedem Tage mehr enttäuscht, als ihre gespannte

Einbildungskraft die gefeierten Künſtler und die hohen Kunſtwerke weit unter der Erwartung fand! Doch die Phantaſieennebel verſchwanden, und ſie ſahen bald mit andern Augen an, was ſie noch nicht zu beurtheilen im Stande waren. Allmälig dämmerte vor ihnen ein neues Licht auf, und ſie erkannten das innere Heiligthum der Kunſt.

Den kräftigen Jünglingen, die nach hohem Ziele trachteten, ward jetzt wunderſeltſam zu Muthe, — Einer geſtand dies brüderlich dem Andern — als ihr Blick, mitten in einem Meere von Kunſtbildern auf und nieder tauchend, bald auf dieſen, bald auf jenen Werken betrachtend ruhte; auf Werken, die als Ausbeute vieler Jahrhunderte, ſo verſchieden an Bedeutung, Gehalt und Sinnenanmuth, dennoch alle geprieſen werden, obgleich ſie unter einander im vollkommenſten Widerſpruche zu ſtehen ſcheinen. „Welche Verſchiedenheit," riefen ſie aus, „und dennoch alles Meiſterwerke! — Was ſollen wir nachahmen, was vermeiden? — Welcher Führer zeigt eben uns das Rechte? — Sehen wir nicht auch die übrigen Kunſtjünger von den verſchiedenen Nationen, welche das Schöne hier vereinigt, befangen in demſelben Widerſpruche der Wahl und des geheimen Rufs in ihrer beklommenen Bruſt? — Je mehr wir fragen, je widerſprechendere Urtheile müſſen wir vernehmen!"

So lebten unſre jungen Kunſtgeſellen eine Zeitlang in einem wahren Zuſtande der Zerriſſenheit. Sie ſchwankten von einer Individualität zur andern; in jeder ſchien ihnen das Ideal zu begegnen, welches ſie ſuchten. Aber wo ſollten ſie anfangen, auf welchem Wege das immer fliehende

Bild der Vollendung endlich erreichen und festhalten? — Doch, wen kein äußeres gewichtiges Wort bestimmt und überzeugt, den läßt wenigstens die innere Stimme nicht lange irre gehen, und was sich dann eigenthümlich aus dem Innern gestaltet, aus einem Gemüth, in welchem das reine Urbild des Schönen wohnt, das wird gewiß den Stempel der Originalität an sich tragen. Für jede kräftige, zum Bewußtseyn des Gesetzes der Harmonie gelangte Natur ist der eigne Weg der sicherste.

Also beschlossen beide Brüder, von ihrem Gefühle geleitet, sich weder in die Schule eines einzigen Meisters zu begeben, noch wollten sie die Richtung ihrer Studien dem Rathe einer fremden Stimme unterwerfen. In dem Gegensatze ihres künstlerischen Strebens wechselseitig die Ideen tauschend, führte, ohne es zu wollen oder zu ahnen, ein Zwilling den andern auf den rechten Weg.

Gerhard, der Aeltere, erkannte nur in den Antiken jene Harmonie, die sich in nichts widerspricht, und was ihm diese in der Schönheit menschlicher Formen darstellten, das zeigten ihm — so glaubte er wenigstens — Raphaels Werke in der Schönheit des menschlichen Ausdrucks. „Dieser große Künstler," sagte er später zu seinen Freunden, „verstand die Alten mehr in dem Geiste als in der Form nachzuahmen; reicher und kräftiger in dem Gebiete der Farben, als jene in der beschränkten Plastik, entfalten uns seine Werke den ganzen Reichthum der veredelten Menschheit." Gerhard hatte nun seinen Angelstern gefunden. Aber was lag nicht alles zwischen ihm und der Polhöhe seiner Kunst! Die ganze Symbolik der Physiologie des Menschen, die

Runenschrift der Geschichte und das Allerheiligste des Glaubens.

Karl, der jüngere Bruder, betrat einen ungebahnteren Weg. Zwar sagte ihm am meisten der große Lothringer zu, durch die inhaltsvolle, in das Gemüth dringende Zusammensetzung seiner Naturscenen; aber doch ganz anders leuchtete dem jungen Rheinländer das Grün der Wiesen und Bäume in dem krystallenen Sonnenlichte der reichen und anmuthigen italienischen Natur. Zudem wollten ihm in Claude's Bildern weder die klumpigen Bäume, ungeachtet ihrer schönen Zusammenstellung, noch die dunkeln Massen seiner Gründe, so wenig als die etwas nachlässige Behandlung im Darstellen jeder einzelnen Form, am wenigsten aber die Gestalten, welche seine Landschaften beleben, Gegenstände dünken, die der Nachahmung würdig seyen. Poussins große, mehr in Massen gehaltene Compositionen gefielen ihm ebenfalls wohl, wie auch Salvator Rosa und Swanefelt; aber sie waren ihm zu manierirt in der Ausführung. Ueberhaupt hat Rom von Niederländern keine bedeutenden Vorbilder aufzuzeigen. Nach traulichem Wechselgespräche mit seinem Gerhard beschloß daher unser junger Landschafter, sich kühnlich und getrost an die liebe Natur selbst zu halten; indeß fand er nach dem ersten Versuche doch gerathen, seine Nachahmungsfähigkeit vorher durch einiges Copiren auszubilden. Auch in dieser Hinsicht hätte er sich am liebsten dem herrlichen Gelée nachgemodelt; allein es war ihm zu solchen Nachstümperungen — der Ultramarin zu theuer. Nun wurden nach verschiedenen andern Meistern bei weitem mehr Co-

pien angefangen, als vollendet; denn immer rief ihn das Lebendige hinaus zu der freien Wahl des Charakteriſtiſchen und Schönen. Alſo beſchäftigte ihn ganze lange Sommer hinter einander in Tivoli das ſorgfältigſte Zeichnen nach der Natur.

Beide Brüder fühlten es je länger, deſto tiefer: zur Meiſterſchaft gelange man nicht mit einem Sprunge; aber ein ſo mühſamer Weg, wie der hier bezeichnete, iſt dem Forſchen der Augenrüſſel einer Schnecke, oder dem Kriechen einer Raupe zu vergleichen. Im Schmetterlingsflnge von Bild zu Bild flattert ja nur der Kunſtzüngler.

Es iſt zu bedauern, daß man von dieſem ſtillen Fortgange der Kunſtbildung Gerhards die einzelnen Schritte nicht kennt; daß man insbeſondre nicht weiß, ob und in wie weit er mit den Werken der alten italiſchen Meiſter, die eigentlich den religiöſen Styl geſchaffen haben, vertraut wurde. Doch, um ohne Steifheit, ohne übermäßige Härte wieder darzuſtellen, was ein Maſaccio, ein Ghirlandajo, ein Francia, ein Perugino — Großartiges, Erhabnes, Feierliches, oder ein Fieſole Zartes und Frommes hat, genügt es nicht, wie das Tübinger Kunſtblatt irgendwo ſehr richtig bemerkt, in die Praktik ihrer Kunſt eingeweiht zu ſeyn: man muß auch noch glauben, wie ſie.

Wir wiſſen blos, daß K. dieſen Glauben hatte und daß er ſich ganz in ſein Studium verſenkte. Er vergaß darüber die Außenwelt. Alles irdiſche Treiben war ſeiner Natur zuwider; daher beſorgte ſein Bruder, den er wie ſein zweites Ich in die Umgebungen der Gegenwart ausſandte, die häuslichen Angelegenheiten. Selbſt vor dem

Schreiben hatte der junge Künſtler, der in Allem, was nicht ſeine Ideale berührte, einem Traumwandler glich, großen Abſcheu. Schrieb er ja einmal, ſo wußte er ſelten den Monat, in dem er lebte, und oft kaum das Jahr. Gewöhnlich führte Karl von Rom aus den Briefwechſel mit der Heimath. Nur mit ſeiner Braut tauſchte Gerhard fleißig Briefe, und der Gedanke an ſeine Agnes war dem feurigen Jüngling in dem verführeriſchen Lande ein warnender Schutzgeiſt. Als aber nach einem Jahre die Briefe von ihr ſeltner zu werden anfingen, da ſtörten bittre Zweifel und Beſorgniſſe ſeine glückliche Ruhe. Er konnte und mochte es nicht glauben, daß ihre Liebe erkaltet ſey. Sein Herz mußte lieben. So kam es, daß jenes reine Gefühl der Sehnſucht, welches im Wechſel der Furcht und Hoffnung Gerhards Unſchuld bewahrte, zugleich in ihm den Hang zu ſchwärmeriſchem Ernſte, der ihn von Kindheit an begleitete, fortwährend unterhielt. Auch in dem Umgange mit Freunden zeigte ſich Gerhard gewöhnlich ſtill und untheilnehmend. Doch war die geheime Schwermuth, welche auf ſeinem ganzen Thun und Weſen ruhte, mild und herzgewinnend. Er mochte hierin dem Dichter Hölty zu vergleichen ſeyn. Darum war es ſehr überraſchend, wenn er bisweilen, wie jener gemüthvolle Traumbilddichter, in fröhlicher Geſellſchaft plötzlich erwachte, und gleichſam begeiſtert, einer ungewöhnlich frohen Laune ſich hingab, worin es ihm der von Natur zum Frohſinn geſtimmte Karl nie gleich thun konnte. Eben ſo unerwartet zeigte ſich auch manchmal in Gerhards Briefen der ſchöne Humor geiſtvoller Scherze und muthwilliger Einfälle. Was ihm

aber wohl am meisten die Außenwelt verleidete und seinen Hang zur innern Beschauung nährte, das war der Nothbedarf des Porträtmalens, wovor ihm schon in Rom die größte Abneigung anwandelte. Denn sein Talent zu treffen ward öfter, als er selbst wünschte und glaubte, in Anspruch genommen; indeß gewann er dadurch um so mehr an Einnahme, als er dafür von seiner Zufriedenheit ausgab, und der geringere Erwerb des Landschaftmalers kam schon in Rom mit dem des Porträtmalers nie in das rechte Verhältniß. Die Zwillinge hatten, wie ehemals, so auch in Rom, bis zu ihrer Trennung eine gemeinschaftliche Casse und würden sie, nach Gerhards Neigung, gewiß noch länger so geführt haben, wenn der jüngere Bruder dies hätte annehmen wollen.

Gerhard malte fleißig. Ein handschriftliches Verzeichniß nennt zwei Bilder, die seine ersten in Rom waren: einen David als Jüngling mit der Harfe, und als Gegenstück: die heilige Cäcilia an der Orgel; beide in halber Figur, Ovalform und nicht ganz halber Lebensgröße. Außerdem copirte er einen Christus am Kreuze für einen Kunstfreund, und andre Bilder mehr. Endlich malte er zehn Porträts, meistens in Oel, darunter einen Herrn von Lüning, den nachmaligen preußischen Consul und Staatsrath Uhden, Gentz, den Signor und die Signora Cislaghi, die Signora Checca, und Quaglio. Sich und seinen Bruder malte er als Doppelporträt auf Holz in halber Lebensgröße.

Die innigste Freundschaft verband die Brüder schon in Rom mit dem edlen Heinrich Gentz und mit einem

jungen Liefländer, Hans Schwarz. Der Architekt Gentz, ein Sohn des Münzdirectors G. in Berlin und der Bruder des nachmaligen Ritters Friedrich von Gentz und des Kriegsraths Gentz, war ein Mann von der liebenswürdigsten Persönlichkeit im Umgange. Sein schönes Gemüth und der reine Metallton seiner Stimme verbreiteten über sein ganzes Wesen eine Anmuth, die das Herz unwiderstehlich an sich zog. Schwarz, der Sohn einer angesehenen Familie in Riga und der Neffe des, auch in Deutschland aus Herders Leben bekannten, würdigen Bürgermeisters Schwarz in Riga, war ein eben so gemüthlicher als genialer Mensch. Die beiden Brüder, Heinrich Gentz und Schwarz verlebten fast täglich, nach vollbrachter Arbeit, die Abende zusammen, und die Zwillinge fühlten sich unaussprechlich glücklich in einem Umgange, der die zärtlichsten Gesinnungen der Freundschaft athmete. Vorzüglich wirkten H. Gentz und Schwarz, die viele Kenntnisse besaßen und vortrefflich deutsch sprachen, auf Gerhard wohlthätig ein. Er verdankte es ihnen, daß er die fehlerhafte rheinländische Mundart ablegte, und gestand, daß er für seine eigne geistige Entwickelung, da der Umgang mit Büchern ihm fremd blieb, wenig oder nichts gethan haben würde, wenn nicht der treffliche Gentz, der auf einer ausgezeichneten Stufe der Bildung stand, mit dem Zauber seiner Rede und seines sanften Gemüths ihn zu sich hinauf gezogen hätte.

Mit tiefer Wehmuth gedachte sechszehn Jahre später Gerhard dieser schönen Zeit ihrer römischen Jugend. Der edle Gentz war im Jahre 1811 zu Berlin, zum Theil aus

Gram über das Unglück seines Vaterlandes, gestorben. Gerhard meldete diesen Tod seinem Bruder, der in Ehstland lebte, mit folgenden Worten:

„So eben erhalte ich eine Nachricht, die meine Seele im Innersten erschüttert. Unser geliebter Freund Heinrich Gentz in Berlin ist plötzlich am Schlage gestorben. Wie wird dieser Todesfall Dich ergreifen, mein l. Br. Karl, der Du noch mit innigerer Freundschaft an ihn gebunden warst, und den er bis an sein Ende als seinen lieben Jonathan mit so unwandelbarer Treue geliebt hat. Sein Bruder Ludwig schreibt: wenn ihr künftig euern Geburtstag feiert, der auch der seinige war, so gedenket sein und seiner unwandelbaren Liebe zu euch. Wohl ihm! Er ist des Lebens Mühen überhoben. O der schönen Tage unsers Zusammenseyns in Rom, in Tivoli! — Wir waren gute Menschen und meinten es so redlich mit Allem, was wir trieben. Wie Manches hat sich seitdem zugetragen zur Freude, wie zum Schmerz, und wie Mancher ist seitdem dahin gegangen!

„Ihr Edleren, ach, es bewächst
Eure Male schon ernstes Moos!
O wie war glücklich ich, als ich noch mit euch
Sah sich röthen den Tag, schimmern die Nacht! *)

Erinnerst Du Dich wohl, lieber Karl, wie wir in Tivoli beim Rauschen des Wasserfalls dies Lied in den leuchtenden Mond hinein sangen, das herrliche Thal unter ihm und in der tiefen Ferne die Campagna di Roma, und wie unser guter Gentz so auf seine Weise mit hineinbrummte?

*) Aus Klopstocks Ode: Die frühen Gräber.

O schöne, schöne Zeit unsrer harmlosen Jugend, im Herzen Fröhlichkeit, Liebe zur Tugend, wie zu unsrer heiligen Kunst! — Wie die Blätter vom Baume fallen, ach, so ist Alles vergänglich auf der Erde. „Auch das Schönste vergeht, und das Vollkommene stirbt.“ — Wohl dem, mein Bruder, wer sein Herz bewahret und in ihm die Alles erwärmende Liebe ernährt! Dies Gefühl muß uns in jene Regionen folgen, wo durch das Kraftgesetz göttlicher Liebe sich Sonnen um Sonnen um und neben einander in ewiger Liebe schwingen. —“ *)

Noch müssen unter den Freunden, an die sich die Brüder in Rom gern anschlossen, der geistreiche Fernow und der kunstliebende Uhden genannt werden. Fernow, der damals die Theorie und Geschichte der Kunst, so wie die Sprache und die Dichter Italiens studirte, näherte sich den Zwillingen und andern jungen Künstlern mit großer Freundlichkeit. Er hielt Vorlesungen über Kunst und Literatur, welche Gerhard besuchte. Der nähere Umgang und das vertrauliche Du begründeten zwischen beiden eine Freundschaft, die bis zu Fernows Tode fortdauerte. Unter den Künstlern, mit welchen Kügelgen in Rom viel umging, befanden sich auch der Architekt Weinbrenner, — der als guter Zeichner und als Herausgeber der Florentiner Bronze-Thüren von Lorenzo Ghiberti bekannte Feodor Iwanowitsch, ein geborner Kalmuck, jetzt in

*) Aus einem Briefe Gerhards von K. an Karl von K. Dresden, den 21. Octob. 1811.

Karlsruhe, und der treffliche Carstens, dessen Leben Fernow erzählt hat. Doch scheint es nicht, daß unser Künstlerpaar an den Bestrebungen mit Theil genommen habe, die Carstens damals zuerst erweckte, und aus welchen später die neudeutsche Kunstschule hervorgegangen ist.

Schon hatten die Brüder drei Jahre lang in Rom genügsam und sorgenfrei ihren Studien gelebt, als viel zu früh aus der Ruhe des friedlichen Kunstfleißes der Krieg sie aufscheuchte, welcher damals Europa erschütterte. Die französischen Waffen drohten bis über die Alpen hinaus, und viele Fremde trafen Anstalten, Italien und Rom zu verlassen. In den schönen Rheinländern aber waren alle gewohnte Verhältnisse des öffentlichen und des Familienlebens gänzlich gestört oder aufgelöst, und von dem Sturze so vieler Ländermassen auch die wohlthätigen Quellen mit verschüttet, aus denen sich bisher erquickt hatte, wer in stolzer Behaglichkeit frei und froh den Musen diente und dem Schönen huldigte. Keine Briefe von der Braut; kein Geld mehr vom Hofe; keine Unterstützung von der Mutter! — Die armen Brüder sahen sich verlassen in dem fernen Rom und verschuldet.

12. Die Wanderjahre. München. Riga.

Gerhard und Karl fanden keinen Weg vor sich, den sie nehmen konnten; doch der eigne Muth verließ sie nicht, und ihr Reichthum war die Freundschaft. Aus ihrer Verbindung mit Schwarz entspann sich der Faden, an welchem das Schicksal von drei Menschenleben hing. Der

junge Liefländer ſollte nach dem Wunſche ſeiner Aeltern nach Riga zurückkehren, wo ihn ein ehrenvolles Amt erwartete, auf welches ihm Verhältniſſe, Erziehung und Bildung gerechte Anſprüche gaben. Allein er fühlte einen unwiderſtehlichen Hang, in ausländiſche Kriegsdienſte zu treten. Gerhard überlegte und prüfte Alles, was ihm ſein Freund vertraute. Endlich gelang es ihm, durch das eindringende, ſanfte und klare Wort der Freundſchaft den braven Nordländer von ſeinem Vorhaben abzulenken und ihn ſeiner Familie, ſeinem Vaterlande und ſeiner eigentlichen Beſtimmung wieder zuzuwenden. Schwarz beſchloß ſofort nach Riga zurückzureiſen, wenn ſein Gerhard ihn begleiten oder ihm dahin folgen wollte. Dort würde ihn das Haus der Aeltern wie den eignen Sohn aufnehmen, und ſein Talent als Porträtmaler ihm bald eine reiche Erwerbsquelle eröffnen. „Wenn ſie zu Fuße reiſten," bemerkte Schwarz, „ſo reiche ja das Reiſegeld, das er empfangen, für Beide hin."

Nach einigem Zögern willigte Gerhard ein, und mit blutendem Herzen trennte ſich das Brüderpaar den 15. Februar 1795. Den Landſchaftmaler hielten nämlich in Rom noch einige kleine Beſtellungen von Bildern zurück, und bald nach der Abreiſe der beiden Freunde machte er die Bekanntſchaft des abenteuerlichen Lord Briſtol, der nicht nur mehrere fertige Arbeiten kaufte, ſondern auch dem jungen Künſtler neue Beſchäftigung gab. Karl konnte alſo ſobald nicht hoffen, dem Bruder nachzufolgen. Unterdeſſen nahmen ſich die beiden Freunde zu ihrer Wanderung Zeit. Während Schwarz die Schweiz beſuchte, blieb Ger-

hard in München. Hier fand sein Talent eine so erwünschte Aufnahme, daß er länger daselbst verweilen konnte. Doch eine trübe Ahnung, die ihn schon in Rom beunruhigt hatte, wurde ihm in München zur schmerzlichen Gewißheit. Er erhielt Briefe von den Seinigen, die ihm meldeten, daß seine Agnes für ihn verloren sey. Familienverhältnisse und der strenge Wille einer harten Mutter hatten das sanfte Mädchen genöthigt, dem armen Maler ohne Ruf zu entsagen und einem reichen, betitelten Manne ihre Hand zu geben. Gerhard zürnte dem Unbestand und verzieh der Schwäche.

In der Einsamkeit, die jetzt ihn liebeleer und freudenlos umgab, gewährten allein die Freundschaft und die Kunst ihm Trost und Beruhigung. Ein Rheinländer, der in Handelsgeschäften reiste, Adam Nebrich, gab ihm vom Rheine her die thätigsten Beweise treuer Anhänglichkeit, und allemal, wenn Kügelgen in Noth war, zeigte sich Freund Nebrich. Er bewahrte ihm dieses Herz bis in den Tod und bethätigte seine Freundschaft in der Folge noch dem Sohne.

Binnen fünf Monaten, die K. in München zubrachte, malte er sechszehn Bilder, theils in Miniatur, theils in Oel, darunter den Landschaftmaler Kobel, den Grafen Rumford, den Kurfürsten von Trier, die verwittwete Kurfürstin von Baiern und einen Paris. Dazu kam noch ein kleines Abenteuer, welches ihn während seines Aufenthalts in München etwas zerstreute. Als er nämlich eines Morgens im Beschauen der herrlichen Meisterwerke der dortigen Gallerie sich vergnügte, sah er auf einmal eine

wunderliche kleine Gestalt, einen schwarz gekleideten Mann auf sich zukommen. Es war Lord Bristol, der den mit Aufträgen von ihm kürzlich in Rom zurückgelassenen jüngern Kügelgen leibhaftig hier vor sich zu sehen glaubte. Er fand es unbegreiflich, wie ein armer Maler ihm, dem reichen Lord, der mit Extrapost, durch Tag und Nacht, über Hals und Kopf von Rom gekommen, den Vorsprung habe abgewinnen können! Das Außerordentliche solch' eines doppelten Menschen entzückte über alle Maßen den brittischen Sonderling, der nichts so sehr haßte, als das Ordentliche und Gewöhnliche. Nun wurden dem Bruder in München, eben so wie früher dem in Rom, reichliche Bestellungen angetragen; auch kaufte der Lord Gerhards Cäcilia für zwölf Carolin und ließ sich einen sterbenden Adonis auf Holz, ein Drittel Lebensgröße, von ihm malen; ja er bot sogar dem jungen Künstler, wenn er nach Rom zurückkehren wolle, auf unbestimmte Zeit einen Jahrgehalt von hundert Ducaten an, damit er ruhig seine Studien fortsetzen könne.

Gerhard schwankte. Dorthin winkten ihm Italien und die Kunst; allein die Unsicherheit jedes Planes und jeder Hoffnung in einer so verhängnißvollen Zeit, auch wohl das Unzuverlässige in den Versicherungen eines grillenhaften Engländers und noch manches Andre machten ihn bedenklich. Endlich bestimmte seinen Entschluß die Ankunft seines Freundes Schwarz, der seinetwegen von Lausanne über München zurückreisen wollte, und jetzt aufs neue ihm voll Liebe zuredete, er möchte ihm nach Riga

folgen in das väterliche Haus, wo er wie ein Kind aufgehoben seyn würde.

Unmöglich konnte Gerhard den Bitten eines Freundes widerstehen, der in dem Augenblicke der Noth sein Reisegeld mit ihm brüderlich getheilt hatte und, da er die Reise von Rom nach Riga mit der vollen Summe bequem im Wagen machen konnte, dem Freunde zu Liebe den ganzen beschwerlichen Weg mit ihm zu Fuße gegangen war. Durch solchen Edelmuth hatte sich der brave Liefländer ein Recht auf seine Dankbarkeit erworben. Mit wundem Herzen entfernte sich nun Gerhard immer weiter von der andern Hälfte seines Ichs, die er jenseit der Alpen zurückließ; mit wundem Herzen zog er seitwärts vor der geliebten Heimath vorbei, wo ihm der Krieg das Wiedersehn der theuern Mutter, seines Landulfs, der Freunde seiner Kindheit und der Geschwister verwehrte. Allein dort würde er ja doch nicht seine erste bräutliche Liebe wieder gefunden haben, und hier erfreute ihn das Bewußtseyn, daß er einen Sohn zurückführe in die Arme der Mutter!

Im September 1795 kamen beide Freunde in Riga an. Hier fand Gerhards Persönlichkeit sowohl als sein Talent die erfreulichste Aufnahme. In dritthalb Jahren malte er vier und funfzig Bilder, darunter zwei allegorische: die Nacht und den Morgen, in Pastel; und eine Gesellschaft Spieler um eine Pharaobank, in halben Figuren, ein Viertel Lebensgröße, meistens Porträts, mit des Künstlers eignem Bilde. Von mehrern Porträts, die ihm Ehre machten, verdienen folgende erwähnt zu werden: das Porträt des Generals von der Pahlen, in Lebens-

größe, ganze Figur, welches ihm mit dreihundert Thalern Albertus (450 thlr. sächs.) bezahlt wurde; die Gräfin Borg mit ihrem Kinde, ein Kniestück; die Generalin Meyendorf mit ihren Kindern; die Generalin Benkendorf, ganze Figur; die Kaiserin Maria für den Grafen Panin; die Brustbilder von Latrobe, Pesarovius, Stoffregen und Andern; auch besitzen die Familien Zuckerbecker, Klein und Schwarz mehrere Bildnisse, die Gerhard für sie gemalt hat.

Unterdessen hatte der jüngere Bruder kaum seine Arbeiten in Rom vollendet, als das verhängnißvolle Jahr 1796 auch ihn dem Norden entgegenführte. Die französischen Heere drangen von allen Seiten vor. Mantua wurde belagert, und in Rom ängstigte sich das Volk mit Unglück weissagenden Wundern. Die Madonnenbilder schlugen die Augen auf und hoben die Arme gen Himmel. Schon zogen die Fremden hinweg und unter ihnen Lord Bristol. Endlich trat auch Karl von Kügelgen in Gesellschaft von zwei Jugendfreunden, den Gebrüdern Romberg, die Wanderung über die Alpen an. Jene blieben in Wien bei ihrem Freunde Beethoven. Karl aber eilte nach Berlin, wo ihn sein römischer Freund, der Architekt Gentz, wie einen Bruder aufnahm. Seine Landschaftbilder fanden Beifall, und er verweilte in Berlin länger, als er gewollt hatte; endlich riefen auch ihn das Schicksal und sein eignes Herz dahin, wo der Bruder war.

Dieser lebte jetzt überaus glücklich in dem Umgange mit mehrern ausgezeichneten Familien, deren es in Riga so viele gibt, die wahre Humanität mit edlem Kunstsinn

und geistiger Bildung vereinigen. Dem Künstler steht ja die ganze Welt offen, wo nur der Sinn für das Schöne lebendig ist, und sein Herz fühlt sich überall zu Hause, wo gute Menschen ihm freundlich entgegenkommen. Schon damals wurde der edle Stoffregen, welcher in Riga als Arzt lebte und gegenwärtig Leibarzt der Kaiserin Elisabeth und k. russ. Etatsrath ist, Gerhards Freund. Auch der Familien Zuckerbecker und Klein erinnerte sich der Meister stets mit herzlicher Liebe und Dankbarkeit. Vor allen aber machten ihm die treue Anhänglichkeit des braven Schwarz und das gastfreundliche Haus der Aeltern desselben seinen Aufenthalt in Riga unvergeßlich. Bald fühlte sich unser Wanderer mit seinem Herzen im Norden so einheimisch, als ob er dort geboren sey, und was die Freundschaft begonnen hatte, das vollendete später die Liebe. Beide gaben unserm Künstlerpaare ein zweites Vaterland und ihrem Herzen das schönste Bürgerrecht.

Schon waren dem jungen Maler zwei Jahre in künstlerischer Thätigkeit und im Kreise geselliger Freuden verflossen; er hatte in dieser Zeit mit einer rigaischen Familie eine Lustreise nach St. Petersburg gemacht. Allein noch war der Zukunft wegen kein Entschluß gefaßt. Da erwachte in Gerhard auf's Neue das Gefühl der Liebe. Ein treffliches Mädchen, das ihm nicht abgeneigt zu seyn schien, hätte ihn wohl für immer an Riga fesseln können. Doch plötzlich warnte ihn die Freundschaft. Es war sein eignes Herz, das von ihm Entsagung verlangte. Er schwieg, er kämpfte, er siegte, und Niemand erfuhr das Opfer, das er mit seltnem Edelmuthe der Treue brachte. Noch

jetzt wissen es die Glücklichen nicht, wer ihrer Liebe den Weg bahnte. Aber klar stand es nun dem edlen Gerhard vor den Augen, daß er nicht in Riga bleiben konnte. Doch wohin? Die Heimath ihrer ersten Jahre war den Zwillingen verschlossen. Dort athmete das Leben der Kunst nicht frei, wie sonst; und in dem schönen Italien brannte ein großes Feuer, das über die Alpen hinaus loderte und die rheinischen Gaue mit seinen Flammen bedeckte. Fast alle Völker Europa's standen gegen einander unter den Waffen. Schon rüsteten sich der Norden und der Osten, um in dem freundlichen Süden den Westen zu bekämpfen. In solcher Zeit mochte das Vaterland dem scheuen Künstler an keinem Orte einen sichern Weg zu seinem Fortkommen und zur festen Ansiedelung zeigen. Zwar sehnte sich Gerhard zu seinem Bruder nach Berlin; allein wie nahe lag diese Stadt dem großen Brande! Zudem hatte Karl selbst Lust, dem geliebten Bruder in das friedliche Liefland nachzuziehen. Also trieb der Krieg, wie ein Sturm, der die Vögel des Südens ihrem schönen Sommer entführt und in den mitternächtlichen Winter jagt, das heimathlose Künstlerpaar immer tiefer hinauf in den rauhen Norden.

13. Die Wanderjahre. Reval und Harm.

Anhaltendes Arbeiten und noch mehr der Seelenkampf, dessen Ursache Niemand kannte, hatten Gerhards Gesundheit erschüttert. Als nun sein Entschluß fest stand, Riga zu verlassen, und er nur noch schwankte, ob er zu seinem Bruder nach Berlin sich flüchten oder sein Glück in Ruß-

lands Hauptstadt suchen sollte, da besuchte ihn ein Freund, H. v. P., und lud ihn theilnehmend ein, mit ihm auf sein Landgut zu reisen, das in Ehstland, nahe bei Reval, lag. Mit Freuden ergriff der unstäte Wanderer die ungesuchte Gelegenheit, welche ihm augenblickliche Ruhe verhieß. Er nahm sofort von seinen Freunden in Riga Abschied. Niemand konnte begreifen, woher der plötzliche Entschluß ihm gekommen sey, und Manche hielten die Reiselust, zumal im Winter, für Laune und Veränderlichkeit.

Sein Aufenthalt auf dem Gute des H. v. P. sollte von kurzer Dauer seyn; aber wohin von dort, wußte er selbst noch nicht. Ein Zufall entschied Alles. Um sich zu zerstreuen, begleitete Gerhard seinen Freund nach Reval, wo am ersten März der ehstländische Adel zusammen zu kommen pflegt, um seine Geldgeschäfte, Zahlungen u. s. w. für das laufende Jahr zu ordnen. Kaum waren sie daselbst angelangt, so ging H. v. P. mit seinem Reisegefährten in ein Concert, das eben in dem Hause der schwarzen Häupter gegeben wurde. 5) Mitten unter lauter fremden Menschen fühlte sich Gerhard etwas einsam, als er plötzlich ein freundliches, ihm von Riga her bekanntes Gesicht erblickte. Es war der Kreismarschall von Bock, den kein Geschäft, sondern zufällige Lust gerade an diesem Tage nach Reval geführt hatte. Da Herr von Bock ein langer Mann war, der in dem großen und gedrängten Concertsaale über die andern Zuhörer hervorragte, so mußte

5) S. die Anmerkung am Schlusse.

HOOVER WAR COLLECTION

er unſerm Wanderer in die Augen fallen. Voll Freude eilte Kügelgen auf den alten lieben Bekannten zu, der gleich nach der erſten Bewillkommnung den jungen Maler mit kurzen, herzlichen Worten aufforderte, den Abend mit ihm zuzubringen. „Kommen Sie mit mir in das Haus meines Schwagers. Dort müſſen Sie Lilla kennen lernen!“ Da half kein Entſchuldigen. „Mein Schwager liebt die Kunſt und die Künſtler; ich habe ihm ſchon von Riga her Ihren Namen genannt; und Sie müſſen ſehen, wie Lilla zeichnet und malt.“ So ſtürmte er mit dem überraſchten Fremdling fort, der ihm nur ungern folgte, weil er ſich zu ſogenannten Virtuoſinnen und Kunſtfreundinnen, welche zeichnen und malen, eben nicht ſehr hingezogen fühlte. Mit den Worten: „Da bring' ich Euch Kügelgen,“ ſtellte Herr von Bock den jungen Mann der Familie ſeines Schwagers vor. Der alte Herr Zöge von Manteufel hieß den fremden Künſtler herzlich willkommen; da nun Gerhard überdies noch einen rigaiſchen Bekannten, Herrn Friedrich Latrobe (den Bruder des Vorſtehers der brittiſchen Miſſionsvereine), dort antraf, ſo war er bald wie zu Hauſe. Auch der Gefahr, daß ihn das kunſtliebende Fräulein, wie er ſonſt wohl oft erfahren haben mochte, mit Fragen über Rom quälen würde, entging er glücklich; denn Fräulein Helene bemerkte ihn faſt gar nicht, weil ſie eben mit einem kranken Kinde ſich beſchäftigte, das eine Schweſter, welche nach Deutſchland gereiſt war, ihrer Pflege übergeben hatte. Kaum hörte ſie, was ihre jüngere Schweſter, welche den Fremden mit flüchtigen Blicken muſterte, ihr zuraunte: Der Onkel

habe einen alten Eremiten mitgebracht. Denn Kügelgen, der ganz in Pelz eingehüllt war, mochte wohl den minder frostigen Nordländerinnen etwas seltsam erscheinen; als er aber seine Winterhülle abgelegt hatte, stand ein schlanker Jüngling vor ihnen mit dunkeln Augen und einem von langen, gescheitelten Haarlocken umflossenen Johanniskopfe.

Dem Vater gefiel der bescheidene Künstler ungemein wohl. Er machte ihm den Vorschlag, täglich, so lange er in Reval bliebe, sein Gast zu seyn. Bald nachher reiste Herr von P. allein zurück, und Kügelgen war nun Tag für Tag in dem Hause der Familie. In Kurzem gewöhnte sich der alte Herr Zöge von Manteufel so sehr an den neuen Gast, der ihm bei seiner eifrigen Kunstliebhaberei eine höchst willkommne Erscheinung war, daß er ihn nicht von sich lassen wollte. Er lud ihn mehrmals auf sein Landgut nach Harm ein und faßte endlich solches Vertrauen zu dem fremden Künstler, daß er ihn bat, seiner Lilla bei ihrem Zeichnen und Malen Rath und Beistand zu seyn; doch sollte Kügelgen dem Fräulein nicht regelmäßig Unterricht ertheilen.

So führte der Vater selbst den jungen, darüber höchlich verwunderten Mann bei seiner liebenswürdigen Tochter ein. Im Geiste freute er sich über die schnelle Ausbildung ihres Kunsttalents, und sorgsam, daß beide nur recht ungestört arbeiten könnten, machte er die Flügelthüren, welche Fräulein Lilla wohl nicht ohne Absicht offen ließ, mehr als einmal hinter sich zu. Dabei kam in seinen adligen Sinn nicht der leiseste Gedanke, daß der pil-

gernde Maler den Blick zu seiner Tochter erheben, noch weniger, daß er den Weg in das Herz der stillen, ernsten, aller Liebe, wie es schien, abholden Helene je finden könnte. Aber zu oft blickte der unbesorgte Seelenmaler in das klare Gemüth der tieffühlenden und hochgesinnten nordischen Jungfrau, und dieser Blick vernichtete seine Ruhe. Ein Wesen, wie Helena ihm erschien, voll Seele, Geist und Anmuth, das in dem reinen Lichte der Jugend und Unschuld so einfach und wahr, so ruhig und fest, so zartempfindend und doch so kräftigen Herzens vor ihm stand, hatte Gerhard auf seinen Wanderungen noch nicht gefunden. Unwiderstehlich zog ihn ein geheimes Ahnen in die Nähe der Einzigen. Er vergaß, daß er in dem Hause einer der vornehmsten ehstnischen Familien nur als Gastfreund aufgenommen war. Was wagt nicht die Liebe zu hoffen, und wie sinnreich deutet sie nicht jedes kleine Vorzeichen! Das wunderbare Spiel des Schicksals, welches ihn ohne Absicht nach Reval vor die Augen des Herrn von Bock geführt und diesen eben so zufällig vor seine Blicke hingestellt hatte, die überraschend gütige Aufnahme in dem Hause des alten Herrn Zöge von Manteufel, das fast väterliche Entgegenkommen dieses würdigen Mannes, die freundliche Aufmerksamkeit der edlen Hausfrau: Alles, Alles bethörte den feurigen Jüngling zu schwindelnder Hoffnung.

Eines Tages fand das Fräulein unter ihren Zeichnungen einen Brief, in welchem Kügelgen das Geheimniß seines Herzens ihr zu entdecken wagte. Ueberrascht durch das Unerwartete, sah Helena von M. nur den schroffen

Gegensatz äußerer Verhältnisse, und ihr Nein sagte dem bestürzten jungen Manne mit dem sanftesten Ausdrucke der Achtung, in welchen Irrsaal von Leiden der Kampf mit dem Unmöglichen sie Beide stürzen müsse. Gerhard schwieg; er wollte das mächtigste Gefühl, welches seine Brust ergriffen, männlich niederkämpfen. Umsonst. Es zog ihn fort zu Entwürfen und Träumen, wie die Zukunft sich erringen lasse. Nun erfolgte keine Antwort. Dieses zürnende Schweigen warf den armen Kügelgen zu Boden. Seine Gestalt verfiel, sein Muth war dahin, die Kunst, das Leben selbst waren ihm eine Bürde. Ohne Hoffnung, ohne Glauben, verzweifelte er an Gott und allen Heiligen; die Welt umschloß ihn wie ein finstres Grab.

Mit tiefem Kummer sah Helena den stummen Schmerz des herrlichen Jünglings. Sollte eine Natur, wie diese, rettunglos untergehen? Sanft tröstend wies sie ihn hin auf Religion und Pflicht; wiederholt bat sie ihn, „sein zu heißes Gefühl in mildere Freundschaft zu verwandeln." Gerhard versuchte, was unmöglich war. Endlich wagte er das Einzige, „woran sein Leben hange," noch einmal vor ihr auszusprechen. „Allem könne er entsagen, nur nicht dem Gedanken an sie. Ihr Vater sey so gut, so freundlich und herzlich gegen ihn; er wolle sich erklären und sein Urtheil von ihm empfangen."

Da erschrack die tief Beängstigte. Sie kannte des stolzen Vaters auflodernden Zorn. Er würde den Unglücklichen durch heftige Worte vernichtet haben. Also faßte sie den Muth, das Aeußerste zu thun, um den Hoffnungslosen zu retten und ihn seiner schönen Bestimmung wieder

zu geben. „Er solle," redete sie ihm freundlich zu, „nicht mit dem Vater sprechen; sie selbst wolle der Mutter Alles entdecken; allein er müsse das Haus verlassen; dann möge er sich in Petersburg eine Zukunft erschaffen, die er ihr anzubieten wagen dürfe. Gern wolle sie ihm ihre Achtung und Freundschaft bewahren; sie werde keinem Andern Herz und Hand schenken. Habe er nach Jahren vielleicht ein anständiges Loos sich erkämpft, so wolle sie dem Vater seine Bitte an das Herz legen und dessen Wort als die Stimme des Himmels verehren. Sage Er Nein, so sey dies ein Zeichen, daß Gott Gerhards Liebe und ihren Bund verwerfe. Auch er müsse dann fromm und männlich dem entsagen, was Beiden zu denken und zu hoffen die Pflicht verbiete. Kurz, willige der Vater nicht ein, so sey Alles nur ein dem Himmel mißfälliger Traum gewesen. Bis dahin solle ihr Freund schweigen und vor der Entscheidung ihr mit keinem Blicke, mit keiner Zeile sich wieder nahen. Von seiner Seite würde jeder voreilige Schritt den letzten Schimmer der Hoffnung vernichten, die Ruhe der Familie stören und ihr selbst den Glauben an ihres Freundes Thatkraft und Seelenstärke rauben. Er könne aber nicht wollen, daß sie ihm ihr Vertrauen und ihre Achtung entzöge."

Zu gleicher Zeit entdeckte Helena Alles der theilnehmenden Mutter, welche nicht nur überhaupt den Entschluß ihrer Tochter, sondern auch den Rath sehr billigte, den sie ihrem Freunde gegeben hatte. Frau von Manteufel trieb nun ebenfalls, jedoch mit Wohlwollen und Milde,

den ihr lieb gewordnen Gastfreund an, bald Anstalt zu seiner Abreise zu machen.

Gerhard beugte sich vor dem frommen, ernsten Willen des edlen Fräuleins und ergriff dankbar den rettenden Halm der Hoffnung, den sie ihm darbot. Kein Wort von Liebe kam mehr über seine Lippen. Die letzte Seligkeit für ihn war, daß er Helenens Geburtstag, es war der 24. November, noch als Freund in der Familie mitfeiern durfte. Dann reiste er von Reval ab, zum großen Bedauern des wackern Herrn Zöge von Manteufel.

Unterdessen war Karl dem ältern Bruder in den Norden nachgezogen. Bald nach Gerhards Abreise traf er in Riga ein und erstaunte nicht wenig, als ihn Jedermann daselbst wie einen alten Bekannten willkommen hieß. Die Aehnlichkeit der Zwillinge war nämlich noch so groß, daß der Neuangekommne allgemein mit dem ältern Bruder verwechselt wurde. Irrten sich doch späterhin Einige sogar dann, wenn beide Brüder im vollen Lichte neben einander standen! Gerhard theilte ihm jetzt von Reval aus seinen Plan mit, nach Petersburg zu gehen, und Karl wollte dasselbe thun. Also beschlossen unsre Wanderer, wie am Rhein und der Tiber, von neuem gemeinschaftlich an der Newa in der großen Kaiserstadt die dunkle Bahn zur Meisterschaft zu suchen. Den Einen trieb die stille Ahnung seines wiederbelebten Herzens, den Andern der eigne Muth und die Liebe zu dem Bruder. Beide dachten, daß überall das Talent dem Glück entgegenkommen und der Gunst des Schicksals, wenn es die Vorsehung anders so

fúge, Zeit und Gelegenheit geben müsse, den flüchtigen Wanderern eine bleibende Stätte zu bereiten.

Wenig Tage vor Gerhards Abschied von der Familie traf Karl in Reval ein. Er war dem Herrn Zöge von Manteufel willkommen, wie der ältere Bruder, und mußte ihm versprechen, einige Tage noch in der Familie zu bleiben. Gerhard reiste daher früher ab, schon im Anfange des Decembers 1798, weil er sich unterwegs auf dem Landsitze eines Bekannten, wo er eine Arbeit übernommen hatte, kurze Zeit aufhalten wollte; auch wünschte er, daß wenigstens sein zweites Ich so lange als möglich noch in der Nähe des von ihm vielleicht auf immer geschiednen Bildes seiner Hoffnungen verweilte.

Während seines achtmonatlichen Aufenthalts in Reval und Harm hatte Gerhard drei und vierzig Bilder gemalt, darunter mehrere Porträts in Miniatur; einige waren nur Wiederholungen. Sie befinden sich in dem Besitze der Familien von Stackelberg, von Manteufel, von Knorring u. A. m.

Am 13. December überbrachte ihm Karl die letzten mündlichen Grüße der Familie nach dem Landgute des Herrn von Toll, und Empfehlungsbriefe nach Petersburg von Helenens Mutter an ihre Jugendfreundin und Cousine, die Generalin von Rönne, die Oberhofmeisterin bei der Großfürstin Anna war. Jetzt eilten die Brüder hinaus in die neue Welt ihres höhern Strebens. Karl voll lebensfroher Heiterkeit; Gerhard mit einem von mehr als Todesfurcht, von ungewisser Siegeshoffnung geängsteten Herzen. Doch fühlte er sich bei solcher Pein nicht ganz

verlassen. Im traulichen Gespräche mit seinem Bruder führte die Erinnerung vor ihm vorüber die Schattenbilder seines frühern Lebens, und eine stille Wehmuth besänftigte allmälig den trostlosen Zwiespalt in seiner Brust. Er fühlte abermals mit seinem Karl sich verkörpert zu einem Doppelwesen, das bisher von Einer Hand des Schicksals geführt, die sonnenhelle Bahn des Kinderspiels, der fröhlichen Knabenzeit und des schwärmerischen Jünglingsalters in dem warmen, milden, lebensfrohen Süden zurückgelegt hatte, nun aber von derselben unsichtbaren Hand, fast unter gleichen Verhältnissen und Bestrebungen, mit streitenden Gefühlen und Hoffnungen, die jedoch in gegenseitiger Liebe sanft verschmolzen, in den ernsten, kühnen und mühevoll geschäftigen Norden sich versetzt sah, um Hand in Hand zusammen einzutreten in das entscheidende Leben des Mannes. Steiler und unsichrer erschien die Bahn, die jetzt vor ihnen sich eröffnete. Es galt nicht mehr die leichte Wagniß, jugendliche Wünsche zu erringen; den raschen, ungeduldigen Pilger hielten auf die zögernde Umsicht und die langsam schreitende Ueberlegung. Aber was sie beide wollten: zur Höhe der Meisterschaft kühnen Muths hinanzuklimmen, — das fühlte und dachte Jeder in und mit dem Andern.

14. Der Meisterkranz. St. Petersburg.

Es war in dem harten Winter von 1798 zu 1799, in der Mitte des Decembers, als die zarten Südländer dem eisigen Norden, bei einer Kälte von 32 Grad Reau-

mur, entgegenzogen, um in dem mitternächtlichen Rom den Kranz des Künstlerruhms zu erstreben. Gerhard sah in dunkler Ferne noch einen höhern Preis: den Myrthenzweig der Liebe. Aber kein Strahl der Hoffnung fiel in die Nacht seines Herzens. Ihr Bild allein, die letzten Worte der Religion und Pflicht aus ihrem Munde, und der beruhigende Gedanke, daß kein Dritter die Möglichkeit des süßesten Lebensglücks ihm rauben solle, konnten seinen Muth erheben. Also beschloß er, wie ein Mann zu kämpfen mit dem Schicksal; es galt einen doppelten, es galt den höchsten Preis seines Daseyns als Mensch und als Künstler.

Der Eintritt in die prächtige Kaiserstadt, der von der Pflicht ihm gebotne Umgang mit der Außenwelt und die neuen Freuden seines Berufs zogen ihn allmälig aus seiner Schwermuth heraus und versöhnten ihn wieder mit dem Leben. Bald erwachte mit dem Muthe des Jünglings die festere Kraft des Mannes. Dazu kam die unerwartete Gunst glücklicher Verhältnisse und das Zutrauen, mit welchem Unbekannte, die ein edler Kunstsinn erwärmte, wohlwollend und freundlich dem jungen Künstlerpaare sich näherten. Denn so unsanft und rauh der winterliche Norden den fernher kommenden Pilger auch anfallen mag, so gefällig und zuvorkommend ist die Aufnahme, welche er bei den Bewohnern findet. Vorzüglich wird ein junger Mann von Talent wohl schwerlich an irgend einem andern Orte sich eines so aufmunternden Empfanges zu erfreuen haben, als in St. Petersburg.

Den vollgültigsten Empfehlungsbrief gab den Brüdern

ihre anziehende Persönlichkeit. Im Aeußern waren die Zwillinge wohlgestaltet. Sie zeigten noch in den ersten Jahren des sorgenvollern, männlichen Alters durch ihre auffallend frische Gesichtsfarbe das Bild unverdorbner Jugend. Des Aelteren Züge waren feiner und sanfter gebogen; die des Jüngern gerader und eckiger. Eben so bemerkte man in dem Charakter des Aelteren mehr Zartes und mehr Feinheit, wie auch einen leisen Zug von Schwermuth; dagegen der Jüngere mehr keck, heiter und lebensfroh der Welt entgegentrat. Im genauern Umgange konnte Mancher vielleicht dem Aelteren den Vorzug geben; aber in der Gesellschaft machte der Jüngere mehr Eindruck. Doch wußten Beide sich durch ihren frommen Sinn, durch ihr reinsittliches Streben und ein bescheidnes, anspruchloses Wesen die Liebe ihrer Umgebungen auf die Dauer zu erwerben.

Schon in den ersten Tagen seiner Ankunft erhielt der Bildnißmaler einige sehr willkommne Aufträge. Er malte zuerst in Miniatur die Großfürstinnen Elisabeth (die jetzt regierende Kaiserin) und Anna; hierauf den Fürsten Tschertorinsky, der insbesondre noch sein Auge malen ließ, wofür er hundert Rubel zahlte. *) Im folgenden Jahre, 1799, malte Kügelgen den Kaiser Paul zweimal in Oel, und mehrere Personen des Hofes und der Stadt, überhaupt an fünf und zwanzig Bilder, und seine Einnahme belief sich auf 6000 Rubel. Bruder Karl aber, der Land-

*) Es war damals Sitte in Petersburg, ein gemaltes Auge, mit einer Locke von dem Haare der Person eingefaßt, unter Glas auf der Brust zu tragen.

schaftmaler, erhielt vom Kaiser Paul eine Anstellung als Hofmaler mit 3000 Rubel Gehalt.

Noch wohlthuender für das Herz der Zwillinge war die Freundschaft edler Männer, welche sie von den ersten Tagen ihres Aufenthalts an mit Rath und That unterstützten. Vor allen nennt Gerhard in einem Briefe an seine Mutter mit der herzlichsten Dankbarkeit als einen der Ersten, welcher die Noth des schweren Anfangs in der fremden Welt den Ankömmlingen erleichterte, den Collegienrath, jetzigen Staatsrath und Ritter von Beck, einen Mann, der die größte Achtung unter allen seinen Bekannten genoß. Das innigste Vertrauen schloß ihm bald Gerhards ganzes Herz auf, und jener fühlte theilnehmend mit, was der junge Maler in seiner Brust für einen Kampf mit Liebe, Furcht und Hoffnung kämpfte. Außer dem Herrn von Beck schlossen sich noch mehrere treffliche Männer an die Brüder an. Unter ihnen nannte der Meister mit vorzüglicher Hochachtung den Grafen Sievers, der damals als Officier bei der Garde stand und gegenwärtig General ist. An unserm Gerhard insbesondre hingen mit einer fast schwärmerischen Liebe, die kein Opfer scheuete, das der Freundschaft gebracht werden konnte, zwei edle junge Männer, die sich damals in Petersburg aufhielten. Der Eine war ein junger Pole, Graf Michael Plater, welcher unter strenger polizeilicher Aufsicht lebte, weil er bei einer Reise in die Provinz eine russische Festung aus bloßer Wißbegierde zu genau betrachtet und dadurch des Kaisers Paul Mißtrauen erregt hatte. Da sich jedoch der Chef der geheimen Polizei, Graf Pahlen, für die Loyalität

des Grafen verbürgte, so blieb es nur bei dem Verbote, keinen Fuß aus Petersburg zu setzen. Der Andre war ein junger Schweizer, Namens Duval, dessen Vater sich als Hofjuwelier ein beträchtliches Vermögen gesammelt, es aber einige Zeit vor seinem Tode größtentheils wieder eingebüßt hatte. Ehe er starb, rief er den funfzehnjährigen Jüngling zu sich, übertrug ihm die Pflichten eines Vormunds für seine jüngern Geschwister und ließ sich von ihm versprechen, daß er das väterliche Gewerbe in Petersburg so lange fortsetzen wolle, bis er die bestimmte Summe des erlittenen Verlustes ersetzt habe; dann solle er sich mit den Geschwistern in sein Vaterland, die Schweiz, zurückbegeben. Gerhard lernte diesen jungen Mann kennen, als er eben mit dem thätigsten Eifer bedacht war, seine großen Verpflichtungen als Sohn und Bruder zu erfüllen. Dies hielt ihn aber nicht ab, für seinen Freund Kügelgen Alles zu thun, was in seinen Kräften stand.

Dazu fand sich bald die Gelegenheit; doch war Graf Plater der erste, welcher seine Freundschaft thätig beweisen konnte.

Gerhard hatte mit dem Herrn Zöge von Manteufel fortdauernd einen freundschaftlichen Briefwechsel unterhalten, ohne an Fräulein Helenen auch nur das kleinste Zeichen seiner stummen Liebe zu schicken. Der alte Herr aber ward dem jungen Maler immer gewogner und nahm an dessen Fortkommen in der Residenz den herzlichsten Antheil. So wagte es endlich der schüchterne Kügelgen, zu hoffen, daß der edle Mann, welcher aus einem Freunde der Kunst ein treuer Freund des Künstlers geworden war, einst wohl

auch mit väterlicher Neigung zu ihm sich wenden könne. Wie sehr irrte sich sein Herz!

Mitten in der Freude über die ersten Strahlen seines aufdämmernden Künstlerrufs in Petersburg erhielt er ein Schreiben aus Harm, das ihn mit allen seinen Hoffnungsträumen plötzlich vernichtete. Es war von dem Vater und enthielt die heftigsten Vorwürfe darüber, daß er gewagt habe, durch die Erklärung seiner Wünsche das Herz des Fräuleins zu beunruhigen und die Zufriedenheit der Familie zu stören. Der Herr von Manteufel schien zu glauben, Kügelgen habe unredlich das in ihn gesetzte Vertrauen gemißbraucht u. s. f. Zürnend verwies er ihm jeden Gedanken an eine Sache, die unmöglich sey, und verbot ihm streng, sich auf irgend eine Art der Familie zu nähern.

Gerhard war wie vom Donner gerührt. Er begriff nicht, wie Helenens Vater seine Liebe entdeckt habe. Sein höchstes Glück — das nur sah er in seinem dunkeln Verhängnisse klar — die Hand der Geliebten war für ihn verloren; aber daß er auch die Achtung eines so würdigen Mannes, wie der Herr von Manteufel war, verscherzt habe und in den Augen der Familie ihrer Freundschaft unwürdig erscheinen sollte: dies kränkte ihn unaussprechlich. Er mußte die Lauterkeit seines Verfahrens gegen bittre Vorwürfe und schimpflichen Argwohn rechtfertigen; aber wie sollte dies geschehen? Briefe — sah er voraus — würden uneröffnet zurückgeschickt, und wie wenig konnten Briefe sagen! In dieser Noth entdeckte er sich seinen vertrautesten Freunden. Er sey entschlossen, sogleich nach

Harm zu reisen und sich persönlich bei dem Vater zu vertheidigen. — „Du wirst nicht vorgelassen werden; Du wagst Dich neuen Beleidigungen auszusetzen und erregst durch Deine persönliche Erscheinung nur Aufsehen und Verdruß in der Familie." — Diese Einwürfe waren erheblich genug; allein die eigne Rechtfertigung war ihm dringende Pflicht, und jene Art die muthigste, die edelste. Da erklärte ihm sein Freund, der junge Graf Plater, er wolle ihn begleiten, zu dem Herrn Zöge gehn, für ihn sprechen und um eine Unterredung bitten. Mit Freuden nahm Gerhard den Vorschlag an; aber wie ihn ausführen? Plater durfte Petersburg nicht verlassen. Des Kaisers Einwilligung zu einer so romantischen Reise zu erlangen, war nicht denkbar. Der Graf Pahlen konnte nichts bewilligen. Die Zeit drängte: also wagte der Freund für den Freund die eigne Sicherheit. Kügelgen verschaffte sich Pässe zu einer Kunstgeschäftsreise, wohin er seinen Farbenreiber mitnehme, und Plater fuhr in dieser Verkleidung mit Kügelgen zum Thore hinaus.

Bei ihrer Ankunft in Harm blieb Kügelgen in dem Kruge *), und Graf Plater ließ sich bei dem Herrn von Manteufel anmelden. Er wurde angenommen. Mit aller Beredsamkeit der Freundschaft trug er dem Vater Helenens die Sache seines Freundes vor und sagte endlich, daß der von ihm verkannte Mann selbst da sey, um sich zu rechtfertigen. Aber umsonst. Die Kühnheit des stolzen Künst-

*) So nennt man in Ehst- und Liefland die Wirthshäuser auf dem Lande.

lers, in Harm persönlich zu erscheinen, reizte den Unwillen des Herrn von Manteufel auf das Heftigste. Er argwohnte die Absicht, dem Fräulein Mittheilungen zu machen, und brach die Unterredung mit den Worten ab, daß die einzige Rechtfertigung nur die sey, wenn Kügelgen sogleich wieder abreiste und nie in Harm noch in der Familie sich jemals sehen ließe.

Gerhard gehorchte auf der Stelle. Er hatte seine Pflicht gethan; aber trostlos verließ er den Ort, den Helene bewohnte, die von seiner Ankunft nichts wußte und von ihm kein Zeichen seiner Anwesenheit erhalten durfte. Bei der Rückkehr nach Petersburg kamen die beiden Freunde in große Gefahr, sofort nach Sibirien in die Verbannung geschickt zu werden. Die Fragen unter dem Thore an den Farbenreiber, von dem die Polizei in der Zwischenzeit nichts hatte in Erfahrung bringen können, und die Erkundigungen nach seinem Namen, seiner Wohnung u. s. w. waren so verfänglich, dessen Antworten aber schienen so wenig mit den Fremdenregistern übereinzustimmen, daß die Freunde eine weitere Untersuchung, und in deren Folge von dem argwöhnischen Monarchen ein unabwendbares Verweisungsurtheil befürchten mußten. Graf Plater ging daher zum Chef der geheimen Polizei, dem Grafen Pahlen, und entdeckte ihm den ganzen Zusammenhang. Die Sache ward mit einem strengen Verweise abgethan.

Ohne Hoffnung, ohne Freude und ohne Lust am Leben kehrte der arme Gerhard zu seiner Staffelei zurück. Unterdessen traten in dem Schlosse zu Harm Veränderungen ein, die Niemand erwartet hatte.

15. Die Entwickelung.

Seit Gerhards erster Abreise von Reval im December 1798, hatte Fräulein Helene von ihrem Freunde nichts gehört, als wenn ihr der Vater etwas aus seinen Briefen vorlas. Sie freute sich im Stillen, daß der junge Mann seiner Bestimmung wiedergegeben und mit Eifer für seine Zukunft thätig war. Hatte sie schon früher Achtung für seinen Charakter gehabt, so machten ihn jetzt seine Bescheidenheit und die Zartheit der Gesinnung, mit welcher er schweigend ihren letzten Worten gehorchte, ihrem Herzen noch theurer. Doch ohne Hoffnung, ja ohne Wünsche für ihre eigne Zukunft, fühlte sich ihr Herz nur in dem Gedanken beruhigt, daß Gerhard Ruf, Ansehen und Glück in Petersburg finden würde. So verging ein halbes Jahr, als Briefe aus Deutschland von ihrer Schwester Sophie, Baronin von Stackelberg, die baldige Rückkunft derselben anmeldeten. Der alte Herr Zöge beschloß das Wiedersehen als ein großes Familienfest zu feiern und bestimmte dazu den eilften September. Zugleich sprach er davon, daß er an Kügelgen schreiben und ihn zur Theilnahme an diesem Feste einladen wolle. Ein wunderbar gemischtes Gefühl von Furcht und Freude ergriff Helenen. Ihr richtiger Verstand sagte ihr gleich, daß Gerhard dies als das günstigste Zeichen ansehen, daß er kommen, das Geständniß seiner Liebe wiederholen und mit der Bitte um ihre Hand sich an den Vater wenden würde. Was daraus erfolgen mußte: den Zorn des Vaters, die Störung des Festes, die beleidigende Zurückweisung des schmerzlich enttäuschten Freun-

des, das Alles sah sie kommen und zitterte. Nach kurzer Ueberlegung fand sie keinen andern Ausweg, als daß sie jetzt, um beide, den Vater und den Freund, von einem schmerzhaften Zusammentreffen abzuhalten, Allem zuvorkommen und sogleich Gerhards Liebe zu ihr, den fruchtlosen Kampf, ihre eigne Erklärung gegen ihn, seine und ihre Wünsche, aber auch ihren und seinen Gehorsam, nichts ohne den Willen der Aeltern zu thun, ihrem Vater entdecken müsse. Sie that dies schriftlich und hoffte dadurch den ersten Sturm auf sich abzulenken. Doch der Vater antwortete ihr gütig, verlangte Entsagung und zürnte der Tochter nicht. Aber an den kühnen Maler schrieb er, wovon Helena nichts wußte, den bereits erwähnten Brief voll Aeußerungen der heftigsten Empfindlichkeit. Dies geschah im August 1799.

Indeß hatte der anhaltende Seelenkampf auch Helenens Gesundheit erschüttert. Als sie nun erfuhr, aus den Reden der Leute im Kruge, daß Kügelgen da gewesen sey, und daß er von Petersburg die funfzig Meilen her und hin gemacht habe, ohne sie zu sehen, noch ihr zu schreiben oder sonst ein Zeichen seines Andenkens ihr zu hinterlassen, so war sie zwar über das rechtliche Betragen ihres Freundes hocherfreut, doch bekümmerte sie tief der trostlose Ausgang seiner Hoffnungen, und sie trauerte still in ihrem Herzen um den armen Verstoßenen. Hierzu kam ein fast tödtlicher Schreck, den ihr in ihrer damaligen Stimmung ein unerwartetes, höchst trauriges Ereigniß verursachte, das sie Niemanden entdecken konnte. Endlich erschütterte sie der plötzliche Anblick eines Unglücklichen, den sie in

seinem Blute liegend fand, als sie eben zu ihrer Mutter kommen sollte. Alles dies zusammen machte, daß sie ernstlich krank wurde.

Um diese Zeit kam ihre Schwester Sophie an; das Fest konnte ihren Kummer nicht verscheuchen; Sophie erfuhr Alles; sie sah, was Helene litt; die hochherzige Frau bewunderte das standhafte Benehmen des jungen Mannes und beschloß, seine Fürsprecherin zu werden. Nunmehr bestürmte sie den strengen Vater so lange mit Vorstellungen und Bitten, daß dieser endlich nachzugeben sich bewogen fand. Seinen Zorn hatte schon die edle Bescheidenheit und der Gehorsam des Malers entwaffnet; er liebte seine Kinder zärtlich, und ihr Glück ging ihm über Alles; Helenens Gesundheit bekümmerte ihn: also entschloß er sich, die Prüfung zu endigen. Liebevoll und gütig, wie er immer gegen seine Lilla gewesen war, brachte er ihr eines Tages — es war der neunte October 1799 — einen Brief zu lesen, den er eben an Gerhard Kügelgen nach Petersburg geschrieben hatte. Darin gab er dem jungen Manne seine und seiner Gemahlin Einwilligung zu der künftigen Verbindung mit Fräulein Helenen, jedoch nur unter folgenden drei Bedingungen. Kügelgen sollte zuvor sich ein bestimmtes Capital von 20000 Rubeln erwerben, wovon er seinen Haushalt einrichten und führen könnte; sodann sollte er sich adeln lassen, weil dies künftig zu den bürgerlichen Verhältnissen seiner Kinder in Ehstland erforderlich sey; endlich sollte er versprechen, seine Kinder sämmtlich in der evangelischen Kirche erziehen zu lassen. Uebrigens müsse Alles bis zur Entscheidung ein Geheimniß bleiben.

So leuchtete plötzlich, nach neun kummervollen Wochen, dem überraschten Gerhard der volle Glanz des Himmels. Mit Freuden gab er die dreifache Versicherung. Nun durfte er auch an seine Geliebte schreiben. Ihre Briefe erhoben sein Herz zu einer Lauterkeit der Gesinnung und zu einem religiösen Muthe, der mit Gott Alles wagt, sobald es nur recht und verständig ist. Er arbeitete jetzt mit erhöhter Kraft, und das Glück segnete die Anstrengungen seines Fleißes. Die Herstellung des adeligen Namens in der Familie Kügelgen war um so leichter, da ihre Vorfahren nur aus Mangel eines, diesem Stande entsprechenden Vermögens auf die ehemals der Familie anklebende Vonschaft Verzicht geleistet hatten. Auch die letzte Bedingung wegen der Erziehung seiner Kinder in dem evangelischen Glauben ging Kügelgen ohne Widerstreben ein, da er schon in seiner eignen Familie, vorzüglich bei seinem Großvater, die echtchristliche Gesinnung allgemeiner Duldung eingesogen, dann in Rom über die Bedeutung des christlichen Glaubens und der kirchlichen Form tiefer nachgedacht und seitdem an so vielen braven Menschen, vor Allen aber an der frommen Pflichttreue und muthvollen Ergebung seiner Helena gesehen hatte, daß das wahre Christenthum in und außer Rom lebendig vorhanden seyn könne. So dachte Kügelgen wenigstens damals.

Als ein guter Sohn schrieb er nun an seine Mutter und bat um ihre Einwilligung. Zwar glaubte die besorgte Frau, daß ihres Sohnes Verbindung, bei der Verschiedenheit der Religion und der äußern Verhältnisse, mancherlei gegen sich habe, indeß gab sie Gerhards Gründen

und Vorstellungen nach. *) Des Sohnes Antwort ist der einfache Ausdruck seiner Liebe, seiner Gesinnungen und Grundsätze. Auch ein Brief an seine Braut aus jener Zeit ist ein Abbild seines Innern; und man fühlt es in seiner Seele, wie das Bewußtseyn, pflichtmäßig gehandelt zu haben, das schönste Gefühl des Lebens heiligt und die Hoffnung des irdischen Glücks zu einem Vorgenusse von Himmelsfreuden erhöht.

Gerhard schrieb damals aus Petersburg an seine Mutter Folgendes:

Meine herzensliebe Mutter!

— — „Es ist wahr, daß ich liebe und wieder geliebt werde, wie wenig Menschen lieben, und habe die gewisse Ueberzeugung, daß diese Liebe nur mit meinem und meiner Lilla Leben aufhören kann; deswegen hielt ich es für meine höchste Pflicht, alle Kräfte aufzubieten, um, wenn auch nur die Hoffnung, zu meinem Ziele zu gelangen, in mir lebendig zu erhalten; denn nur dadurch konnte ich mein Leben fristen, welches, wenn es auch für mich keinen Werth mehr hatte, doch noch Andern nützlich seyn konnte. Ich habe ausgehalten und geduldet, und Gott scheint mein Flehen gehört zu haben. — „„Wer in Thränen säet, wird in Freuden ärnten!"" —

„Ach Mutter, ich habe viel geduldet, manche Thräne geweint; — ich war trostlos und hatte keine, keine Freude

*) Man kann sehr tolerant gesinnt seyn, wie es Kügelgens Mutter wirklich war, und dennoch gegen gemischte Ehen, zumal unter Umständen, wie hier vorhanden waren, gegründete Bedenklichkeiten haben.

mehr am Leben und wäre vielleicht nun schon lange im Sarge, wenn ein ausdauernder, duldender Sinn, den ich meiner Lilla abgelernt habe, mich nicht gerettet hätte; denn sie war es, die mich immer auf den Willen Gottes verwies, wenn eine unmännliche Verzweiflung sich meiner bemächtigte."

„Könnte der Raum eines Briefes die Geschichte meiner Liebe fassen, so würden Sie sich überzeugen, wie man ohne Schwärmerei, mit schlichtem, aber reinem Menschensinne, doch in ein Labyrinth tödtender Gefühle hineingerathen kann, — verdanken Sie meiner Lilla, dem kindlichreinen, aber gebildeten Mädchen, die Erhaltung Ihres Sohnes an Leib und Seele. Dreimal bat sie mich, mein zu heißes Gefühl in mildere Freundschaft zu verwandeln, und immer kehrte die Liebe heftiger zurück, — und als hoffnungslose Liebe mich zu verzehren schien, so hatte sie den Muth, sich allein dem Sturme des Vaters auszusetzen und für mich zu bitten, indem sie mich Abwesenden gänzlich schonte und in Schutz stellte. Auf des Vaters Nein — entsagte sie mir — kurz, erzählen läßt sich so was nicht, und die Erinnerung daran zerschneidet noch meine Seele. Aber es zerschnitt auch meine Seele, daß Sie, liebe Mutter, nun, da Alles gut ist, einen Anstand an Lilla's Stand und Religion nehmen. Ich will keiner Religion zu nahe treten und Jedem seinen Glauben lassen und mich des meinigen freuen, — doch begreife ich auch, wie der Name Katholik durch solche Unduldsamkeit gehässig werden könne." — —

„Niemanden kann der Stand des Adels aus wahren

Gründen gleichgültiger seyn, als Lilla und mir, aber dessenungeachtet muß ich jetzt aus Schonung und Pflicht so und nicht anders handeln, und würde dieses noch kein Opfer nennen. Kennten Sie die Tochter, die ich Ihnen zuzuführen denke, — — Sie würden ruhig seyn, meine Mutter, und Ihrem Sohne sein Glück gönnen." — —

Der Brief, den Kügelgen an seine Braut schrieb, enthält Aeußerungen, die das Zartgefühl der weiblichen Bescheidenheit gern verschleiern und dem Auge des Lesers entziehen würde, wenn es nicht die Pflicht des Biographen wäre, gerade solche Mittheilungen wörtlich aufzubewahren, die das innere Leben des Meisters in allen seinen Beziehungen als Mensch, offen und ohne Rückhalt darstellen. In Gerhards Briefen malt sich seine Seele, und diese Seele voll Liebe hatte ein Wesen gefunden, das durch seinen Einfluß die sittliche Bildung Kügelgens bis zu der Höhe hinführte, auf welcher wir ihn im Leben als Mensch gesehen und hochgeachtet haben.

An seine Braut.

St. Petersburg, den 27. Nov. 1799.

„Erst heute finde ich Zeit, Dir für Deinen letzten Brief zu danken. Liebe Lilla, wie unaussprechlich liebenswürdig bist Du! Ja, wenn ich auch nie der Deinige werden sollte, so würde ich doch eine grenzenlose Seligkeit empfinden, einem Wesen, wie Du bist, mit ganzer Seele anzugehören. Auch bin ich es nicht allein, der dieses sagt: mein Bruder — P. — B. — L. —, Alle, die Dich kennen, sagen, (werde nur nicht zu stolz) — Du seyst das,

was der Mensch nur werden könne, — ein Engel. Dein letzter Brief, — mein Gott, wie hat er mich beglückt; Dein natürlich schön und zartes Gefühl leuchtet so ganz darin. — O Gott, wenn ich mich so neben Dir ansehe und betrachte, was ich bin gegen Dich — und ich bin doch gewiß einer der besseren Männer, wenn ich Wahrheit reden will — dennoch, wie bist Du an Reinheit und Erhabenheit, an Unschuld und Zartheit mir überlegen! Nur an Güte des Herzens, an Entschlossenheit und Ausdauer mag ich mir nicht gestehen, unter Dir zu seyn. Nimm mich, wie ich bin, meine einzige Lilla, meine Freundin, meine Geliebte, und bedenke, in wie vielen Gelegenheiten ich war, schlecht zu werden; dafür bin ich (ich lobe mich nun selbst, aber es ist wahr), dafür bin ich dennoch gewiß ziemlich natürlich, offen und wahr geblieben, und ich unterlasse gewiß auch nichts, um Dir ganz gleich zu werden; — denn schon jetzt fühle ich mich besser geworden, seit ich Dich kenne. Heute, meine Lilla, wirst Du gewiß auch vorzüglich an mich gedacht haben. Ja, heute ist es ein Jahr geworden, daß ich mich von Dir trennen mußte. Doch warum rufe ich so gern schmerzhafte Empfindungen in meine Seele zurück? Habe ich etwa in der Gegenwart nicht Leiden genug? — —"

„Dein Vater ladet mich zu Weihnachten ein; — er hat gewilligt in mein Glück; — ich soll Dich als meine Braut wiedersehn; — doch soll es noch ein Geheimniß vor der Welt bleiben. — — Sieh', ich fasse mich auch schon und bin wieder ruhig; aber es kostet mich die größte Anstrengung, mich in dem Handeln und in den Gefühlen

Deines sonst so edlen Vaters zurecht zu finden. Ich kann die vielen Widersprüche nicht in ein Ganzes reihen und werde irre an den Menschen überhaupt. — Doch ist es offenbar, er schämt sich noch meiner, — o mein heftiges Herz! — Er wird ja meinen Tod nicht wollen."

„Wenn ich mit Dir werde gesprochen haben, so wird Alles klar und licht werden. O meine Lilla, ich werde Dich dennoch ewig lieben dürfen, wenn auch unsre Verbindung noch Jahrelang aufgeschoben werden soll. Nur für Dich will ich leben können, soll ich überhaupt leben! — Aber ist es denn möglich, daß ich Dich wiedersehen soll und kaum werde sprechen dürfen! — Tröste und beruhige mich bald wieder; mein Gemüth ist zu heftig, — nur an Deiner Seite kann ich den Frieden wieder finden." — U. s. w.

16. Der häusliche Heerd.

Es galt jetzt, ein Capital zu gewinnen. Für das dichterische Gemüth unsers Künstlers war dies die härteste Aufgabe. Ihm allein war es nicht um Gold zu thun, er selbst wollte ganz der Kunst leben; weil er aber Vermögen erwerben sollte, so mußte er — was ist der Liebe nicht möglich? — mit aller Anstrengung Bildnißmaler werden. Der natürliche Widerwille gegen das Porträtiren war leicht überwunden; Gerhard hatte Glück; sein Bruder führte die Rechnung, und Alles ging nach Wunsch — aus Liebe.

Kügelgen malte damals ein großes Bild, das seinen

Ruf in Petersburg gründete, die Familie Kaiser Pauls I, zusammen eine Gruppe von elf Personen in halber Lebensgröße. Seume, der dieses Bild 1803 in dem kaiserlichen Schlosse zu Petersburg sah, gedenkt desselben mit Beifall in seiner Schrift: Mein Sommer. *) Die einzelnen Glieder der Familie waren sprechend getroffen, und Kügelgen mußte das Bild des Kaisers für mehrere Große des Reichs vervielfältigen. Unter den übrigen Personen, die er theils in Oel, einige auch in Lebensgröße und ganzer Figur, theils in Miniatur malte, nennt ein handschriftliches Verzeichniß die Fürstin Trubetzkoi, die Grafen Golowkin, Liewen, von der Pahlen, Sievers, die Fräuleins von Benkendorf am Grabe ihrer Mutter, den Fürsten Narischkin, Baron Uexküll, Speransky u. A. m. Ueberhaupt malte er in dem Entscheidungsjahre 1800 vier und dreißig Bilder, die ihm gegen 9000 Rubel Einnahme verschafften, worunter 5000 Rubel, die er für das große Bild der Familie des Kaisers Paul erhielt, nicht mit begriffen waren. An Geschichtsmalerei war in dieser Periode des Erwerbs freilich nicht zu denken.

Noch war das Capital nicht völlig beisammen. Freund Duval, der den innigsten Antheil an Gerhards Planen nahm, bot ihm daher, wenn er nach Liefland reisen und seine Braut abholen wollte, zu seiner Verfügung und Einrichtung ein Capital von mehrern Tausend Rubeln, ja die ganze Summe von 20000 Rubeln an. Dies war in dem

*) Füßli schreibt dieses Bild mit Unrecht dem Landschaftmaler Karl von Kügelgen zu.

Augenblicke, wo Duval selbst sein Vermögen benutzen und zu seiner Abreise aus Rußland bereit halten mußte, ein sehr edles Anerbieten. Kügelgen brauchte nur 5000 Rubel, und Duval verlangte keine andre Sicherheit, als die Wiederbezahlung durch den Ertrag seiner künftigen Arbeiten.

Helena Zöge von Manteufel wurde binnen Jahresfrist die glückliche Gattin ihres geprüften und bewährten Freundes. Kügelgen feierte das schönste Fest seines Lebens zu Harm am $\frac{3}{14}$ September 1800. Es war eine Ueberraschung. Der alte Herr von Manteufel hatte, wie er vorgab, nur die Anstalten zu einer feierlichen Verlobung getroffen. Die Gäste waren geladen; der Geistliche erschien, und man versammelte sich in dem Park zu Altharm. Auf einem Blumenhügel stand der Altar; aber statt der Verlobung wurde die Trauung vollzogen. Karl skizzirte den Ort des Festes und stellte in der Folge die schöne Gegend in einem trefflichen Landschaftbilde dar. Vierzehn Tage darauf zog der Meister mit seiner Gattin nach Petersburg und fand die selige Freiheit des Lebens im Besitze des erkämpften Heerdes.

Liebe und Freundschaft waren jetzt die tägliche Losung ihres Daseyns. Solche Engel gaben Muth zu dem ungeheuern Fleiße, mit welchem Kügelgen seinen Haushalt gründete. Er wurde Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie der Künste; zugleich breitete sich sein Ruf als Porträtmaler immer weiter aus, wodurch er sich in kurzer Zeit so viel Vermögen erwarb, daß er sein Wort lösen und seine Zukunft sicher stellen konnte.

In den Jahren 1801 bis 1803, die das junge Paar in St. Petersburg verlebte, malte Kügelgen einhundert und vier und sechzig Bilder; eine fast unglaubliche Zahl; doch gab es darunter viele Wiederholungen. Die meisten waren in Oel, wenige in Pastel; dabei sind viele Bildnisse in Miniatur und einige Zeichnungen im Profil nicht einmal mit gezählt. Die Oelbilder waren sämmtlich Porträts; einige darunter in ganzer Figur, und mehrere Kniestücke. Damit erwarb er eine Summe von 46600 Rubeln; den Preis für das schon oben erwähnte Bild der Familie des Kaisers Paul mit eingerechnet.

Den außerordentlichen Ruf, in welchem Gerhard als Porträtmaler stand, verdankte er seinem Bilde des Kaisers Alexander. Noch hatte man kein ähnliches Bildniß von diesem Monarchen. Kügelgen entwarf dasselbe für sich en gouache, fein wie Miniatur ausgeführt, in halber Lebensgröße, nach bloßer Beobachtung des Kaisers, wenn dieser öffentlich erschien, z. B. auf der Parade. Da es das ähnlichste war, so erhielt er darauf eine Menge Bestellungen in Oel, Pastel und Miniatur. Jedermann wollte es besitzen, und er mußte es auf allen Tabatieren und Ringen, die der Hof verschenkte, in Miniatur malen. Sein Freund Duval hatte diese Sachen zu verfertigen, und der Künstler trug damit das edelmüthige Darlehn ab. Ueberhaupt hat er den Kaiser Alexander als ganze Figur fünfmal in Oel, u. a. für die Stadt Reval, und zweimal in Pastel, als Brustbild ebenfalls öfter in Oel, einmal für die Stadt Riga, außerdem in Pastel und fünf und funfzigmal in Miniatur gemalt; für jedes der letztern erhielt

er zweihundert Rubel. Wenn man dazu rechnet, was ihm die öftere Wiederholung des Bruſtbildes der Kaiſerin Eliſabeth und des Bildes der Kaiſerin Mutter Maria, die er nach Kaiſer Pauls Tode mehrmals im Trauerflor und auch als Knieſtück malte, was ihm die Bildniſſe der Großfürſtin Alexandra Paulowna (Gemahlin des Palatinus) in ganzer Figur und mit dem Kinde, der Großfürſtin und Erbprinzeſſin von Mecklenburg, Helena Paulowna, und der Großfürſtinnen Maria und Katharina Paulowna in Oel, Paſtel und Miniatur einbringen mußten, ſo begreift man wohl den anſehnlichen Ertrag von dritthalb mühevollen Jahren; allein man bedauert auch den Künſtler, der während dieſer Zeit ſo wenig ſeinem höhern Kunſttriebe folgen konnte. Daß es unter den Männern und Frauen, die er überhaupt in Petersburg malte, ſehr viel ausgezeichnete Perſonen gab, darf hier kaum bemerkt werden. Zu den oben ſchon angeführten ſind noch die Namen Vietinghoff, Medem, Slowin und Lanskoi hinzuzufügen. Auch die bekannte Madame Chevalier wurde von ihm als Iphigenie dargeſtellt, wofür er tauſend Rubel erhielt. Den König von Polen malte er ein- und den König von Schweden ſechsmal; auch Kotzebue wollte von ihm gemalt ſeyn.

So viel Arbeit koſtete es, den häuslichen Heerd aufzurichten und eine freie, unabhängige Zukunft in dem geliebten deutſchen Vaterlande ſich zu erſchaffen! Aber leicht wurde Alles der Liebe, und Helena blieb die Loſung. Ein geliebtes Kind vollendete ihr ſchönes häusliches Glück, und Freunde, wie Beck, Plater, Duval, Sievers u. A. waren oft, ja täglich die frohen Zeugen deſſelben. Beck reiſte

damals in die Rheingegenden, und Gerhard gab ihm ein Schreiben mit, das ganz die innere und äußere Lage unsers von Liebe und Freundschaft beseligten Malers ausdrückt.

Liebe, liebe Mutter!

„Der Ueberbringer dieses Briefs ist der Collegienrath von Beck, ein Mann, der die größte Achtung des hiesigen Publicums besitzt, und wo ich stolz darauf bin, ihn im ganzen Umfange des Worts meinen Freund nennen zu dürfen. Ohne seinen Rath und thätige Hülfe in Noth hätte ich die erste Zeit in Petersburg nicht aushalten können. — — — Niemand kann Ihnen, gute Mutter, so viel von uns erzählen, als dieser unser bester Freund. Vor ihm war kein Winkel unsers Herzens verborgen; ihm entdeckte ich meine Liebes- und Leidensgeschichte zuerst, und er trug redlich Freud' und Leid mit mir."

„Sie empfangen von ihm einen Ring, den vor vierzehn Tagen mir die Kaiserin zum Andenken gab, und ich steckte ihn als die erste Gunstbezeugung dieser holden Monarchin meiner Lilla an den Finger, die ihn sogleich abnahm und sagte: „Für die Mutter." Wenn Sie ihn an den Finger stecken, so denken Sie, liebe Mutter, daß Ihr Sohn Gerhard sich eine Frau gewählt hat, die ihr ganzes Leben für meine Mutter hingeben könnte; denken Sie, daß diesen Ring eine tugendhafte Monarchin Ihrem Sohne eigenhändig an den Finger steckte und dabei meinem moralischen Wandel eine solche Lobrede hielt, die ich, ohne roth zu werden, nicht wiedererzählen kann. Ihnen, liebe Mutter, sage ich dies zur Belohnung für alle gute Lehren,

die Sie mir gegeben, und die die ersten Grundsätze von Moralität fest gründeten.

Lassen Sie von Beck sich erzählen, wie ich glücklich bin, und auch, was ich mitunter gelitten habe. Ich bin der glücklichste Gatte und nun Vater! o, ich wollte mein Loos mit keinem Sterblichen vertauschen. Thätigkeit würzet mir jeden Genuß und verschafft mir eine ruhige Aussicht in die Zukunft; denn ob hier gleich Alles sehr theuer ist, so gelingt es mir doch bei guter Ordnung und einem haushälterischen Weibe, uns bei Wenigem für die Zukunft zu decken. — Leben Sie wohl, gute Mutter.

Bald nachher machte Kügelgen zu seinen Schwiegereltern eine Reise nach Harm; Frau und Kind blieben in Petersburg. Nach seiner Rückkehr schrieb er an seine Mutter. Auch dieser Brief ist charakteristisch.

St. Petersburg, den 28. Junius 1802.

Herzensliebe Mutter!

Schon vor meiner Abreise zu meinen Schwiegereltern wollte ich mit Lilla Ihnen schreiben, fand aber keine Zeit dazu; jetzt bin ich seit vorgestern wieder zurück und säume keinen Augenblick, meiner guten Mutter zu melden, daß wir uns Alle sehr wohl befinden. — Das angestrengte Arbeiten hatte mich wohl etwas blaß und mager gemacht, aber das Reisen und die Landluft bekommen mir so wohl, daß ich meine rothen Backen wieder habe. — Unsre kleine Maria war in dieser Zeit recht krank und hat nun zwei Zähne mehr. — Lilla plagt sich sehr, ist aber dabei sehr munter. Unser guter Bruder Karl ist gesund und immer

lustig. — Ach liebe Mutter, es ist ein besondres Glück und eine seltne Gnade von Gott, solch einen Bruder und solch eine Lilla zur Frau und solch eine Maria zur Tochter zu haben. Die Einigkeit, in der wir leben, ist beispiellos, und besonders jetzt sind wir wie im Himmel, da ich Lilla's Schwester mit hergebracht habe. — — — —

Wie ich bei meinem Schwiegervater aufgenommen worden bin, war rührend. Er schloß mich mit Innigkeit in seine Arme, führte mich ins Zimmer, wo mehrere Verwandte waren, die ich noch nicht kannte, und sagte: dies ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe. Sie haben mich fast erdrückt aus Herzlichkeit und Liebe, und ich muß gestehen, daß es mir wohl that, mich da so geliebt zu sehen, wo ich ehemals mit Verachtung, gleichsam wie ein Verbrecher angesehen wurde, weil ich die Verwegenheit hatte, die beste Tochter aus diesem altadeligen Hause zu lieben. — —

Bei meiner Ankunft hier fand ich Ihren Brief vom 16. Mai an Bruder Karl, welcher mir und Lilla in Rücksicht des Frohsinns, der darin ist, viele Freude gemacht hat. Gute, liebe Mutter, bleiben Sie nur immer so froh und munter, und wenn auch Alles, Alles erfroren ist. Sie sollen dennoch keinen Mangel leiden, so lange Ihre Zwillingssöhne leben. Bald, bald sehen wir uns wieder, meine liebe, gute Mutter. Noch ein Jahr, und ich hoffe mit Zuversicht, so viel erworben zu haben, um mit Frau und Kindern leben zu können. So weit wollte ich es in der Welt bringen, und so weit bin ich nun fast. Dann will ich in Ruhe leben, will dennoch fleißig arbeiten, will froh

seyn, und unsre gute Mutter muß dann immer bei uns bleiben. Alles, was ich besitze, ist in den drei letzten Jahren erworben, und da die Zeiten gegenwärtig hier nicht mehr sind, wie sonst, wo man den Künstler ganz außerordentlich belohnte, so habe ich immer mehr gethan, als ich meiner Kraft zugetraut hatte. Meine Gesundheit hatte aber auch theils durch den vielen Gemüthskummer und durch zu angestrengtes Arbeiten sehr gelitten. Gott Lob! jetzt scheint sie wieder recht gut zu seyn.

Uebrigens, liebe Mutter, hat der Frost auch hier sehr vielen Schaden gethan, und die Gutsbesitzer, die durch die letzten schlechten Jahre schon sehr zurückgekommen sind, leiden sehr. Sie sehen nun ein, daß Gott durch das Kunsttalent, so er mir gegeben, mich reicher beschenkt hat, als Sie in ihren liegenden Gründen. Wenigstens bin ich reicher und glücklicher dadurch, daß ich einen frohen, genügsamen Sinn habe. Wenn mir Gott nur mit meiner Lilla Gesundheit schenkt, so bleibt mir zu wünschen nichts übrig. — — —

Aber darf der Sterbliche hienieden etwas Bleibendes erwarten? Die liebliche Maria starb, achtzehn Monat alt, in Pawlowski, dem Lustschlosse der Kaiserin Mutter, wo der Künstler Arbeit hatte. Der treue Karl malte den Ort, wo die Kleine unter Blumen schlummert; Stürme verfinstern die Luft und beugen die Zweige nieder auf den geliebten Hügel. Jener Garten des Brautfestes und dieser Garten der Ruhe — zwei treffliche Bilder — hingen stets in dem Wohnzimmer der Aeltern.

Was K. damals an die jüngste Schwester seiner Frau schrieb, ist der treueste Ausdruck seines Schmerzes.

Pawlowski, den 26. Julius 1802.

Als ich Ihnen zum letzten Male schrieb, meine liebe Emilie, da dachte ich wohl nicht, daß meine damals dunkel gefühlte Ahnung so bald würde in Erfüllung gehen. Sie ist todt, die liebe Tochter, unsre Marie ist todt und eingescharrt in den kalten Schoos der Erde. Gott! dein Wille traf mich hart und härter noch die zarte, kränkelnde Mutter. Doch wir werden standhaft tragen, was der strenge Vater über uns verhängt. Meine gute Emilie! nun meine einzige Tochter — ach! da ich dies Wort hinschreibe, fühle ich nur zu tief, daß ich Sie nicht mehr also nennen darf. Die kurze Zeit, die Sie bei uns im Hause waren, war es mir eine süße Pflicht, Sie also zu betrachten. Nun sind Sie wieder in dem väterlichen Hause, und uns bleibt nur die Schwester. Ich bin nicht mehr Vater, habe keine Tochter mehr, keine Marie mehr. — Meine Thränen fließen unaufhaltsam, wie ein Quell, der nie versiegen will. — Wenn Sie gesehen hätten, meine liebe Schwester, wie sie dahin welkte, die arme Marie, mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes in ihrem sonst so frohen Gesichtchen! Das Herz im Leibe möchte mir zerspringen bei dieser Erinnerung.

Wären Sie doch bei uns in dieser trüben Zeit! Sie theilten so oft unsre Freude, würden nun auch unsern Kummer tragen helfen. Vergeblicher Wunsch! Sie sind nun an das väterliche Haus gefesselt, und dort werden Sie wohl oft an uns, oft an die süße, kleine Marie den-

ken. Und dieses thut mir weh, thut weh meinem brüderlichen Herzen, da ich in Ihren Briefen sehe, wie sehr Sie der Freuden bedürfen. Wenn Sie die Harfe spielen, so gedenken Sie der Frühentwichenen, die nun aller Lebensplagen überhoben, in heitern Engelchören der himmlischen Freude genießt.

So lebte Kügelgen in Petersburg auch als Mensch ein ernstes, reiches Leben. In Demuth betete er das höchste Wesen an, welches ihn auf dunklem Pfade geleitet und Alles mit ihm so herrlich ausgeführt hatte. Bei dieser Gesinnung und mit einem Herzen voll Liebe und Freude mußte es ihm wohl gelingen, das menschliche Antlitz auf der Leinwand durch den edlern Ausdruck der Empfindung und des Geistes zu beseelen, insonderheit den weiblichen Porträts jenen Zauber des Gemüths einzuhauchen, daß Mancher erst im Bilde erkannte, was er Höheres in sich trage, oder noch aufnehmen könne.

Dabei war Kügelgen fern von Künstlerstolz und Künstlerneid. Er besaß ja, was sein Herz wünschte, und er fühlte tief — wie er in seinen Briefen sich ausdrückt — daß er Alles habe von Gott, der ihm Alles nehmen könne. So ertrugen Vater und Mutter den Verlust des ersten Kindes.

Und wie gut war Kügelgen gegen seine Kunstgenossen! Ein junger Maler, Sch., bat ihn um die Erlaubniß, sein Original-Gouachebild vom Kaiser Alexander für sich copiren zu dürfen, damit er auch einen Erwerbzweig habe und sich in Petersburg bekannt mache. Kügelgen

bewilligte es ihm mit großer Freundlichkeit, und der Maler copirte das Bild in Kügelgens Wohnung; indeß fand Sch. für gut, in seiner Copie einiges zu ändern, um, wie er glaubte, eine noch größere Aehnlichkeit zu erreichen. Ob es ihm gelungen, und ob er dem Verfertiger des Originals die Gelegenheit, sein Bild vortheilhaft zu vervielfältigen, dadurch entziehen könne, kümmerte den Meister keineswegs. Späterhin geschah es, daß ein Schüler der beiden Kügelgen in Petersburg, Namens R.., sich so weit vergaß, dem Meister seine Oberhemden, die er noch von seiner Braut erhalten, zu entwenden. Weil er sich aber von einer Dienstmagd bemerkt glaubte, warf er sie in die Cloak. Der Verdacht im Hause war gegen ihn; allein er leugnete standhaft. Endlich nahm ihn Gerhard mit sich allein in eine finstre Kammer, weil er einst von dem Bürgermeister Schwarz in Riga gehört hatte, daß man Verbrechern am eindringendsten im Finstern ins Gewissen reden könne. Hier stellte er dem jungen Menschen mit solcher Kraft und Innigkeit die Allgegenwart Gottes vor, daß er von ihm unter heißen Thränen das Geständniß der That erhielt. Der Unglückliche konnte um seines eignen Besten willen nicht länger in dem Hause, noch in Petersburg bleiben. Aber hülflos ihn verstoßen und in neue Schuld vielleicht ihn dadurch stürzen: das vermochte Kügelgen nicht. Also schenkte er ihm jenes Original-Gouachebild vom Kaiser Alexander, damit der Arme durch Copiren desselben in Moskau oder anderswo sich einen Namen mache und Unterhalt verschaffe. Es war dreihundert Rubel werth,

und Gerhard hatte es, als seinen ersten Glücksstern, nie verkaufen wollen.

17. Die Reise in das Vaterland.

Es gab so Vieles, was Kügelgen von Petersburg hinwegzog. Sein bürgerliches Leben war gesichert. Der rauhe Norden hob seine Phantasie zu wenig, und das Bildnißmalen ermüdete seinen Geist je länger, desto drückender. Er wollte nun der Kunst leben und dem Geschichtsfache seine besten Kräfte widmen. Gemüthlich, wie er war, und zart organisirt, sehnte er sich nach der wärmern Luft und dem schönen Himmel seiner Heimath. Also zog er am Ende des Februar im Jahre 1803 mit seiner Frau und seinem kaum drei Monate alten Kinde Wilhelm zuerst nach Harm, um zu der letzten Reise in das Künstlerleben den Segen ihrer Aeltern zu empfangen. Das war der Augenblick der langen Trennung von dem geliebten Bruder. Diesen hielten seine Stelle als Hofmaler, die nordische Natur und große Bilder, die er dort noch einsammeln und ordnen sollte, vor allen aber die Liebe in Petersburg zurück. Er wollte um Fräulein Emilie werben. Dieselbe Liebe und dieselben Hindernisse! Auch Er mußte Jahrelang kämpfen und ringen um Meisterschaft und Lebensglück! Der Verlassene stand allein; ihn hielt nichts aufrecht als die eigne frische Kraft, und diese trieb ihn zweimal in die Krim, um dort die Palme seiner Kunst und die Myrthenkrone für seine Emilie zu gewinnen. Während so die Zwillinge durch die Liebe zweier Schwestern

noch inniger in einander wuchsen, löste sich ihr irdisches Beisammenseyn für immer; doch unterhielt ein lebhafter Briefwechsel den treuen Bund des brüderlichen Doppelherzens. *)

Gerhard und Helene lebten beinahe ein Jahr lang in dem väterlichen Hause zu Harm. Landluft, freiere Muße und Seebäder in Reval stärkten bald die Gesundheit des Künstlers und vorzüglich seine Nerven, welche durch die vierjährige Anstrengung in Petersburg sehr gelitten hatten. Er arbeitete nur mit Liebe und meistens für die Liebe. Wehmüthig schauen jetzt seine Bilder auf die Glieder der Familie herab, denen er sein Gemüth und sein Auge in diesen Zügen hinterlassen hat! Der alte, biedre Vater ist von seinen Kindern geschieden **); aber noch segnet die fromme Mutter Kind und Kindeskinder. Gerhard zeichnete und malte Vater, Mutter, Brüder, Schwestern, Onkel, Tante, Frau und Kind. Diese Bilder schmücken zum Theil noch den Landsitz zu Harm, wo er so unaussprechlich liebte, so viel litt und so ganz glücklich war.

Aus jener Zeit kennt man das Bildniß des Kaisers Alexander, ganze Figur in Lebensgröße, für die Univer-

---

*) Die fernern Schicksale des Landschaftmalers Karl von Kügelgen gehören nicht in diese Biographie; doch soll, was wir davon wissen, in dem Anhange beigefügt werden, damit das interessante Doppelleben unsers Künstlerpaares ein Ganzes bleibe. Lebt doch der edle Gerhard noch diesseit fort in der Gestalt, in dem Namen, in dem Ruhme seines Bruders und in dessen Herzen!

**) Er starb im Jahr 1815, ein und siebenzig Jahr alt.

sität zu Dorpat, die ihrem Stifter dadurch huldigen wollte. Gerhard erhielt dafür 2000 Rubel; außerdem malte er neun Bildnisse, darunter das seines Herzensfreundes, des Professors Parrot; die übrigen sind Wiederholungen; einige in Miniatur. Dann zeichnete er noch in Crayon die Porträts von fast allen seinen Freunden und Bekannten; auch mehrere von seinen frühern Bildern, zusammen acht und funfzig Stück. Endlich fand er die Zeit zu historischen Bildern und Charakterköpfen, die er als Vorstudien jetzt nur in Crayon ausführte. Schon damals wählte er sich als Aufgabe vorzugsweise die Darstellung von einzelnen Figuren, in denen er die Charakteristik interessanter oder großer Lebensmomente oder auch das Seelenbild eines reichen Daseyns ausdrücken wollte; seltner einfache Gruppen, in denen er einen Gesammtbegriff versinnlichte. Man kann beurtheilen, auf welche Gegenstände sich zuerst seine Neigung als Geschichtmaler wandte, und wie er mehrere derselben Jahrelang, einige selbst fortwährend bis zu seinem Ende in sich ausgebildet und immer wieder neu gestaltet, andre aber ganz aufgegeben hat, wenn man das Verzeichniß derselben durchläuft. Es waren zusammen folgende vierzehn Gegenstände: der sterbende Adonis; Aurora; Belisar mit dem Knaben; Amor; Hebe; der Tod, wie ihn die Griechen gedacht; der Tod mit Sense und Hippe; ein Christuskopf; derselbe Gegenstand noch einmal; Muhammed; Moses; der Kopf des alten Belisar; der Kopf der Johanna von Orleans; die Nacht, den Schlaf und den Tod in den Armen.

Endlich kam die Zeit der Trennung von der Familie.

Was Gerhard dabei fühlte, sagt ein Brief an seine Mutter aus Reval, wo er das Seebad brauchte, im Sommer 1803. „Ueberhaupt mag ich an den Abschied gar nicht denken. Ich lasse meinen Bruder hier im Lande so ganz allein zurück und die Geschwister meiner Lilla, ihre Aeltern und Verwandte, die mit so viel Liebe und mit aller Zartheit mein Herz so dankbar an sich gefesselt halten, daß nur der Gedanke, meine Mutter wieder zu sehen, mich trösten kann, wenn ich meine Lilla und mich von so zärtlich liebenden Herzen auf so lange, vielleicht auf immer losreißen werde. — Wäre das Klima hier nicht gar zu rauh, gewiß, liebe Mutter, ich würde Sie bereden, uns hieher in dieses Land zu folgen, wo so wahrhaft gute, edle Menschen sind, die uns so treu lieben. Aber — der Winter ist zu kalt, und der Sommer zu kurz, und so reisen wir denn einem mildern Himmel entgegen."

„Der Gedanke, mich in Rhens oder bei Coblenz niederzulassen, hat so viel Beruhigendes für mich, daß ich es nicht beschreiben kann; doch muß ich alle Verhältnisse erst in der Nähe kennen lernen, ehe ich etwas beschließen kann."

„Möchte Gott uns nur unsern lieben Wilhelm gesund erhalten und nicht zu Maria nehmen! — Der kleine, liebe Junge ist so gesund, so stark und rund, daß er die Aufmerksamkeit aller Menschen auf sich zieht. Gewiß, liebe Mutter, einen freundlichern Jungen haben Sie nie gesehen; immer lacht und jauchzt er, und fast nie hört man ihn weinen. Er ist überhaupt ein seltnes Kind, und bleibt er immer so gesund, so erleben wir gewiß Freude an ihm.

Nur so ein Kind kann uns den Verlust von Maria ertragen helfen!" — —

Kurz vor seiner Abreise von Harm überraschte ihn sein Bruder Karl von Petersburg. Viele Besuche wurden nun gemacht und angenommen. Denn alle Nachbarn, auch die entferntern, die den Fremdling wie ihren Mitbürger liebgewonnen hatten, sahen ihn ungern scheiden. Sie schätzten sein männliches, festes und entschlossenes Wesen, seinen Sinn für das Wahre und Rechte, so wie den Muth, mit dem er überall, wo es galt, ritterlich eingriff. Damals war es, wo er einen Beweis von seltner Geistesgegenwart und Entschlossenheit gab, der in ihm auch den herzhaften Mann zeigt. Bei einem Besuche in der Nachbarschaft gingen vier Pferde mit dem Wagen durch, in welchem seine Frau mit dem kleinen Wilhelm saß. Gerhard befand sich weit vor in einem andern Wagen; als er die Gefahr in seinem Rücken wahrnahm, sprang er heraus und den wilden Pferden entgegen. Diese rannten eben über eine Brücke ohne Geländer; doch kaum war dieselbe hinter ihnen, so griff Kügelgen mit aller Kraft den beiden Vorderpferden in die Nasenlöcher und hielt dadurch glücklich das ganze Gespann auf. Welche Freude für ihn, Frau und Kind aus sichtbarer Todesgefahr gerettet zu haben!

Und doch war sein Herz so weich! In dieser Hinsicht verdient hier eine Stelle aus seinem letzten Briefe zu stehen, den er aus Alt-Harm an seine Mutter schrieb am 20. März 1804.

„Ihren letzten Brief erhielt ich, als mein Bruder Karl

mich von Petersburg aus besucht hatte. Ich las diesen Brief mit ihm zugleich in K. bei einem Vetter meiner Frau, der Sie, liebe Mutter, in Rhens besucht hatte, — und lange habe ich nicht so viel geweint, als bei Lesung dieses Briefs mit dem Bruder Karl. — Daß die alte Tante todt ist, daß wir sie nun auf dieser Welt nicht wiedersehen werden, dies that uns recht leid; aber der Gedanke, wie doch so Einer nach dem Andern fortgeht, und wie Sie, gute Mutter, nun fast ganz allein da stehen — wie wir die Hälfte unsrer Verwandten nicht wieder finden — die andre Hälfte verarmt — unser schönes Vaterland verwüstet, erobert von einem sittenlosen, verderbten Volke — dies Alles, und daß ich meinen Zwillingsbruder nun allein hier zurücklassen muß, rührte mich und ihn zu den kummervollsten Thränen. Was die selige Tante eine Stunde vor ihrem Tode zu Ihnen sagte, gute Mutter, das sprach sie gewiß im weissagenden Geiste. Ja, gute Mutter! Sie sollen, Sie werden gute Tage im Alter, werden Freude an allen Ihren Kindern haben und erleben! —

In einigen Tagen reisen wir nun schon von hier ab. — Der Abschied von hier wird nicht nur Lilla, sondern auch mir recht schwer fallen. Alle ihre Verwandte sind nun auch die Meinen geworden, lieben mich, und ich werde sie nun vielleicht nie wiedersehen! — Und kann ich dem guten Wesen, das mir nun folgt, das Aeltern, Geschwister, Vaterland und Freunde um meinetwillen verläßt, — kann und werde ich meiner Lilla Ersatz seyn für Alles, was ihr so lieb war?" —

Im Sommer 1804 verließ Kügelgen das unvergeßliche Harm. Auf kurze Zeit sah er das theure Liefland und Riga wieder. In Königsberg schied er mit tiefer Wehmuth von den gastfreundlichen Ufern des baltischen Meeres, wo gute Menschen ihm Alles, Alles gegeben hatten, und eilte nun über Berlin an den Rhein in die Arme seiner geliebten Mutter, der er Frau und Kind zuführte. Ueber diese Tage, an welchen sein frühes Leben mit allen Bildern der ersten Jugend vor seine Erinnerung trat, muß man ihn selbst hören.

Gerhard schrieb an seinen Bruder Karl Folgendes:

Wisbaden, den 27. Julius 1804.

Mein lieber Bruder Karl!

— „Wir reisten von Berlin auf dem geraden Wege über Leipzig nach Cassel, wo ich eine Jacht miethete, in welcher wir uns sehr behaglich bis Rhens den Rhein hinunter treiben ließen. Mir war wunderlich zu Muthe, als wir an unserm Geburtsorte, dem alten, lieben Bacharach, vorbei fuhren. Wir stiegen nicht ans Land, aber die Bilder der Vergangenheit aus unsrer frühen, fröhlichen Jugend zogen wie lebhafte Traumgestalten in meiner Seele vorüber, und mir ward zum Sterben wehmüthig.

Es war am 10. d. gegen Mittag, als wir in Rhens bei der Mutter ankamen. Ach mein Bruder! die Freude der guten alten Mutter rührte und erschütterte meine Seele in ihren Grundtiefen. Die Schwester Cordula war wie erstarrt und konnte nur die Worte hervorbringen: ach Bruder, Bruder! welches sie oft wiederholte. Sie hatte sich so verändert, daß ich ihre Gesichtszüge am dritten

Orte nicht würde wieder erkannt haben, und sieht sehr wohl aus. Bruder Joseph hat sich auch verändert; aber die alte Mutter hat sich wohl erhalten und sieht noch sehr gesund und rüstig aus. Eben so wohl fand ich Schwester Marianen und den Schwager Holthoff." —

„Auf unsern kleinen Excursionen zu Fuß in die herrlichen Umgebungen begleitet uns jedesmal die gute Mutter. Sie schreitet so rüstig einher, wie Einer von uns. So waren wir auch in dem Kapuzinerkloster Bornhofen. Meine Frau, die noch nie Geistliche dieses Ordens gesehen hatte, meinte, die Herren kämen ihr vor wie Wilde, denen man zum Spott lange braune Kleider umgürtet hätte."

„Die Gegenden sind hier wirklich so herrlich, als nur irgendwo in Italien. Du würdest sie jetzt mit andern Augen ansehen, als in unsrer frühen Jugend, wo man das alles so hinnimmt, als müßte es eben so seyn. Nach unserm lieben Bacharach ging ich mit dem Bruder Joseph allein. — Ich fand alle Menschen über die Maßen verändert, was denn nach einer Abwesenheit von 13 Jahren eben nicht sonderbar ist. — Wenige kannte ich wieder; aber mich kannten fast noch Alle. Unser Religionslehrer, der ehrwürdige Pater Landulf, sah gar sonderbar aus als Exkapuziner, ohne Bart und Kutte. Die Freude des trefflichen alten Mannes rührte mich so, daß ich ihm weinend um den Hals fiel. Am tiefsten ergriff mich der Anblick unsers gewesenen väterlichen Hauses. Es sieht aus wie eine Raub- und Mörderhöhle, aus welcher freche Franzosen aus- und eingehen. Da stand ich und konnte und mochte nicht hineingehen in das Haus unsrer Wiege,

unsrer frohen, glücklichen Jugend, aus dem wir vor dreizehn Jahren so muthigen Sinnes davon zogen nach Rom, hin in die weite Welt. Ach, wie ist seitdem Alles so ganz anders geworden! Ich konnte nicht froh werden in Bacharach, und mir standen immer Thränen in den Augen. Auch sah ich da nichts als Noth und Elend, und es wollte mir das Herz zerschneiden, wenn die Menschen auf der Straße zu mir kamen und auf unser Haus deuteten mit den Worten: „Wie siehts nun aus! Vorher ging Jeder hin, der Noth hatte, mags jetzt Einer versuchen!"

„Wo ich ging, sammelten sich Menschen um mich, die mich ansahen und freundlich grüßten, die ich aber selten wieder erkannte. Es war mir auffallend, Menschen unter vierzig Jahren schon mit grauen Haaren zu sehen! — Denke Dir, Bruder, unsre Amme, die alte Kathrin, lebt noch und hat sich wenig verändert. Die Freude, mich wieder zu sehen, war unbeschreiblich. Sie dient noch immer in demselben Hause bei M., der ein sehr armer Mann geworden ist. Arm sind die Wohlhabendsten geworden, und gewonnen hat fast Niemand, als die Bierbrauer."

„Ich war auch in unserm ehemaligen Garten, der so romantisch zwischen den Felsen liegt. Es ist dort fast nichts mehr kenntlich, als die in den Stein gehauenen Wasserbehälter, in die sich der Quell noch eben so lebensfroh ergießt, wie vorher."

„Mir ward die Brust leichter, als ich den traurigen Ort so vieler Klagen und so vielen Jammers wieder im Rücken hatte."

„Schwester Cordula ist mit uns hierher nach Wisbaden

gekommen, wo sie sowohl als meine Frau durch das Bad ihre Gesundheit zu stärken hoffen. Nach vier Wochen besuchen wir noch auf 14 Tage das Schlangenbad, bleiben dann noch eben so lange bei der Mutter, von wo aus ich mit Bruder und Schwester nach Paris zu reisen gedenke. Es ist mir dieses eine fromme Pilgerreise, um meine lieben Heiligen wieder zu sehen, nämlich die aus Italien geraubten Kunstschätze. Wie wenig mich das moderne Paris interessirt, brauche ich Dir nicht zu sagen."

„Die besorgte Mutter kann nicht ohne Angst Deiner gedenken, der Du gegenwärtig wohl unter den Tataren herumreisest. Dich in der Krim zu wissen, kömmt ihr, wie sie sagt, gar zu grimmig vor. Mir ist auch nicht wohl dabei." — —

Rhens, den 30. October 1804.

„Endlich, mein lieber Bruder, haben wir Nachricht von Dir. Dein Brief, aus der Krim datirt, aus Akmatchet vom 4. August, verursachte die lebhafteste Freude. Ich habe Dir nun unendlich viel zu sagen, aber die Besorgniß, daß mein Brief Dich auf der Rückreise verfehlen könne, bewegt mich, Dir bis zu der Zeit, wo ich Dich wieder in Petersburg weiß, nur kurze Andeutungen hinzuwerfen. Leider habe ich Dir gar wenig Erfreuliches zu melden." — —

„Doch nun etwas Angenehmeres. Ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, in der Stadt Bonn einige Tage den Rückerinnerungen unsrer frohen Schuljahre zu widmen. Diese Erinnerungen stimmten mich zwar sehr zur Wehmuth, allein ich hatte doch dabei eine wahre Seelenfreude.

Es war schon Nacht, als ich ankam, und ich konnte mich nicht entschließen, so spät noch Jemand zu besuchen; aber im Wirthshause konnte ich auch nicht bleiben. Der helle Mondschein lud mich ein, die wohlbekannten Straßen und Plätze zu durchwandern. Wie erinnerte mich auf dem Marktplatze alles an die froh verlebte Jugendzeit! Das Haus von K., wo wir gewöhnlich unsre Abende so selig zubrachten, stand noch eben so wie ehemals, und die in der Mitte des Marktes rauschende Fontaine sprudelte noch eben so ihr helles Wasser. Ach mein Bruder, wie wünschte ich da, daß Du möchtest bei mir, wenn auch nur diese Stunde bei mir seyn! Tausend Bilder der Vergangenheit drängten sich lebendig durch meine Seele, und es kam mir vor, als kämen wir eben zusammen aus der Abendschule. Unwillkürlich stand ich auf einmal vor der Thüre vom Hause von K., aus welcher mir eine ganz fremde Frau entgegen kam und mich aus meiner schönen Täuschung, wie aus einem Traum, aufschreckte. Dann ging ich an das Haus, wo wir gewohnt haben, erblickte aber durch das Fenster mir ganz unbekannte Menschen. Ich kam mir vor wie ein längst Verstorbener, dessen Geist nach langen Jahren aus dem Grabe steigt, um noch einmal die Stätte zu besuchen, wo er im Leben so glücklich war. Die Stätte fand ich wohl, sonst aber alles verändert und mir fremd. Am andern Tage sah ich mit Entsetzen auf dem Platze vor dem kurfürstlichen Schlosse hohes Gras; denn hier, wo zu unsrer Zeit beständig Wagen rasselten, schleicht jetzt nur selten eines Menschen Fuß vorüber. In ganz Bonn hält gegenwärtig Niemand mehr einen Wagen, als

der Graf B., so sehr sind Alle verarmt oder ausgewandert!"

„Im Hause der guten Wittwe B. ward ich mit lautem Jubel empfangen. Unser Jugendfreund N. sah mich eine Weile an, eh' er mich erkannte, aber dann fühlte ich, wie derb er mich an sein Herz drückte. Denke Dir diesen kleinen, schmächtigen Jüngling groß und stark, zu einem Herkules aufgewachsen. — — Der zweite Bruder war abwesend, und der dritte, Dein Jugendfreund, schon längst begraben. Leid und Freude flossen so wunderlich zusammen in meiner Seele, daß ich selbst nicht weiß, wie mir war. In diesem Hause war es, wo wir die Freude unsres jugendlichen Daseyns am lebhaftesten empfunden haben. Ich fand noch jeden Schrank, noch jedes Geräth an seiner Stelle, und mir war, als ob die Wände zu mir redeten. Ich besuchte nun die sonst so oft besuchte K. Es geht ihr sehr wohl. Der Sohn, unser treuer Jugendfreund, ist, wie Du weißt, schon längst gestorben, und die beiden Töchter sind recht glücklich verheirathet."

„Die jüngere Tochter war eben zum Besuche gegenwärtig und ist, denke Dir, beinahe so dick geworden, als ihre Mutter, und dieses dicke Wesen ist vor Freude über meine Ankunft — krank geworden. Die ältere Schwester, die Gräfin B., dies schlanke Mädchen, soll sich auch recht rund geformt haben, ist aber so nervenschwach, daß man es nicht wagte, sie mit meiner Ankunft zu überraschen. Diese lieben Menschen sind uns noch mit der alten Freundschaft zugethan, und Alle jammerten, den andern Zwillingsbruder nicht auch gegenwärtig zu sehen. Der alte

Hausfreund, unser lieber Doctor K., der ehemals so schmal und hager war, wie eine Lanzette, stell' Dir vor, auch dieser ist, der theuern Zeit zum Trotze, zur Verwunderung der ganzen Stadt dick geworden. Hat nun Falstaff nicht Recht, wenn er sagt: das verwünschte Trauern und Seufzen! man dünstet davon auf, wie eine Seifenblase!"

„So viele alte, gute Bekannte Dich hier vermißten, so fehltest Du doch keinem mehr, als mir selbst, und so wenig ich Dich auch überhaupt in unser so miserabel gewordnes Vaterland zurückwünsche, so hätte ich doch gar zu gern hier in Bonn mit Dir zusammen seyn mögen. —"

18. Gerhard in Paris.

Es wurde Kügelgen schwer, Weib und Kind nicht mit sich nach Paris zu nehmen; allein diese schon längst beschlossene Reise, von der er sich großen Nutzen versprach, mußte gemacht werden. Er wählte die Zeit der Kunstausstellung im September, wo er zugleich sich freute, seine alten Bekannten aus Italien im Pariser Museum zu begrüßen. Sein Aufenthalt war aber von so kurzer Dauer, daß er kein Tagebuch halten und nur flüchtige Briefe schreiben konnte. Aus denen an seine Frau heben wir einige Stellen aus. In Metz schrieb er an sie: „Ich komme so eben nach Hause, nachdem ich ganz oben auf der Spitze des Domthurms gewesen bin. Ach Lilla, da hätte ich auch Dir so gern diese Aussicht zeigen mögen! Aber wenn Du auch bei mir gewesen wärest, ich hätte Dich doch nicht hinaufsteigen lassen, denn sogar mir kam

einige Male Schwindel an. Vierhundert und achtzehn Stufen muß man steigen bis zur Spitze, von wo man unter sich weit umher das schön bebaute, fruchtreiche Frankreich wie ein Paradies übersehen kann. Mein Führer, ein alter, geschwätziger Franzose, schien sehr Theil zu nehmen an den lebhaften Aeußerungen meiner Freude, und es machte mir Vergnügen, ihn wenigstens zum Ableiter meines Entzückens gebrauchen zu können; denn allein so was zu sehen, hätte mir die volle Brust gepreßt. Wärest Du doch bei mir, mein liebes, mein gutes Weib, mit Deiner für das Wahre, Gute und Schöne so empfänglichen Seele; wie viel Freude mehr würde ich dann haben und auf welche klarere Ansicht der Dinge würde ich kommen, wo ich nun, in manches Vorurtheil eingehüllt, nicht die Kraft haben werde, mich zu entwickeln."

Die ersten Tage nach seiner Ankunft in Paris, am 13. September 1804, wandte er dazu an, mit den Kunstsammlungen und den Pariser Künstlern etwas bekannter zu werden. Paris selbst machte auf ihn einen ernsten, wehmüthigen Eindruck. In dem friedlichen Getümmel der ungeheuren Weltstadt sah er nur die Erinnerungmale so vieler Gräuel aus den Tagen der Revolution. Im Allgemeinen gefiel ihm der Kunstgeschmack der Pariser nicht.

„In der Oper," schrieb er an seine Frau am 14., „kam es mir doch wirklich vor, als wenn diese Nation für den Gesang gar kein Gefühl hätte. Die Prima Donna war noch anzuhören; auch sang sie Einiges, wie mir vorkam, recht artig; aber die Sänger! — Ich wußte nicht, was ich denken sollte, wenn das ganze Publicum dem

Geheule dieser Menschen den lautesten Beifall klatschte. Dabei war der erste Tenorist — als griechischer Held — ganz wie ein Frauenzimmer gekleidet. Aber sehr zufrieden war ich mit den Decorationen und besonders mit dem Tanze. Man kann wirklich das Talent nicht genug bewundern, das diese Nation in den Beinen hat; dennoch kam es mir vor, daß sie noch schöner tanzen würde, wenn sie sich einige Schnörkel abgewöhnen könnte, die besonders die Frauenzimmer sehr unsittlich kleiden."

Paris, den 15. Sept. 1804.

„Von der Ausstellung sah ich heute schon einen Theil, nämlich die von den Akademisten bearbeiteten Preisaufgaben, von welchen keine mir preiswürdig schien, obgleich in einigen dieser Bilder viel geleistet ist, nur das nicht, was nach meiner Meinung hätte geleistet werden sollen."

„Da heute mein Hochzeittag war, den ich, l. L., so erbärmlich allein zubrachte, so konnte ich es mir nicht versagen, zum Andenken dieses mir so heiligen und in Paris so allein zugebrachten Tages uns eine Freude zu machen, und die bestand darin, daß ich mir für fünf Carolin Kupferstiche kaufte, worunter die beste Sammlung der Logen von Raphael ist. Die andre Sammlung, welche aus den Abbildungen der durch die Revolution berühmt gewordenen Männer, mit kleinen, allerliebsten Vignetten, Begebenheiten aus ihrem Leben vorstellend, besteht, kannte ich schon und war froh, sie für 96 Livres kaufen zu können. Jetzt suche ich mir nur noch einige Sachen nach Poussin aus, und dann — Basta!"

„Ich war auch wieder im Schauspiel und habe ge-

sehen, daß die Franzosen in der kleinen Oper eben so groß sind, als sie in der großen mir klein vorkamen. Man gab ein altes Stück, l'ami de la maison, Musik von Gretry; das Stück ist allerliebst, auch ward ziemlich gesungen und über alle Maßen gut gespielt."

Den 17.

„Gestern sah ich, was zu sehen ich so lange schon wünschte, die Galerie Luxemburg, von Rubens, die ich in Kupferstichen habe, und zwei große Bilder von David. In diesen Bildern habe ich ungefähr das gefunden, was ich mir vorstellte; aber die von Rubens haben meine Erwartung bei Weitem übertroffen. Dann sah ich das Museum der französischen Denkmäler, die man aus den Kirchen geraubt hat; diese haben einen gar wunderlichen Eindruck auf mich gemacht."

Den 24.

„Also warst Du krank gewesen! Es hatte mir geahnet. Habe noch etwas Geduld, so bin ich wieder bei Dir, habe Dich wieder und kann auch sehen, wie unser Wilhelm Steine in den Rhein wirft. Ja, es ist und bleibt beschlossen, nach acht Tagen schon wieder auf der Reise zu Dir zu seyn. Viele werden dies freilich für eine Tollheit halten; denn freilich, reise ich von Paris wieder ab, so habe ich Vieles gar nicht und Vieles nur halb gesehen; aber um Alles hier mit Beurtheilung zu sehen, auch nur das, was zur bildenden Kunst gehört, dazu ist ein halbes Jahr nöthig, und zwei Monate sind eben so wenig hinreichend, als vierzehn Tage. Indessen habe ich dennoch in dieser Zeit genug gesehen und werde befriedigt von

Paris Abschied nehmen. Dir meine Bemerkungen über den Zustand der bildenden Kunst und über die Cultur der Nation im Allgemeinen schriftlich mitzutheilen, würde zu weitläuftig seyn; erwarte also dies mündlich. Ganz auffallend war mir Meyers Urtheil über Davids Sabinerinnen, denn es war ganz das meinige, nur daß meins noch etwas schärfer ist. Ueberhaupt habe ich wenig im edlern, höhern Stile hier von Bedeutung gefunden. Auch von ältern Künstlern hat Paris wenig Außerordentliches, und ein Bild, wie die Madonna von Raphael in Dresden, findet sich in ganz Paris nicht. Der Genius der gegenwärtigen französischen Kunst scheint sich auf's Niedliche und Vollendete einschränken zu wollen; es ist Mode, die Niederländer nachzuahmen, und ich habe in dieser Art wirkliche Meisterwerke gesehen. Die Gemälde des Miniaturmalers Augustin sind mit einer Nettigkeit und einem Fleiße behandelt, wie ich gar keine Idee habe, daß man in Miniatur so etwas Vollendetes ausführen kann. Von Isabey habe ich nur eine große Zeichnung in Sepia gesehen, die eben so vollkommen ist."

„Es ist gewiß, daß in dieser Nation der Stoff zu Allem liegt, nur nicht — wie mir scheint — die kindliche Einfalt und Anspruchlosigkeit, die mir die Werke der Griechen und die des Raphael so interessant macht."

Den 25.

„Heute habe ich in Versailles die große Galerie gesehen, die nur aus Gemälden der französischen Schule zusammengesetzt ist. Da ist nun viel Gutes unter unendlich vielem Mittelmäßigen, aber nichts, das mir als außeror-

dentlich aufgefallen wäre. — Ein Bild von Guérin gefiel mir doch seiner Einfachheit wegen und auch wegen des Ausdrucks. Mündlich mehr hierüber. Die neuern französischen Künstler kommen indeß ihren Vorfahren noch lange nicht bei. Drei Männer sind mir besonders schätzenswerth, und diese haben Werke geliefert, die man neben Raphael sehen kann. Diese Männer sind Poussin, Lesueur und Champagne. Letztre Beide sind zwar schon mehr manierirt, haben aber besser gemalt, als Poussin. Ich bedauerte sehr, viele Bilder von Poussin, die im Kataloge aufgeführt waren, nicht finden zu können. Vermuthlich schmückten sie Zimmer, die zur Wohnung der kaiserlichen Familie bestimmt sind." — —

„Du bedauerst, daß ich Meyers Briefe nicht vorher gelesen habe, ehe ich nach Paris reiste. Es kann wohl seyn, daß ich ohne sie Manches übersehen habe; aber es ist auch gewiß, daß alle Urtheile, die ich nun fälle, sie seyen nun gut oder nicht, doch meine eignen sind, die ich hernach mit mehr Muße im Gespräche mit Andern, auch durch Lesung dieser Briefe berichtigen kann. Es wird immer gut seyn, erst mit eignen Augen gesehen zu haben. — — Künftigen Sonntag reise ich ab." — —

Nach seiner Rückkunft schrieb Kügelgen an seinen Bruder Karl einen Brief, in dem er Folgendes über seinen Ausflug nach Paris sagt:

Rhens, im Oct. 1804.

„Bald darauf reiste ich nach Paris, wo ich mich nur achtzehn Tage aufhielt, theils der Kosten wegen, theils

um kürzere Zeit meine Frau in der fremden Umgebung allein zu lassen. Das ist Dir einmal ein albernes Volk, die Pariser. *) Verstand mögen sie wohl recht viel haben, aber keinen schlichten Menschenverstand, und an Sinn mag es ihnen auch nicht fehlen, aber gewiß an Kunstsinn. Es ist unbegreiflich, wie diese Menschen bei den herrlichen, aus Italien geplünderten Vorbildern dennoch so ketzerische und abgeschmackte Kunstsachen in die Welt hecken. Das Beste, was ich sah, war, nach der Weise der Niederländer, aus der Alltagswelt aufgegriffen und in seiner Art recht gut. Im großen und erhabnen Stile war in der letzten Ausstellung, außer fünf kleinen Zeichnungen von Girodet, auch nichts von Bedeutung. Das Beste, was ich von David sah, waren seine Horatier, die er noch in Rom malte, obgleich auch dieses Bild die Theaternatur nicht verleugnen kann. Von Guérin wird viel Wesens gemacht, aber auch er kann sich von dem Pathos der französischen Unnatur nicht loswinden. Diese Nation zeichnet sich besonders darinnen aus, daß sie alles Schöne, Große, Einfache und Erhabne noch übertreffen will. Jetzt ist Einfachheit besonders bei ihnen Mode geworden, ehedem war's anders. Simplicité ist nun die Looſung aller Künstler, aber die gewöhnliche schlichte Einfalt ist ihnen bei weitem nicht einfältig genug; daher sieht man in ihren Bildern Gestalten ganz ohne Leben und Bewegung stehen

*) Es ist nicht zu übersehen, daß ein deutscher Rheinländer, der eben den Verfall seiner Vaterstadt vor Augen gehabt hatte, Paris und die Pariser damals in einer sehr gereizten Stimmung betrachten mußte.

und sitzen, steif und starr wie Zaunpfähle. Die Gewänder flattern entweder in der Luft, oder sie hängen den Rücken herunter, wie ein Bund Lichter. Voilà Simplicité! Ihre Schönheiten sind etruriſche Linealgeſichter mit carminrothen Backen, ohne alle Individualität. Das Große und das Erhabne wird angedeutet durch Figuren über Lebensgröße. Kurz, es fehlt dieſer Nation, an der die Natur Talent im Uebermaß verſchwendet hat, nach meiner Anſicht ganz und gar der kindliche Sinn, Einfalt des Herzens und Wahrhaftigkeit des Charakters. Wenn Kunſtwerke ohne dieſe Eigenſchaften einen großen Werth haben können, ſo mag man ſie allerdings von den Franzoſen erwarten. Mit den Landſchaften hat es ohngefähr dieſelbe Bewandniß. Man jagt nach dem Schauerlichen. Ich ſah kleine Bildchen nach der Natur, welche Dir ganz allerliebſt waren. Dies ſey vor der Hand genug von Paris. Für die intereſſanten Nachrichten, die Du uns von Deiner Reiſe mitgetheilt haſt, danken wir Dir insgeſammt. Froheren Herzens würde ich Dir ſchreiben, wenn ich Dich ſchon wieder in Petersburg wüßte."

19. Die Familie Kügelgen in Dresden. Gerhard bildet ſich zum Hiſtorienmaler.

K. verlebte, nach ſeiner Rückkehr von Paris, noch ein halbes Jahr in der Mitte ſeiner Familie, wo er auf's Neue die ſtillern Freuden des Herzens als Sohn, als Vater, als Freund und Bruder zehnfach genoß und hun-

dertfach gewährte. Er schrieb in jener Zeit an seinen Bruder Folgendes:

Rhens, den 28. Dec. 1804.

„Wir waren schon recht sehr besorgt um Dich, mein lieber Bruder Karl, als wir nach langem Sehnen Deinen Brief erhielten aus Achtiar vom 12. September. Der Brief war nicht zwei volle Monate unterwegs und kam gerade an der guten Mutter sechzigstem Geburtstage. Alle versammelten sich beim Vorlesen und freuten sich der sonderbaren Nachrichten aus jener Weltgegend und Deines frohen Muthes; aber der Mutter Freude war über die Maßen groß. Ich hatte angefangen, ihr Bild in Oel zu malen, und sie gab mir auch an diesem Tage eine Sitzung, wobei beständig von Dir gesprochen wurde. Sie hatte tausend Dinge von Dir zu erzählen, wobei ihr zuweilen die hellen Freudenthränen über die Wangen liefen. *) Trotz ihrer sechzig Jahre hat sie noch denselben fröhlichen Sinn und fast noch dieselbe Rüstigkeit sich erhalten, so wie wir sie als Kinder gekannt haben. Es ist mir unbegreiflich, wie sie, Trotz der langen Kriegsplage und so mannigfaltigen Leidens, ihren Geist so aufrecht zu erhalten vermochte. Ich sage es immer, daß ein fröhliches, frommes Herz durch nichts kann verwüstet werden."

„Wir sind traurig, daß Du Deinen Aufenthalt in der Krim noch um den ganzen Winter und den darauf folgenden Sommer verlängern willst, obschon wir dies nicht tadeln können. Es ist eine schreckliche Entfernung, die

*) Dieses seelenvolle Bild ist im Besitze der Frau von Kügelgen.

das liebende Wort eines Briefes beinahe zwei Monate alt werden läßt. In Petersburg erreichten Dich unsre Zeilen in drei Wochen. Man verliert alle Lust zum Schreiben, da der lange Weg des Briefes Ankunft so ungewiß macht. Bewahre ja vor Allem Deine Gesundheit."

„Die Gesundheit meiner Frau hat sich unglaublich gebessert, und der kleine, nun zweijährige Wilhelm entwickelt sich so schnell, daß man ihn für ein Wunderkind ansieht. Lilla will Dir selbst von ihm schreiben und noch von so Manchem, was ich übergehe. Wo ich mich künftig ansiedeln werde, ist noch ungewiß. Wahrscheinlich werde ich Dresden wählen, weil ich dort am meisten Befriedigung für meinen Kunstsinn erwarten darf."

Bald nach dieser letzten Freude eines langen und unter vielen Stürmen immer heitern Lebenstages starb dem guten Gerhard die geliebte Mutter. Mehrere Briefe, die er damals an seinen Bruder schrieb, handelten fast nur von ihrem plötzlichen Dahinscheiden und waren dem tiefsten Schmerzgefühl entquollen.

Kügelgen ordnete die Angelegenheiten der Familie mit rastloser Treue, unter nicht geringen Schwierigkeiten, und sein Herz, das an die juridische Strenge der bürgerlichen Geschäftverhältnisse zu keiner Zeit sich gewöhnen konnte, erfuhr dabei manche Kränkung. Endlich war Alles geschlichtet, und Gerhard rüstete sich zur Abreise. Das Vaterland in feindlicher Gewalt zog ihn nicht mehr an; er fühlte sich als Fremdling im französischen Bürgerthume. Mit dem Tode der Mutter verlor das Leben an dem Rheine

für ihn den letzten Reiz. Da beschloß er, im Maimonat 1805, sich an der Elbe niederzulassen, und er wählte Dresden, das ihn wonniglich anzog durch seine reichen Kunstschätze, durch seine herrliche Natur und vor Allem, wie er seinen Freunden öfter gestand, durch den großen Raphael auf seiner Galerie.

Es war der letzte Schmerz seines kindlichen Gemüths, als er nun mit wehmüthigem Blicke, Frau und Kind an der Hand, in Begleitung seiner jüngsten Schwester Cordula *), von der ihm fremd gewordenen Heimath schied und dem neuen Leben der Kunst im schönen Sachsenland entgegenpilgerte.

Aber die eiserne Zeit des Kriegs und der Ernst aller öffentlichen Verhältnisse streiften damals so viele Blumen des Lebens ab von dem Herzen des deutschen Volks! Die Freude an dem Schönen und die Begeisterung für die Kunst zogen sich in die enge, stille Klause einsamer Wünsche zurück und wurden selbst hier in mancher freien Brust von mühseligen Sorgen erstickt. So fand Kügelgen anfangs in Dresden lauter fremde, unbekannte Menschen, die, durch die Angelegenheiten des Tages verstimmt und zerstreut, nur Arbeit hatten ohne Genuß und trocknen Verkehr ohne den Reiz der heitern Geselligkeit.

Ein so reiches Herz, wie das unsers Gerhard, fand daher allein Befriedigung in der harmlosen Ruhe häuslicher Abgeschiedenheit; doch wandte sich seine Sehnsucht oft

*) Ein Jahr darauf vermählte sich seine Schwester in Dresden mit Herrn Högg und kehrte in die Rheingegenden zurück.

ungeduldig nach dem Norden, wo der geliebte Bruder, ohne seinen Beistand, das harte Abenteuer seines Schicksals durchkämpfte.

Indeß begann für unsern Maler, den die kön. preuß. Akademie der Künste, deren Curator damals der dirigirende Staatsminister, Baron von Hardenberg, war, bereits am 4. Sept. 1804 „wegen seiner anerkannten Kunstkenntnisse und wegen der von ihm vorgelegten, vorzüglich ausgeführten Miniaturmalerei," zu ihrem auswärtigen ordentlichen Mitgliede aufgenommen hatte, ein neues Kunstleben. Ernste Studien sollten ihn allmälig aus dem tiefen Gleise des Bildnißmalens heraus, auf steilere, ihm ungewohnte Pfade führen. Er mußte Gestalten lebendig bilden lernen; darum übte er sich mit großem Fleiße im Modelliren nackter Figuren. Drei Versuche im Kleinen, die er in dem Winter 1806 und 1807 als Modelle ausführte und in Gyps abgoß, verdienen schon in Hinsicht auf die Wahl der Gegenstände hier genannt zu werden: eine Venus, in einer Muschel stehend; ein Mars, und ein Simson im Kerker, der nach verlorner Stärke sich vergebens anstrengt, seine Ketten zu zersprengen. *) Später modellirte er einen Moses und einen Christuskopf.

Dies gab seinem Geiste höhere Spannkraft; aber die innere Lust des Strebens sieht nicht auf Beifall, und die edle Frucht des stillen Fleißes reift der Welt verborgen. Der

*) Füßli macht unsern Kügelgen, der diese drei kleinen Modelle öffentlich ausstellte, zu einem Dritten dieses Namens, der Bildhauer sey.

geist- und gemüthvolle Kügelgen war in dem ersten Jahre seines Aufenthalts in Dresden nur Wenigen *) bekannt. Zu diesen gehörte der durch seine tiefbegründete Kunstbildung ausgezeichnete Historienmaler, Professor Hartmann, der bald Gerhards Freund wurde und sein treuer Freund geblieben ist. Auch dem mit der Kunst und allem Guten und Schönen innig vertrauten Fräulein Therese von Winkel schenkte Kügelgen schon damals seinen Rath und nahm an ihrer Kunstbildung fortwährend den freundlichsten Antheil.

Endlich trat Kügelgen aus seiner Dunkelheit hervor. Sein erstes großes, historisches Bild, Apoll und Hyazinth, behauptete in der Dresdner Gemälde-Ausstellung, im März 1806, einen ausgezeichneten Rang. Da es seine erste große Composition war, die zugleich eine Gattung — die plastisch-mythologische — bezeichnet, in der sich der Künstler mehrmals versuchte, die er aber in den letzten Jahren ganz aufgab, so verdient das Bild, welches Se. Maj. der König von Preußen gekauft hat, eine nähere Beschreibung.

Der Künstler wählte den Moment zu seiner Darstellung, wie Apoll den blutenden Knaben, dessen Schläfe von der Wurfscheibe des Gottes bei ihrem Aufschlagen von der Erde getroffen war, auf den Schooß nimmt, wie der

*) Zu diesen Wenigen gehörte auch der Verf., der schon im J. 1805 des Künstlers Bekanntschaft machte, die er später, als er von seiner Reise zurückkam, fortzusetzen und durch nähern Umgang mit dem edlen Manne und seiner trefflichen Familie weiter auszubilden das Glück hatte.

Knabe, um Hülfe flehend, seinen Hals umschlingt, im nämlichen Augenblicke aber die Arme, im Tode erstarrend, wieder sinken läßt. Das Gemälde ist fast über Lebensgröße gehalten. Ohne alle Bekleidung, die zierlichen Sandalen ausgenommen, sitzt Apoll auf seinem, ihm eben von der Schulter sinkenden Purpurmantel. Das goldne, schön geordnete Haar und der glänzende Köcher auf dem Rücken bezeichnen den Gott des Tages. In vorgebogner Stellung hält er den zwischen seinen Knieen sterbend hinsinkenden Knaben mit den Armen umschlungen. Den Kopf des Apollo sieht man im Profil, und der Ausdruck des schönen Gesichts ist das ernste, an Angst grenzende Forschen nach Leben, nach möglicher Rettung. Der Gott zürnt, daß er den schönen Liebling hülflos untergehen sehen muß; er vermag es nicht, ihn zu sich in den Olymp zu erheben. Nur das Andenken des theuern, zu schnell entfliehenden Lebens zu verewigen, ist seiner Macht vergönnt, und er läßt aus dem Blute Hyazinths eine Blume aufblühen, die dessen Namen trägt.

Der eben an das Jünglingsalter grenzende Hyazinth ist eine der lieblichsten und rührendsten Gestalten. Des Todes Bläße raubt ihm keinen Reiz; wie eine vom Sturme zerknickte, weiße Rosenknospe liegt er mit hinsinkendem Haupte in den Armen seines hohen Freundes, und der Arm, mit dem er eben dessen Arm umschlang, gleitet kraftlos hinab. Blut quillt unter den hellbräunlichen Locken, die das holde Gesicht umschatten, und zu seinen Füßen blüht die weiße Hyazinthe auf. Auch der Knabe ist ohne alle Bekleidung dargestellt, und die ganze Gruppe

zeigt den schönen Contrast der reizend jugendlichen Formen mit der hohen Göttergestalt.

Diese Composition, bei welcher unstreitig K. die schöne, von Mengs ergänzte, colossale Gruppe des Menelaus und Patroclus in der Dresdner Sammlung vor Augen hatte, sollte ganz den Geist des Heidenthums ausdrücken. Hier ist Alles für den gegenwärtigen Augenblick berechnet; aber so genußreich, daß Götter und Sterbliche, durch das Band hoher Schönheit vereint, gemeinsam sich der Gunst des Augenblicks erfreuten. Doch darüber hinaus reicht selbst die Macht der Götter nicht. In ein unbestimmtes Dunkel entflieht das scheidende Leben; keine Hoffnung höherer Zukunft dämmert dem brechenden Blick, und sogar der mächtige Gott der Arzneikunst und der Sonne vermag nicht, dem gebietenden Schicksale zu widerstreben. *)

Das Seitenstück zu Kügelgens Apoll und Hyazinth, nicht allein der Größe der Figuren nach, sondern auch in der Idee und Composition, ist sein großes Bild: Endymion und Diana. Er malte es einige Jahre später — 1814 — in demselben Geiste der alten Mythe und mit derselben Vorliebe für die Plastik des classischen Styls. Da es sich ganz an das frühere Bild anschließt und, wie jenes den Tod, so den Schlummer darstellt; da ferner beide Bilder die Götter des Heidenthums in zwei Momenten ihrer Schwäche und sinnlichen Beschränkung zeigen, so muß das spätere Bild hier zugleich mit dem erstern erwähnt werden.

*) S. den schönen Aufsatz der Weimarschen Kunstfreundin im Journ. des Luxus und der Moden, Novemb. 1810.

Im Allgemeinen zeichnet sich die Gruppe des Endymion und der Diana noch mehr durch malerische Anordnung aus, als die fast reinplastisch behandelte Darstellung des Apoll und Hyazinth. Der schöne Jäger Endymion ruht ermüdet an einem mosigen Felsenhange unter Rosengebüsch und ist eingeschlummert. Leisen Trittes nähert sich Diana dem geliebten Schläfer; sie vergißt, daß sie das reine Bild des keuschen Mondes auf ihren Locken trägt, und beugt sich auf das Gesicht des Endymion herab, doch so jungfräulich scheu, daß sie beim ersten Erwachen entfliehen kann. Der Jüngling hat sein Gewand fallen lassen und sitzt, vorwärts eingesunken, in einer malerischen Stellung, die zugleich sein Antlitz zeigt und den schönen Gliederbau eines von jugendlicher Lebenswärme durchglühten Körpers enthüllt. Diana, eine hohe, schlanke Figur, ist bis auf die Hüften, welche ein langes, violettes Gewand umfließt, unbekleidet. Der Contrast der süßesten Ruhe und des Liebe athmenden Belauschens, des zarten und weißen Incarnats der Göttin und des — fast zu röthlich — gebräunten Körpers des Jägers machen das Bild sehr anziehend, obgleich die Lillafarbe des Gewandes das zarte Weiß der Dianengestalt etwas bleicht. Ein blauer Schleier würde vielleicht die Harmonie mehr begünstigt haben. Indeß hatte K., der sich die Göttin als Luna dachte, nach mehren Studien das Lillagewand absichtlich gewählt, um anzudeuten, wie in dem Abendglanze des südlich warmen Himmels die Purpurfarbe in das Lilla hinüberspielt, ähnlich dem Azur, das sich mit dem Abendlichte mischt.

Die tiefe Symbolik dieses Mythus, der beide Geschlechter sehr zart und mit leiser Hindeutung auf die täuschende Maja und starke Mondgöttin die Rollen wechseln läßt, ist von dem Künstler sinnig in die von ihm versuchte Ausführung des Gegenstandes hineingewebt, und Kügelgen hat gewiß die Idee hier einfacher und besser aufgegriffen, als Laireſſe, der denselben Gegenstand zwar technisch meisterhaft, aber unpoetisch behandelte. Girodet hat die Fabel des Endymion in seinem berühmten Gemälde allegorisch dargestellt. Amor begünstigt die Mondgöttin, deren Strahlen den geliebten Jüngling suchen, indem er die Zweige des Gebüsches auseinander beugt, unter dem Endymion schlummert. Kügelgen hat Diana selbst in Handlung gesetzt. Vor Kurzem führte auch Langlais in Paris denselben Gegenstand aus. In seinem Bilde leitet Amor die Göttin zu Endymion hin. Unser Künstler ist seinen eignen Weg gegangen; wo die Handlung selbst Alles sagt, glaubte er einer allegorischen Vermittelung nicht zu bedürfen. Früher hatte er denselben Gegenstand im Kleinen ausgeführt; dieses schöne Bildchen, in welchem die Farbengebung harmonischer, und das Violette vermieden ist, befindet sich im Besitze seines Freundes, des Hofraths Böttiger.

Noch muß einiger kleinen, sehr fleißig ausgeführten Bilder gedacht werden, die der Künstler in den Jahren 1806 und 1807 gemalt hat: der verwundete Adonis, die Figur etwa acht Zoll lang; das Mädchen von Orleans, Brustbild in Oel, fünf Zoll hoch; Agnes Sorel und Karl VII auf Pergament in Wasserfarbe, von

derſelben Größe. Kügelgen konnte damals nichts Größeres unternehmen; denn ſchon am Ende des Jahres 1806 ſtörte der Sturm des Kriegs in dem friedlichen Dresden ſeine künſtleriſche Ruhe.

Wie Gerhard in dieſer Zeit ſeiner Wiedergeburt als Geſchichtmaler empfand, dachte und lebte; wie ihm ſein Beruf, die Kunſt, das Höchſte und Wichtigſte war; wie aber auch die Zeit ihn ſchmerzhaft berührte, ihn oft verſtimmte und ſeinen Hang zur Schwermuth aufregte; wie er dennoch jedes äußere, theure Verhältniß ſeines Lebens mit reinmenſchlicher Empfindung liebevoll umfaßte, ſo daß der eigentliche Träger ſeiner Kunſtkraft ſtets das Menſchliche in ihm, ſein Gemüth, blieb; dies darf in der ſpätern Entwickelung ſeines Künſtlerlebens nicht überſehen werden. Es iſt daher Pflicht, ihn ganz zu zeigen, wie er, als Gatte, Vater, Freund und Bruder, in der vollen Liebenswürdigkeit ſeines ſchönen Herzens ſich dargeſtellt hat. Man erkennt ihn am lebendigſten aus einigen Briefen, die er damals an ſeinen Zwillingsbruder ſchrieb; Briefe, die gleichſam als Selbſtgeſpräche mit ſeinem zweiten Ich zu betrachten ſind, und die darum hier nicht fehlen dürfen, weil ſie das innerſte Leben des edlen Mannes ganz enthüllen.

Dresden, den 13. Sept. 1805.

„So iſt ſie alſo wieder verſchwunden, die ſchöne Hoffnung, Dich hier zu ſehen, mein geliebter Bruder! War je in meinem Leben mir etwas ſchmerzhaft, ſo iſt es dies. Mußteſt Du darum in elf Tagen aus der Krim nach Pe-

tersburg jagen, um nur um so schneller diesen schönen Traum wie eine Seifenblase verschwinden zu sehen!"

„Wir leben hier äußerst eingezogen, aber sehr friedlich und vergnügt. Sowohl meine Frau, als unsre Schwester, finden den Aufenthalt hier äußerst angenehm. Mit Kummer und betrübtem Herzen denken wir an den Rhein zurück, aber durchaus ohne Sehnsucht. Doch die meiste Betrübniß verursacht uns Deine Herzensangelegenheit."

Karl liebte nämlich noch immer ohne Hoffnung Helenens Schwester, Emilien. Größere Hindernisse verzögerten Jahre lang die Erfüllung seiner Wünsche. Endlich näherte er sich seinem Ziele. „Gott sey Dank," schrieb ihm Gerhard am 27. April 1806, „es ist also Hoffnung, daß Dein bis jetzt so unglücklicher Roman sich, wenn auch sobald nicht, ganz nach Deinem Wunsche endige. Hätte ich doch nicht geglaubt, daß wir noch näher verwandt werden könnten, als wir es schon sind! Du bist mein Bruder, mein Zwillingsbruder, und wirst nun auch mein Schwager. Wäre doch Alles schon im Reinen! Doch halte aus, und Du wirst Wunder sehen." —

Seine Hoffnung ging bald in Erfüllung. Emiliens Aeltern gaben noch in diesem Jahre ihre Einwilligung. Gerhard fühlte das Glück des Bruders wie sein eignes. Er dankte seinen Schwiegeraltern mit einer Innigkeit, die nur mit seinen Worten sich darstellen läßt.

„Ich kann den langen Brief von Lilla an die geliebte Mutter" — schrieb er an die Frau von Manteufel, aus Dresden, den 23. Dec. 1806 — „nicht abschicken,

ohne einige Zeilen hinzuzufügen. Mein ganzes Innere ist von einem solchen Dankgefühle zu Euch allen, ihr Lieben, durchdrungen, daß ich mich vergebens bemühen würde, es auszusprechen. So soll denn mein Herz nicht mehr trauern um den geliebten Bruder! — Ihr nehmt ihn in Eure Mitte, an Euer Herz, und ich bin nun doppelt mit Euch verwandt. Geliebter Vater, geliebte Mutter! — Zitternd umfaß' ich in Gedanken Eure Kniee. — Ach, wenn das Herz so voll ist — vergebens sinnt man auf Worte — die Sprache, sie ist so arm, so leer . . . . . Und wenn ich um mich blicke in meiner Freude — von allen Seiten umgibt uns Jammer und Noth. Möge Gottes schützender Engel Euch bewahren, Ihr Lieben, wie wir bisher bewahrt worden sind! Das Gewitter hat sich nun verzogen, und bald wird uns wieder des Friedens erwärmende Sonne scheinen. — Lebet wohl, geliebte Aeltern und Geschwister! Wäre die Straße sicher, ich glaube nicht, daß ich widerstehen könnte, mit Weib und Kindern hinzueilen in Eure Arme. Wenn Ihr froh seyd, so gedenket unser; im Geiste sind wir mitten unter Euch. Gott ließ bisher des Guten mich schon so viel genießen, was ich mit Dank mein ganzes Leben hindurch erkennen werde. In meines Bruders Glück ist nun auch mein sehnlichster Wunsch erfüllt. Nun habe ich mit meinem Bruder wieder einen Vater, eine Mutter! Ja, so war's in unser Schicksal geschrieben, und unser künftiger Wandel soll zeigen, daß die Zwillinge eines solchen Glückes würdig waren."

Im Sommer 1807 wurde Emilie Zöge von Manteufel Karls Gemahlin. Welche Freude für die Geschwister in Dresden! „Nach Deinem letzten Briefe vom 10. Junius," schrieb Gerhard an seinen Karl (Dresden, den 17. Aug. 1807), „bist Du beim Empfange dieses wohl schon Emiliens Gatte. Möge Gott Dich segnen, mein geliebter Bruder, Dich und Deine Nachkommen! Auch ich segne Dich mit Deiner herrlichen Gefährtin, Du, mein liebster Bruder und Freund! Seyd glücklich, seyd immer fromm und froh! Hast Du bei Deiner fast sechs Jahre langen Bewerbung vieles leiden müssen, so bedenke, daß der Himmel nur auf dem Dornenwege erstiegen wird."

Ehe sich das Schicksal seines Bruders entschied, war Gerhard in Ansehung seiner eignen Lage sehr ungewiß, ob er in Dresden bleiben, oder dem Zuge seines Herzens, das ihn nach Ehstland rief, folgen, oder ob er seinem künstlerischen Zwecke in dem Lande des Friedens, in Rom, auf's Neue leben sollte.

Wie er über seinen damaligen Lebensplan dachte, sieht man aus folgenden Briefen, die zugleich Beweise des innigsten Vertrauens sind, mit dem er sein Herz vor seinem Bruder aufschloß.

Dresden, den 23. Oct. 1805.

„Es ist doch eine ganz andre Sache, ob man nach der Krim schreibt, oder nach Petersburg. — Daß Du zum zweiten Male nach der Krim reisen willst, macht uns besorgt; — doch auf dem Wege seiner Kunstbildung muß Jeder seinen eignen Eingebungen Folge leisten. Du erkundigest Dich nach meinen Planen für die Zukunft. Ich

halte es für das Beste, in gegenwärtiger trauriger Zeit gar keine zu machen. Doch was auch die Zukunft herbeiführen mag, so bin ich vor der Hand entschlossen, vier Jahre hier zu verweilen und diese Zeit ganz der Ausbildung in meiner Kunst zu weihen. Ob ich dann nach Rom ziehe oder nach Petersburg, muß die Zeit lehren. Vielleicht lasse ich mich auch in Ehstland auf einem Landgute nieder, um den Wünschen meiner Frau zu willfahren; denn ich bin, Gott Lob! so organisirt, daß ich ohne Anstrengung leicht mein Glück im eignen Busen finde. Aber Lilla weiß eben so einem jeden Orte in der Welt bald die gute Seite abzugewinnen, und da sie ihre Zufriedenheit in sich und ihrem Manne überall hin mitnimmt, so hängt sie an keinem Wunsche mit Leidenschaft. Das mildere Klima, welches der zarten Gesundheit meiner Frau sehr wohl bekommt, fesselt mich hier am meisten; denn in allem Uebrigen gewährt Dresden keinen besondern Genuß. Auch ist Alles viel theurer, als bei Euch, so daß wir sehr eingeschränkt leben müssen, um von unsern Zinsen auszukommen. Bei alle dem bin ich *nie, nie* in meinem Leben glücklicher gewesen, als gegenwärtig. Daß ich nicht mehr nöthig habe, Portraits zu malen, und sich mein Genius also frei nach allen Seiten ausdehnen darf, ist mir ein zu lang entbehrtes Glück, als daß ich es nicht nach all seinem Werthe beachten sollte." — —

Dresden, den 8. Januar 1806.

„Dein letzter Brief, mein lieber Bruder, hat uns unglaublich viele Freude gemacht. — Daß der Enthusiasmus für Deine Kunst Dich in einem so hohen Grade beseligt

— darin vermag wohl Niemand Dich beſſer zu verſtehen, als ich; denn bei allem Guten, was ein gütiges Geſchick mir hat zu Theil werden laſſen, iſt die Kunſt mir dennoch das Höchſte. Noch habe ich keinen Menſchen gefunden, der hierin mit mir ſo übereinſtimmend empfände, als Du, mein Zwillingsbruder. Hier in Deutſchland, beſonders im lieben Sachſenlande, ſcheint Alles, was einem Enthuſiasmus nur von Ferne ähnlich ſieht, gänzlich ausgeſtorben und erloſchen. Jeder iſt zufrieden, wenn er nur für die nothwendigſten Bedürfniſſe Rath zu ſchaffen vermag. Einen frohen Menſchen ſieht man ſelten, einen Glücklichen faſt nie. Wie könnte bei ſolcher Misère das Gefühl für das Schönſte, für das Höchſte im menſchlichen Geiſte erwachen! Ach die jammerſchwangere Zeit der Unterdrückung, der allgemeinen Noth, der Unzufriedenheit mit dem Gegenwärtigen und der Furcht vor einer noch ſchlimmern Zukunft ſcheint alle Kraft des edlen deutſchen Volks zu erſticken. Das Herz blutet mir, mein Bruder, wenn ich Dir meine traurige Anſicht mittheile, nach welcher ſich von unſerm Vaterlande leider in jeder Hinſicht nichts Großes mehr erwarten läßt, am wenigſten in der ſich nur in Freiheit und Behaglichkeit regenden Kunſt.“ —

Kügelgen erlebte die neueſte Zeit und würde jetzt ſelbſt dieſe von ihm damals (nach dem Preßburger Frieden) gefaßte troſtloſe Anſicht als eine Aeußerung ſeiner ſchwermüthigen Verſtimmung mißbilligen. Er vergaß damals augenblicklich, daß Gott, wie im einzelnen Menſchen, ſo auch im Völker- und im Weltenleben Alles herrlich hinauszuführen weiß. Doch in ſeinen folgenden Briefen wird

man ſein edles Vertrauen und ſeine Hoffnung wiederum fröhlich in ihm erwachen ſehen.

„Die Franzoſen," fährt K. in obigem Briefe fort, „werden in Hinſicht auf die Kunſt gewiß etwas leiſten, was wenigſtens viel Lärm machen wird in der Welt; aber ſie treiben es auf ihre eigne Weiſe. Leider ſind ſie die jeder Mode gebietende Nation und werden dadurch jedes reine, natürliche Gefühl, was andrer Orten ſich noch regen möchte, unterdrücken. Glaube mir, wenn Raphael und der gewaltige Angelo wieder auflebten, ſie würden mit ihrer altväteriſchen Weiſe wenig Beifall ärnten, denn die Werke dieſer Coloſſen in der Kunſt werden in Paris darum nur gelobt, weil ſich einem Beifall, der bereits durch drei Jahrhunderte des Nachklangs tönt, gar ſchwer widerſprechen läßt. Im Grunde aber glauben dieſe Herren es doch weit beſſer zu verſtehen, ſonſt müßte in ihren Werken wenigſtens eine Spur von jener hohen Einfalt, von jener mächtigen Kraft zu finden ſeyn. Bei ſo bewandten Umſtänden erkaltet mein Enthuſiasmus, der bei dem Gedanken, zum Wiederaufleben der vaterländiſchen Kunſt kräftig mitwirken zu können, ſich ſo glühend regte. So will ich mich denn für's Erſte blos mit meiner eignen Ausbildung beſchäftigen, wie auch Du nicht unterlaſſen wirſt. Vielleicht vereint uns zu einer ſchönen Doppelwirkung ein günſtiges Schickſal unter günſtigern Verhältniſſen. Ich habe großes Vertrauen zu unſerm angebornen Talent und rein erhaltenen Sinn. Wird nun in Deutſchland in der Kunſt nicht viel geleiſtet, ſo wird um ſo mehr darüber räſonnirt. Was ſie Dir nur vornehmen, das zerlegen ſie haarſcharf

in seine Theile, wie mit einem Sectionsmesser. Das Zerlegen ist nun wohl leichter, als das Zusammensetzen. Das bloße Anatomiren bildet noch keinen Arzt, und das Räsonniren keinen Künstler. Ich verstehe mich gar nicht auf solche kluge Worte über das Wesen der Kunst und verlasse mich auf mein Gefühl, aber vernehmen mag ich gern dergleichen, weil manche schwankende Idee dadurch berichtigt, und auch manche erweckt wird. Das Schlimmste im lieben Vaterlande ist wohl das, daß kein bedeutender Hof für die Künste und noch weniger für die Künstler etwas Erkleckliches hergeben mag; denn an Talenten fehlt es nicht, und ich habe den Glauben, daß den Deutschen mehr, als andre Nationen, eine besondre Kraft auszeichnet zu allem Herrlichen, was in seinem treuen, einfältigen Sinne wohl köstliche Früchte treiben möchte. Eine große Gährung in unsrer Nation ist mir unverkennbar; aber der Druck des französischen Volks lastet so schwer auf ihr, daß wohl wenig edle Keime sich werden entwickeln können. Ich habe mich nun auch mit vielem Fleiß im Modelliren geübt und neulich in fünf Tagen eine nackte Figur zu Stande gebracht, aus der man viel Wesens macht."

Dresden, den 28. Januar 1806.

„Laß uns immer fortfahren, mein lieber Bruder, unsre Herzensmeinung gegen einander auszuschütten, so wie es jedesmal im Augenblicke des Schreibens aus der Seele fließt. Für seine Meinung ist man nie verantwortlich, wenn man keinen Andern dazu zwingen will. Sind unsre Ansichten auch manchmal verschieden, so sind es gewiß unsre Empfindungen nie."

„Was Deinen Rath betrifft bei der guten . . . . im Capitol ein wenig aufzuräumen, so hätte er funfzehn Jahre früher kommen müssen, denn so, wie sie jetzt ist, ist sie fertig retouschirt und gefirnißt. Vielleicht hat es damit bei Menschen dieselbe Bewandniß, wie bei Bildern. Nimmt man ein fertiges Bild, was Fehler hat, von Neuem vor, — so geht mit den Fehlern häufig auch das Gute verloren. Gewiß würde mancher Mensch mit seinen Fehlern auch seine Liebenswürdigkeit verlieren, und manchen ehrlichen Bengel möchte ich gern mit Untugenden pfeffern und salzen, damit er genießbar würde. Der liebe Gott mag die Sache wohl freilich ganz anders ansehen; aber ich bin auch kein lieber Gott.“

„Was Deine veränderte Methode im Malen betrifft, so ist es sonderbar, daß auch ich mit einem Male angefangen habe, keinen Mastix mehr unter die Farben zu nehmen. Ich will nun auch nach Deinen Erfahrungen den Bleizucker weglassen.“

Dresden, den 15. März 1806.

„Ich soll Dich herzlich grüßen von einem Dir lieben Freunde. Er heißt A. M. und scheint mir ein sehr unterrichtetes und gutartiges Menschenkind, dem das Wohl der Menschen am Herzen zu liegen scheint, wie unser Einem. Ueberdem interessirt er mich besonders durch eine überaus große Anhänglichkeit an Dich. Was er nicht Alles zu Deinem Lobe zu sagen weiß, und was er Dir nicht Alles will zu verdanken haben! Dieser M. hält auch Vorlesungen über deutsche Literatur, um vorzüglich deutschen Nationalsinn in Anregung zu bringen. Er gibt sich viele

Mühe, überläßt den Gewinn den Armen und hat vielen Zuspruch. Auch ich wohne diesen Vorlesungen bei. Da solltest Du hören, was das für ein Räsonniren gibt über das Räsonniren. Was mich angeht, so höre ich gern zu und denke mein Theil. Ich verstehe mich eben so wenig auf's Beweisen, wie auf's Prophezeien. Dies ist auch nicht des Künstlers Sache, denn der soll werkthätig eingreifen, und während sich die Andern streiten, wie man ein Bild malen müsse, so will ich's thun. Das Ziel, wornach ich strebe mit der ganzen Kraft meiner Seele, ist so einfach als groß. In wie fern ich es erreichen werde, das mögen Andre beurtheilen. Aber mir scheint, daß ein gelungnes Kunstwerk mehr unterrichten könne, als ganze Bücher von Theorien. Vor der Hand bringe ich nun ein Gemälde zur Ausstellung, welches den Apoll und Hyazinth vorstellt und sieben Fuß hoch ist. Möchte ich doch ein hohes Alter erreichen, um Alles malen zu können, was mir jetzt schon so klar vor der Seele schwebt! Es ist mir ein rechter Verdruß, daß Du von dem Allen, was ich für's Erste hier malen werde, nichts zu sehen bekömmst, denn das, was man darüber im Druck bekannt machen wird, kann Dich nur in so fern erbauen, als ich gelobt werde. Mit dem Lobe ist man hier zu Lande recht freigebig; aber ich bin weit entfernt, mich darüber zu beklagen."

„Mache nur, lieber Bruder, daß Dein Herz gesund bleibe, und laß Deine angeborne Kraft frei wirken. Des Menschen Schicksal entwickelt sich im Grunde aus der eignen Brust." —

„Nun weißt Du, wie ich meine Nebenstunden ausfülle. Musik ist mir freilich das Ergötzlichste, aber ohne vertrauten Umgang mit einer kleinen Auswahl gebildeter, talentvoller Menschen würde ich viel entbehren. Die größte Freude aber, die wir genießen, verursachen uns Deine Briefe, Du, mein lieber Bruder! Lilla bringt sie mir gewöhnlich hoch empor gehoben mit den ihr ganz eignen fröhlichen Augen. Besser wäre es freilich, wenn wir gar nicht nöthig hätten, einander zu schreiben."

„Mein Bild ist nun auf der Ausstellung erschienen, und die Herren Kritiker schärfen schon die Zähne, um es kritisch zu benagen. Vernünftiger Tadel wäre mir lieber, als unvernünftiges Lob. Aber es kann mir auch unvernünftiger Tadel zu Theil werden. *) Meine Erscheinung hier, und der Styl, in dem ich arbeite, sind den Leuten etwas gar zu Fremdartiges. Mein Streben ist, es ja mit Niemanden zu verderben, Alle für die gute Sache zu interessiren, und Enthusiasmus für etwas Höheres zu erwecken. Sind aber die guten Leute für dergleichen zu prosaisch gesinnt, so mögen sie mich immer für ein Bischen verrückt halten."

Dresden, den 7. April 1806.

„Denke Dir, mein Bild gefällt hier so allgemein, daß mir nur lauter Liebes und Gutes darüber zu Ohren kömmt. Ich fühle, wie nichts so sehr die innere Kraft

*) Der ist ihm geworden. — Denn man tadelte unter Andern, daß aus dem Blute des Hyazinth eine weiße, und nicht eine rothe Hyazinthe erwächst.

in Anregung zu bringen vermag, als Beifall. Eine ungeheure Menge von Entwürfen zu Bildern machen meinen Kopf zu einer artistischen Plunderkammer, aber es ist doch gar behaglich, sich in einer solchen Ideenwelt herum zu drehen. Laß uns alle Segel aufspannen, lieber Bruder, und obgleich wir nur Deutsche sind, so wollen wir doch zum Trotze der großen Nation etwas hervorbringen. — Mir schwillt jedesmal der Kamm, wenn ich an die anmaßenden, gemüthlosen Franzosen denke, und dann pinsele ich zu, als ob — ja stünden ihre Legionen nur auf meiner Leinwand, potz Wetter, wie wollte ich sie zugrundiren!"

Dresden, den 27. April 1806.

„Ich habe Dir schon oft von Hartmann geschrieben, der hier mein liebster Umgang ist. Wir sind Freunde für's Leben. Er ist ein Historienmaler, wie es leider Wenige sind, und bei sehr gutem Herzen so wissenschaftlich gebildet, daß mir seine Gesellschaft zugleich angenehm und unterrichtend ist. Er erzeigt mir überdies so viele Gefälligkeiten, daß ich ihm vielfach verbunden bin."

„Du wirst Dich nun schon zu Deiner zweiten Reise nach der Krim anschicken. Den nächsten Brief adressire ich nach Dorpat an Parrot. Verfehlst Du ihn, so mag ihn unser guter Parrot erbrechen, damit er auch Nachricht habe und ihn Dir nachschicke. Ich habe durchaus kein Geheimniß vor ihm, indem ich ihn ganz als unsern Bruder betrachte. Grüße ihn von uns und drücke ihn in meinem Namen ein klein wenig an Dein Herz, daß er Ach und Weh schreit."

Dresden, den 12. Mai 1806.

„Unsre Freude ist grenzenlos. Mein neugebornes Kind ist ein so derber Knabe, ein wahrer Knallerballer, und sein ehrenfestes Ansehen verspricht eine eben so gesunde Seele. Hübsch ist er nicht, doch was man nicht ist, kann man noch werden. Solche Kinder bilden sich oft am vortheilhaftesten aus. Geht es mit der Entwickelung der Seele doch eben so, und ein extradummer Junge zeigt sich in spätern Jahren oft als ein trefflicher Kopf. Er soll Karl Gerhard heißen."

„Meine Frau hat eine Vorliebe für den letzten Namen, und darnach soll er genannt werden. Mir gefällt im Grunde keiner von beiden."

„Was Dein projectirtes Werk über die Krim betrifft, welches Du selbst herausgeben willst, so finden sich nach reifer Berathung so viele Schwierigkeiten, daß ich Dir abrathen muß, wenn Du nicht einen Kunsthändler findest, der Dir das Ganze abkaufen mag. Es ist Dir ja eben so wenig um's Reichwerden zu thun, als es Dir stark darum zu thun ist, keinen Aerger zu haben."

Dresden, den 16. September 1806.

Du mein lieber Bruder Karl!

„Dein letzter Brief aus der Krim, datirt Backtschisarai vom 9. Juli, hat uns Deinetwegen sehr getröstet. Zeit und Ruhe, und ein bewegtes Gemüth ebnet sich, wie nach dem Sturme die See. So wird es immer seyn bei einem an Leib und Seele unverdorbnen Menschen. Was Du von Deiner schönen Einsiedelei sprichst in den Räumen des ehemaligen Khanschen Palastes, hat uns sehr entzückt. Es

mag überhaupt ein schönes Land seyn, die Krim, aber wohnen möcht' ich nicht in einem Paradiese, was von dem gebildeten Theile von Europa so entfernt liegt. Ich glaube, der alte Pallas hat Recht; deswegen hänge weiter dem Wunsche nicht nach, eine Colonie von Freunden zur Ansiedelung dort, in einem so entfernten Himmelsstriche, zu bewegen."

Von dem Beifall einsichtsvoller Kunstfreunde aufgemuntert und von der kais. russ. Akademie der Künste in St. Petersburg im J. 1806 zu ihrem Mitgliede ernannt, schritt unser Maler rasch vorwärts in seiner Kunstbildung. Er unternahm es jetzt, zwei historische Gegenstände auf die ihm eigenthümliche Art in die Gemüthswelt überzutragen. So vollendete er im Jahre 1807 zwei Gruppen in Oel, beide in halber Lebensgröße, welche die Erwartung von des Meisters künftigen Leistungen sehr spannten. Die eine war Belisar mit dem Knaben. Der geblendet aus dem Kerker entlassene Feldherr hat sich mit seinem kleinen Führer bei einem Gewitter in eine Höhle geflüchtet. Erschreckt von dieser Naturscene ist der Knabe auf die Kniee gesunken, zu Gott betend, während Belisar, unter der Last eines feindlichen Schicksals, mit ruhiger Miene seinem kleinen Freunde mit der Hand über die Stirn fährt und in diesem Augenblicke selbst die Stütze seiner ihm einzig übrig gebliebnen Stütze wird.

Die andre Gruppe stellte David dar, wie er vor Saul die Harfe spielt. Beide Bilder machten als Gegenstücke ein Ganzes aus. Jenes zeigte die Ruhe des ge-

prüften Mannes, der, über das eigne Unglück erhaben, den unerfahrnen, zitternden Knaben tröstet; dieses zeigte den mit sich selbst zerfallenen, von innerem Unmuth gequälten Mann, der Aufheiterung sucht in dem Harfenspiele eines harmlosen Hirten. Hier bestimmte die Composition und den Ausdruck des Bildes der Gegensatz des finstern, argwöhnischen Charakters eines Mächtigen mit dem freien, offnen Blicke eines fromm begeisterten Jünglings; dort die Angst des Kindes im Contraste mit der Fassung des Greises. Dieser Idee gemäß war jedes der beiden Gemälde, auch in Hinsicht der Beiwerke, einfach angeordnet; sie sprachen allgemein an und gefielen auch, besonders Saul, durch die fleißige Ausführung. *)

20. Fortsetzung. Gerhard als Sohn, Gatte, Vater und Bruder.

Unser Künstler umfaßte seitdem mit unablässigem Streben die interessantesten Erscheinungen der Gemüthswelt. Und je älter er wurde, desto wärmer schlug sein Herz für alles Menschliche, und desto inniger hing er an Allem, was fromm und gut war. Es erfreut daher eben so sehr, als es, um die Eigenthümlichkeit dieses Künstlers zu begreifen, wichtig ist, so tief, als möglich, in das reiche Ge-

*) Vor Kurzem hat Gros in Paris den von Kügelgen gewählten Gegenstand: David, wie er durch die Töne seiner Harfe Sauls düstre Schwermuth zerstreut, ebenfalls ausgeführt. Sein Bild war 1822 in Paris ausgestellt.

müth desſelben zu blicken, wie es in ſpätern Jahren noch, wo ſonſt die Bruſt des Mannes ſich abkühlt, jener prophetiſchen Erhebung fähig war, welche die geheimnißvollen Bilder der höhern Natur verſteht, erfaßt und aus eigner Kraft wieder hervorzubringen weiß. Nun gibt es drei Gefühle im Leben, welche die Geſchichte des innern Menſchen ausmachen: Liebe, Freundſchaft und Andacht; aber dieſe drei ſind in ſich verbunden und nur die verſchiednen Richtungen einer und derſelben Geſinnung nach der Außenwelt.

Auch als Mann trug Kügelgen in ſich ein Herz voll Liebe, Freundſchaft und Andacht. Er bewahrte es ſich rein in allen Stürmen des Schickſals und nahm es mit in ſein Grab. Die Liebe des Sohnes zu der Mutter bewährte ſich durch kindliche Treue. Als ſie nach dem Einfalle der Franzoſen in harte Bedrängniſſe gerathen war, unterſtützte er ſie bis an ihr Ende. Nicht minder gern half er hin und wieder manchem Freunde und Verwandten. Zu ſeiner frommen Schwiegermutter, der Frau von Manteufel, fühlte ſich ſein Herz, ſo lang er lebte, mit treuer Liebe hingezogen. „Wie oft, liebe Mutter," — ſchrieb er ihr einſt aus Dresden, den 28. März 1811, — „bin ich in Gedanken auf dem lieben Gute Harm, dem Orte meiner Freuden, wie meiner Leiden, wo ich mit des Lebens reinſter Süßigkeit auch den bittern Kelch bis auf die Hefen trinken mußte. Vertrocknet ſind alle Thränen, alle Seufzer verſtummt, und die ſüße Wehmuth der Rückerinnerung thut meinem Herzen wohl. Wie unendlich dankbar iſt mein Herz für alle Liebe, die mir dort geworden! Wenn ich einſt nicht mehr bin, wird man, ſo hoffe ich, gewiß nicht

von mir sagen können, daß ich sie unverdient genossen habe."

Solch einen Sohn, wie unser Meister war, führte die Liebe auch als Gatten und Vater beseligend mit der Kraft des Sonnenlichts, das die Natur erquickt, durch das Leben. Davon zeugen so viele Stellen in seinen Briefen. „An meinen Kindern," sagt er in einem Briefe an seinen Bruder, Dresden den 21. Januar 1810, „habe ich große Freude, und meine Frau ist mir noch so lieb und werth, als wie am ersten Tage."

Nach einer lebensgefährlichen Krankheit, die seine Frau überstanden hatte, schrieb er an seinen Bruder, den 16. Mai 1811: „Meine arme Frau hat Zufälle ausgehalten, die zu überstehn ich ihr kaum die Kraft zugetraut hätte. Ich glaube gewiß, daß mich die Angst getödtet hätte, als ich so den blassen Tod über ihrem Haupte schweben sah; allein ich vertraue unsrer Ausrechnung *), und darnach muß ich früher sterben, als sie. Dies tröstet mich, denn da ich noch kräftig und lebenslustig bin, so hoffe ich noch manches Jahr zuzusehn."

Zwei Briefe aus Weimar, wo sich K. im December 1808 aufhielt, sprechen ebenfalls die Innigkeit seines Vaterherzens und seiner Gattenliebe aus und offenbaren den Grund, auf welchem alle menschlichen Gefühle ruhen müssen, wenn sie den Himmel auf die Erde bringen sollen.

Weimar, den 24. Dec. 1808.

„Ich danke Dir, mein herzlich geliebtes Weib, für

*) Ein Scherz aus ihrer Jugend.

Dein Weihnachtsgeschenk, Deinen so lieben Brief, den ich gerade am Weihnachtsabend erhielt. Die Thränen stürzten mir in die Augen beim lebendigen Gedanken an Dich, an die lieben Kinder, die wie Gottes heilige Engel den Christbaum umtanzen und so in dem befangenen Kinderspiele das Heil empfinden, welches durch Jesu Geburt der Menschheit geworden ist. Ich wußte nicht, wo ich mich selbst finden, wo ich die Liebe hingeben sollte, von der mein Herz überströmte. Die Fr. v. Schopenhauer hatte mich gebeten, Antheil zu nehmen an der Freude, welche sie mit ihren Gaben ihrer Tochter und dem kleinen Fernow machen würde. Ich ging und glaubte, an der Freude dieses Festes mich zu weiden — vergebens; ich fühlte nur tiefer den Schmerz, unsere Kinder nicht zu sehen. — Es ist ein übel Ding um das Alleinseyn, und nur durch Gesellschaft betäubt, durch Arbeit beschäftigt, kann ich vergessen, was ich entbehre."

Weimar, den 28. Dec. 1808.

„Du machst mir große Freude, meine Herzens-Lilla, mit Deinen lieben Briefen, und ich muß klagen, daß ich in dem Wirrwarr, wo ich lebe, nicht auch so viel Ruhe gewinnen kann, um aus ganzer Seele Dir so hübsch ordentlich mein Gemüth zu entfalten. Doch Du kennst mich ja und nimmst vorlieb. — Jetzt schreibe ich wieder in der größten Eile, denn heute sitzt mir unser Wieland wieder, worauf ich noch in keinem Stücke vorbereitet bin. Am Montage war ich in Jena bei Frommanns und war überrascht, so viele mir unbekannte Menschen mich so ver-

traut über Lilla und über Sophie *) mit der größten Theilnahme befragen zu sehen. Frommanns scheinen treffliche Menschen. Alle haben mir so viele Grüße an Dich aufgetragen, daß ich Dir lieber den ganzen Sack voll hinwerfen will; nimm davon nach Belieben. Doch einen Gruß vom alten Wieland muß ich noch ganz apart Dir melden. Ich speiste gestern bei ihm, und nach Tische sagte er mir: Ihre Frau, die gewiß eben so vortrefflich ist, wie Sie, grüßen Sie auch unbekannt herzlich von mir, und — sagen soll ich Dir, denk' einmal, — daß, so alt er geworden wäre, habe er von allen Menschen, die er kenne, keinen lieber gehabt, als mich, ja meines Gleichen sey ihm noch nicht vorgekommen. Doch — wozu sage ich Dir dies? — etwa um Dir zu zeigen, was Du an mir für einen Mann hast? Hat mich doch Deine Liebe stets für mehr erkannt, als ich mich fühle, und je länger ich mit Dir lebe, je mehr lerne ich empfinden, was mir noch fehlt, um alles das zu seyn, was ich für Dich seyn möchte und seyn sollte. Doch hinweg mit diesen Betrachtungen; ich weiß, daß Du mich, wie ich bin, lieben magst. Was Andre an mir erkennen und mir sagen, hat mich an mir selbst nie irre gemacht; weiß ich's doch besser. Die Liebe der Menschen macht wohl stolz und eitel, die Liebe Gottes aber macht demüthig, und daß Gott mich liebt, ich fühl's: denn Lilla ist mein Weib, — und unsre Kinder! — O Gott, wie dank' ich dir! — Die Stunde schlägt, ich muß zur Arbeit. Warum geht es doch so langsam? Antworte

*) Die Schwester der Frau von Kügelgen.

mir nur immer noch auf dieſen Brief. Du kannſt mir glauben, meine Lilla, daß ich ehedem, in der bangſten Sehnſucht, nicht ängſtlicher auf Briefe von Dir harrte, als nun. Den Tag meiner Abreiſe kann ich noch nicht beſtimmen. Warum konnte ich den Weihnachtsabend nicht bei Euch ſeyn! Lebt wohl, ihr Lieben, ich grüße Euch alle, ihr meine Kinder, meine Freunde, und Dich, meine Lilla, drückt an ſein Herz Dein G."

Im Jahre 1812 machte K. eine Reiſe nach Freiberg, um daſelbſt mit ſeinem Freunde Schubert, der dahin von Nürnberg kam, zuſammenzutreffen. Frau von Kügelgen war mit der Tochter Adelheid im Bade zu Radeberg. Gerhard ſchrieb ihr damals Folgendes:

Den 28. Mai 1812.

„Guten Morgen, m. l. l. Lilla! — Ich freue mich auf meine Reiſe zu Schubert, wie ein Kind. — Daß ich unſern Schubert gerade heute wieder ſehen werde, iſt mir von Bedeutung. So viele Erinnerungen und heilige Gefühle, die in meiner Seele aus ferner Jugendzeit noch nachklingen, machen dieſen Tag mir beſonders heilig. Er iſt in katholiſchen Ländern der feſtlichſte Feſttag, die Feier des Triumphs der Lehre Jeſu, die Anbetung ſeiner Göttlichkeit, mit welcher er uns durch das Geheimniß des Abendmahls hat nahe bleiben wollen. Schade, daß mit ſo vielem Andern auch dieſes Feſt nicht verſtanden wird. Ich feire es in der heiligſten Kirche meines Herzens, in ſeligen Erinnerungen an die Vergangenheit, und die Gegenwart führt mir noch dazu den Freund an mein Herz, das erfüllt iſt mit Liebe zu Gott, zu Dir, meine einzige Lilla,

zu unſern Kindern und zu allem Guten und Schönen. Gelobt ſey Gott und Preis und Dank ihm, der an mir wahrhaft Unwürdigen ſo viele Gnade hat üben wollen! Ihrer würdig und nach ſeinem Willen zu leben, zur Ehre ſeines Namens und zur Freude guter Menſchen, ſey mein Streben. Gieb, o Jeſu, Gnad' dazu! — Ach, meine Lilla, könnt' ich in dieſem Augenblicke Dich an mein Herz drücken!" —

Und dieſelbe Geſinnung athmet in dem letzten Briefe, den Frau von Kügelgen von ihrem Manne erhielt. Er war aus Mannheim, vom 17. Febr. 1819 *), und ſchließt mit folgenden Worten:

„Daß ich geſund bin, wollt' ich Dir eigentlich nur ſagen und alles Uebrige auf mündliche Erzählung verſparen. In Rhens verlebt' ich herrliche Stunden. Holthof iſt und bleibt eine der liebenswürdigſten Mannes-Naturen, die ich kenne. — Ich grüße, ich küſſe Dich, Du, meine einzige Lilla, die mir das Leben lieb macht und als unverdiente Gnade Gottes ſeine Heiligung fördert. O wie ganz anders liebe ich nun Dich, da meine Liebe vom Sonnenglanze der ewigen Liebe erwärmt iſt. O meine lieben Kinder, Gott ſegne Euch Alle! Heute noch hoffe ich in Heidelberg zu ſeyn. — Dein

eigner Gerhard."

Eine Seite ſeines Herzens muß jedoch vorzugsweiſe dargeſtellt werden, weil ſie in der eigenthümlichen Natur

---

*) Dieſes Briefes iſt bereits oben S. 19 gedacht worden.

dieſes ſeltnen Menſchen ihren Grund hatte: die Liebe zu ſeinem Zwillingsbruder. Beſſer, als jede Schilderung es vermöchte, drücken Gerhards Briefe die Innigkeit aus, mit welcher er an ſeinem Karl hing. Auch hier erkennt man das religiöſe Gemüth, in welchem bei ihm jede menſchliche Empfindung ihre Wurzeln hatte. Kügelgen war nur darum als Künſtler ſo idealiſch und als Menſch ſo gut und liebenswürdig, weil er Glauben hatte und fromm war.

Er litt im Jahre 1806 acht Tage lang an einem unbedeutenden Uebel, das aber ſehr ſchmerzhaft war. Bei dieſer Veranlaſſung ſchrieb er ſeinem Bruder: „Es iſt recht gut, daß man zuweilen erinnert werde, man ſey ein Menſch, wie Andre. Womit hätte ich es wohl verdient, vor ſo vielen Tauſenden es ſo ganz beſonders gut zu haben! — Doch beklagen will ich mich eben nicht, daß es ſo iſt. Wohl dem, der in Demuth danken darf!“

In einem andern Briefe vom 26. Dec. 1807 drückt er ſich ſo aus: „Es iſt uns äußerſt ſchmerzhaft, daß Du, geliebter Bruder, in dieſer langen Zeit der Noth und Sorgen *) ſo ſelten Briefe von uns erhalten haſt. Ich ſchrieb über Prag, Lübeck und Stockholm, und jeden Brief doppelt. Gott ſey Dank, daß die wichtigſten angekommen ſind! Gegenwärtig habe ich Dir ſo vielerlei zu ſagen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen ſoll. Ich möchte Dich ſo ganz in meiner Seele leſen laſſen, möchte ſie Dir, wie ſie ſich indeß gefaltet und geſtaltet hat, wie ein aufge-

*) Es war die Zeit des franzöſiſchen Kriegs mit Preußen und Rußland.

ſchlagenes Buch in die Hand geben, und kann doch kaum in einem Briefe die Ueberſchriften der Capitel bezeichnen. . . ."

„Die Geſundheitsumſtände unſers kleinen Wilhelm ängſtigen mich. Geſtern Abend ſah ich ihn ſchlafen, und ſeine blaſſen Wangen erinnerten mich ſo lebhaft an das Leichengeſichtchen unſrer ſeligen Maria. Mir ſchauderte bei dem Anblick. Ach, mein Bruder! — wir hätten nun wohl beide ſchon dem Tode unſern Tribut bezahlt und ſo auch dem Schickſal in gehorſamer Duldung und Unterwerfung bei harten Prüfungen; aber wer kann ſich frei kaufen? — Dein Wille geſchehe, wie im Himmel, alſo auch auf Erden!" — —

Dieſelbe Geſinnung äußerte Gerhard einige Jahre ſpäter in einem Briefe:

Dresden, den 21. Januar 1810.

„Suche ja, Deine gute Geſundheit zu erhalten. Mit der meinigen geht es nun auch gut, aber ich muß mich recht ermannen, die Hypochondrie abzuwehren. In das Unvermeidliche muß ſich Jeder finden, und mit je mehr Reſignation er es thut, je leichter wird ihm die Laſt. An die weite Reiſe zu Dir mit einer kränklichen Frau und kleinen Kindern denke ich mit Grauen; indeſſen ſteht mein Reiſewagen fertig, und eine angemeſſene Summe Geldes liegt immer in Bereitſchaft. Im Ganzen muß ich doch geſtehen, daß wir recht glücklich leben, und gern möchte ich noch ein Paar Jahre alſo verweilen." — —

Dresden, den 4. April 1810.

„Wie man ſich doch quälen kann, wenn einmal etwas

über die Zeit ein Brief ausbleibt. Gott sey Dank, daß wir der Sorgen los sind. Gottes Segen und Gedeihen dem kleinen Constantin, und Dank dem Himmel, daß Ihr Alle wohl seyd! — — Mit Bedauern habe ich erfahren, wie Dir so Manches in dem ganzen Wesen und Treiben Deines reichen Freundes mißfällig ist. Ich freue mich, daß Du Dich frei erhalten willst, und auf keine Weise Dein Schicksal an das seinige zu knüpfen, auf Deiner Huth bist. Da ist es denn freilich gut, kein Haus zu bauen. Könnten wir doch zusammen in Deutschland leben! Doch vor der Hand ist an dergleichen zu denken, eitel Ding. Große Ereignisse trägt vielleicht die nahe Zukunft in verhängnißvollem Schooße, und wohl dem, welcher sein wandelbares Haus von Pferden dahin schleppen lassen kann, wo es ihm besser dünkt."

„Hättest Du mir doch schon längst einige Deiner Bilder nach Deutschland geschickt, damit Du auch im Vaterlande bekannt würdest. — Deinem Werke über die Krim stellen sich gar zu viele Hindernisse in den Weg. Für vielen Hudel und lange Arbeit würdest Du wohl Ehre einärnten, aber wenig Gewinn." — —

Kügelgen hatte seinem Bruder sein Vermögen zur freien Verfügung übergeben, jedoch dessen Vorschlag, den Betrag, nach dem Curse in Silber umgesetzt, in der Bank niederzulegen, nicht angenommen. Späterhin, in den Jahren 1812 und 1813, verloren beide Brüder fast Alles durch eine verunglückte Unternehmung, und Gerhard mußte sich wieder entschließen, Porträts zu malen, um die Zukunft

seiner Familie sicher zu stellen. Bei dieser Gelegenheit, die so viel Anlaß zu Mißhelligkeit und Spannung hätte geben können, blieb Gerhard seinem Charakter treu und zeigte ein Bruderherz, wie wohl wenige mögen gefunden werden. Karl hatte nämlich seines Bruders Vermögen und den größten Theil des seinigen seinem nun verstorbenen Freunde Slobin anvertraut, zu welchem er nach der Wolga gezogen war. Er glaubte daran ganz besonders wohl zu thun, weil es zu einem vortheilhafteren Curse, als dem bestehenden, in Silber umgeschrieben wurde und ihm nirgends so sicher zu stehen schien. Als er aber eine genauere Einsicht in die Umstände seines für so reich gehaltenen Freundes erhielt, und er wahrnahm, wie derselbe sich immer mehr dem Wirbel des Verderbens nahte, so fürchtete er mit Grund für sein Eigenthum. Zu dieser Zeit wurde ihm ein Fabrikunternehmen vorgespiegelt, was ihm, in Weltgeschäften unerfahren, außerordentlichen Vortheil versprach. Er nahm dazu seines Bruders Vermögen, wie auch sein eignes von seinem Freunde zurück. Weil aber der auf fünf Jahre ausgestellte Wechsel noch nicht verfallen war, so mußte er in sehr harte Bedingungen willigen, denn das Silber wurde zu einem für ihn äußerst nachtheiligen Curse in Bankassignationen umgesetzt. Der Landschaftmaler ließ sich Alles gefallen, weil er späterhin Alles zu verlieren befürchten mußte, wie es wirklich Vielen so ergangen ist. In der gewissen Hoffnung, durch sein Unternehmen sehr bald die ganze Summe zu dem ursprünglich gewesenen Silberwerthe wieder hinauf zu steigern, stürzte er sich in das mühsame Treiben der Weltthätigkeit. Es kam anders.

Nicht nur sein, sondern auch seines Bruders Vermögen ging ganz und gar verloren. Arm und verschuldet kehrte er aus dem Innern von Rußland zurück. Gerhards erster Vorschlag war, daß er gleich die Hälfte von dem, was er ihm nun schuldig geworden war, ausstreichen möchte. Dies nahm aber Karl nicht an, weil er die Hoffnung hatte, seinen Kunstfleiß mit Vortheil in neue Thätigkeit zu setzen, und überdem einen guten Gehalt bezog. Das Einzige, wozu er sich verstand, war die Zurückgabe in Banknoten zu dem Numeralwerthe, wie er sie vor seiner Reise ins Innere des Reichs zu seiner Verfügung erhalten hatte. Auch die Verzinsung ließ er sich nicht abstreiten, denn er hatte die Aussicht zur gänzlichen Zahlung, und so groß-müthig er auch die Seele seines Bruders kannte, so wußte er doch, wie unwillkürlich er sich mit Nahrungssorgen quälte. „Es ist daher um so mehr zu bewundern," heißt es in einem Briefe von seinem Bruder Karl, „daß er mir jedesmal sein widerliches Gefühl zu erkennen gab, wenn ich ihm eine Summe auf Abschlag dieser Schuld zusendete, und er hörte nicht auf, mich mit allerlei Vorschlägen zu meinem Vortheil zu ermüden. Endlich war ich ihm noch gegen 16000 Rubel schuldig. Er hatte sich aber damals schon wieder ein ansehnliches Vermögen gesammelt, und der Gedanke, daß ich, mit ihm von gleichem Alter und mit noch einmal so viel Kindern, nicht nur noch gar kein Vermögen, sondern noch obendrein Schulden haben sollte, war ihm ganz unerträglich. Noch einmal beschwor er mich, diese Schuld als getilgt anzusehen. Hätte er ein Papier als Verschreibung über diese Schuld besessen, so hätte er

es mir sicherlich zerrissen zurückgeschickt; aber es war uns beiderseits nie eingefallen, etwas Gerichtliches in dieser Sache zu verfügen."

Karl konnte seines Bruders großmüthigen Vorschlag um so weniger annehmen, als seine eignen Umstände immer besser geworden waren, und dieses Geld einen Theil jener Summe ausmachte, welche ursprünglich seiner Gattin zugeschrieben worden war und derselben gehörte.

Auf diese Verhältnisse bezieht sich Gerhard öfters in seinen Briefen. Er hatte viel zeitliche Sorgen, aber noch mehr fromme Ergebung.

„Nimm nicht übel," schrieb er an seinen Bruder, — Dresden, den 13. Mai 1810 — „wenn ich über manche Deiner Maßregeln in Rücksicht der Disposition meines Vermögens unzufrieden bin, denn ich kann mich nimmer überzeugen, daß es mit völliger Sicherheit untergebracht sey, und werde nie der Sorgen los. Daß ich Dein Bruder bin mit Rath und That, soll sich bis an das Ende meines Lebens bewähren; denn so krittlich, ärgerlich und unordentlich ich auch seyn mag, so lasse ich doch Gut und Blut für Dich, wenn's Noth thut." — —

Lotzdorf, *) den 15. Julius 1810.

„Die Landluft bekömmt uns Allen sehr wohl, und wir freuen uns des Lebens, so sehr es die Umstände erlauben. Da Du mich in Rücksicht meines Vermögens beruhigt hast, so bin ich auch wieder ruhiger und habe mich

*) Ein Dorf bei Radeberg, drei Stunden von Dresden, wo die Familie Kügelgen den Sommer über sich aufhielt.

wieder wacker ans Arbeiten gemacht. Ich arbeite gegenwärtig an Jason und der Andromeda *) und an zwei kleinen Madonnenbildchen. — Was Du mir von Deinen Kindern schreibst, hat uns viel Freude gemacht; daß Du aber noch ein fremdes Kind angenommen hast, kann ich nicht billigen. Hat man doch genug zu tragen, seinen eignen Bündel fortzuschleppen, besonders in der Beschränktheit des Künstlerlebens, wo es besonders gilt, seinen schaffenden Genius in Behaglichkeit zu setzen. Manche finden Beruf und Glück in der Barmherzigkeit; aber ein Künstler könnte darüber selbst zu einem Barmherzigkeit ansprechenden Schlucker werden. Wer Großes leisten will, mag sich zusammennehmen. Dies goldne Sprüchlein läßt sich besonders in unsern Tagen auf so vieles anwenden, und ich ermüde nicht, es unsern Landsleuten zuzurufen, die so gern Alles wissen, Alles verstehen möchten. Man beobachte die Natur. Birnen und nur Birnen trägt der Birnbaum, Eicheln nur der Eichbaum, und so fort ins Unendliche. Wir gehören nun einmal zur Künstlerclasse und nicht zu den barmherzigen Brüdern." **)

---

*) Von diesen Gemälden wird weiter unten gesprochen werden.

**) Es kann sonderbar scheinen, bemerkt Karl von K. in einem Briefe an den Herausgeber, daß mein Bruder mich vor der Barmherzigkeit warnt; allein er hatte zu viel Erfahrungen gemacht, wie man sich oft selbst entblößt, um Andre zu decken, deren Noth am Ende gar nicht so groß war, als man sich vorgestellt hatte. — Und wie viele Züge von Gerhards so ganz besondrer Gutmüthigkeit und seiner Freude am Wohlthun könnte ich noch erzählen! — Dann wollte Gerhard seinen Bruder so gern sorgenfrei wissen, und drückte sich deshalb strenger aus,

HOOVER WAR COLLECTION

Dresden, den 14. Januar 1811.

„Nachdem ich mich durch so viel schreckliche Situationen des Lebens durchgearbeitet habe, finde ich nur in der Resignation mich selbst wieder, und mit dem neuen Jahre ist mir's, als ob wieder neue Lebenslust und Heiterkeit in meiner Seele erwachte. Wir sind Alle gesund. Uebrigens darf ich nicht um mich blicken, wenn ich froh bleiben soll; denn hier in Deutschland steht Alles herzlich schlecht. Daß Du, Armer, Dich auch mit Krankheiten von Weib und Kindern und so manchen Uebeln hast abquälen müssen, bedauern wir in tiefer Seele. Niemand weiß besser, als ich, wie Einem dabei zu Muthe ist, der mit Gluth und Muth an seiner Kunst hängt und bei all den Armseligkeiten arbeiten will und arbeiten muß. Das Beste bei diesem jämmerlichen Erdenleben ist, daß Alles vorübergeht. Zum Schlimmen kömmt in der Regel noch was Schlimmeres, und war das Schlimmste da, dann wird's wieder besser. In dieser Mannigfaltigkeit von Regen und Sonnenschein gedeiht und reift des Menschen Seele, fällt dann, wie das Saamenkorn, in die Erde, und geht wieder auf zu einem neuen, gewiß schöneren Leben. Ich bin weit entfernt, mein bisheriges Leben nicht als eins der glücklichsten aller Erdbewohner zu preisen. Meine Sorgfalt für den kommenden Tag ist vielleicht etwas übertrieben; aber doch habe ich hierdurch und durch so manche unzuberechnende Fügung des Himmels am Nöthigen nie Mangel gelitten. Gott wird mir auch

---

als es ihm selbst ums Herz war. Das Kind blieb nur einige Zeit in Karls Familie.

ferner Kraft verleihen zum Schaffen und Sorgen, und wo das nicht aushilft, da wird er selbst helfen. So hat z. B. ganz unerwartet der König von Preußen mein Bild, die Verkündigung *), das ich zur Ausstellung nach Berlin geschickt hatte, gekauft. Ich habe nur hundert Ducaten verlangt, die aber gegenwärtig der König vielleicht weniger entbehren mag, als Slobin, für den dies Bild eigentlich bestimmt war. Nun kann ich wieder zusehen, wenn die Procente meines Vermögens zu spät einlaufen. — Ich habe schon oft bedauert, daß die Bearbeitung der Krimmischen Gegenden Dich abhält, eigne Compositionen auszuarbeiten, in welchen der Genius doch nur einzig seine Schwingen zu rühren vermag. Wird es denn nie dazu kommen, daß wir zusammen unser Wesen treiben können, geschützt gegen drückende Nahrungssorgen? Wenn doch ein gütiger Fürst dem Zwillingspaare einen würdigen Wirkungskreis erlaubte; es sollte wahrlich eine ganz neue Kunstwelt aufleben! Diese goldnen Träume treten je mehr und mehr in den Hintergrund, wie Schillers Ideale. Die Musen fliehn beim Geklirre der Waffen, und der eiserne Geist der Zeit duldet nichts andres. Ich ziehe mich in mich selbst zurück und male meine Bilder und erziehe meine Kinder, so gut ich's vermag."

Dresden, den 16. Mai 1811.

„Morgen eile ich mit Euern Briefen auf das Land, wo meine Lilla sich nun aufhält, um schneller zu genesen. Du, mein guter, einziger Bruder, mit Deiner herrlichen

*) Dieses Bild wird weiter unten beschrieben.

Emilie! Es liegt eine wahre Seligkeit in dem Bewußtseyn, von Euch so geliebt zu werden! Die Vorstellung, daß Deine Krankheit wirklich gefährlich gewesen, hat mich so erschreckt, daß ich den Brief nicht nach einander durchlesen konnte. Seit Deiner großen Krankheit in Rom ist die Idee, daß Du wohl vor mir sterben könntest, nie wieder in meine Seele gekommen, und nun stand diese alte Zeit wieder mit all ihren Schrecknissen grausenhaft lebendig vor mir! Wenn ich Dich da hätte begraben müssen in dieser fremden Welt, begraben den Zwillingsbruder, den Freund, — Du warst mir ja Alles! Ich sehe Dich wieder vor mir bei Deiner Genesung, Deine abgemagerte Gestalt mit des Kindes Unbeholfenheit, Dein blasses langes Gesicht. — Wie doch alles vorüber geht! In welchem tiefen Hintergrunde liegt nun jene Zeit, die die Erinnerung auf einmal, wie durch ein Fernrohr, dem Auge so nahe bringen kann; und wie ist nun nahe gekommen, was dazumal im Nebel grauer Ferne vor uns schwebte, und wie so ganz anders, als wir es uns dachten! Laß uns nun mit Muth und Glauben dem entgegen streben, was fernerhin die Zukunft bringen mag! Ich erwarte wohl noch manches Gute; doch auch das Schlechte soll mich mit Standhaftigkeit gerüstet finden, was gewiß geschehen wird, wenn ich mir nicht sagen darf, daß ich es durch eignes Verschulden herbeigerufen habe. Dunkle Gewitterwolken decken die Zukunft, und es ist wohl rathsam, sie sich nicht mit zu bunten Farben auszumalen. Aber auch nicht mit zu dunkeln, wirst Du sagen. Wohl, immer die Mittelstraße halten, das bezeichnet den Weisen.

Aber wer iſt weiſe? So lange die Kraft der Seele von dem gebrechlichen Körper bedingt wird, werden wir wohl immer eine Weisheit, aber wenig Weiſe haben. Es iſt ewig Schade, daß wir getrennt von einander leben müſſen, wir, die doch Gott ſo recht eigentlich für's Zuſammenleben geſchaffen zu haben ſcheint. Wenn meine Sorgſamkeit für die Zukunft von jeher zu groß war, ſo war es auch Deine Leichtigkeit, Dich darüber hinauszuſetzen. So hielt immer Einer dem Andern die Wage. Als ich noch mit Dir lebte, lernte ich von Dir den frohen Augenblick erhaſchen und genießen, und wäre vielleicht ohne Dich ein hypochondriſcher Träumer geworden, und ſo mag von meiner größern Bedächtlichkeit Dir zum Leichtſinn Geneigten auch Manches zu Gute gekommen ſeyn. Doch dieſer ſchöne Verein ſollte nun einmal nicht beſtehen, vielleicht, damit Jeder gezwungen ſey, ſeine Hälfte zu einem Ganzen abzurunden. Ein Pröbchen muß ich Dir melden, um Dich zu überzeugen, wie ich noch gelehrig bin. Meine Frau iſt mit zwei Kindern auf dem Lande, und ich bin mit dem älteſten und ſeinem Lehrer allein in der Stadt, beſorge alle Ausgaben und, denke Dir! ſchreibe Alles auf, ganz, wie Du es von jeher machteſt. Bis jetzt bin ich nicht einmal brummig bei dieſem Geſchäfte geworden. Einen weſentlichen Nutzen habe ich dabei bemerkt. Ich laſſe nämlich Manches, wornach mir wohl lüſtet, ungekauft, blos aus Abſcheu vor dem Aufſchreiben und Zuſammenrechnen. — Wenn mich nur die Sorge nicht wieder übermannt; denn, wie Du ganz recht bemerkſt, gedeiht der Genius nur in Sorgloſigkeit. — Reichthum thut dem Künſt-

ler gar nicht Noth; aber frei, freudig und furchtlos müßte er leben können!

Sorge nun, mein lieber Bruder, für die Erhaltung Deiner Gesundheit und hüte Dich vor dem Medicinnehmen. Je mehr man sich ausbessern läßt, je baufälliger wird man. Bewegung, frische Luft, Mäßigkeit, Freude und dergleichen bekommt man in keiner Apotheke, helfen aber mehr, als alle Mixturen und Latwergen."

21. Fortsetzung. Die Freunde. Gerhard von Kügelgen und Fernow.

Kügelgen dachte gern und viel über das Wesen und die Aufgabe der Kunst nach. Er las darüber wenig; desto lieber unterhielt er sich mit denkenden Freunden. Zu diesen gehörten vorzüglich in Dresden Hartmann, Böttiger, Schubert, Adam Müller und ein junger Gelehrter, Namens Leis, welcher Erzieher der Kinder des Etatsraths Stoffregen gewesen war und sich längere Zeit in Dresden aufhielt. Leis besaß viele Kenntnisse, wußte gut zu sprechen und zu schreiben, und hing mit inniger Liebe an der Familie Kügelgen. *)

Schubert, dessen K. in einem seiner Briefe schon mit Liebe gedacht hat, näherte sich unserm Maler am mei-

---

*) Man erinnert sich noch der scharfen Kritik eines Gemäldes von Gr., welche von Leis herrührte und die eine sehr unkritische Widerlegung erfuhr. Ueber diese Recension erklärte sich Fernow in einem Briefe an K. Weimar, den 3. Mai 1807.

sten. Die Vorlesungen, welche dieser geist- und phantasiereiche Gelehrte in Dresden 1806 über die Naturwissenschaft hielt, zogen Kügelgen ganz vorzüglich an.*) Da K. das Lesen nicht liebte, weil nichts davon bei ihm haftete, im Umgange hingegen und bei dem mündlichen Vortrage Alles schnell auffaßte, so besuchte er alle Vorlesungen, die in Dresden von einzelnen Gelehrten vor Privatcirkeln gehalten wurden; u. a. die bei Wezel und bei Adam Müller. Insbesondre waren ihm die mehrere Jahre hindurch fortgesetzten archäologischen Vorlesungen des geistvollen Böttiger überaus wichtig, und er gehörte zu den fleißigsten Zuhörern, so wie zu den nähern Freunden dieses berühmten Gelehrten.

Unter seinen entfernten wissenschaftlich gebildeten Kunstfreunden, mit denen er in jahrelanger Verbindung stand und über Kunstgegenstände vertraulich sich unterhielt, müssen vorzüglich Fernow in Weimar und Morgenstern in Dorpat genannt werden.**)

Fernow schätzte in K. den denkenden Künstler und hat vielleicht am meisten dazu mit beigetragen, die Ansichten desselben von der Kunst, wo nicht zu berichtigen, doch vor Einseitigkeit zu bewahren und auf bestimmte Be-

---

*) Prof. D. Schubert in Erlangen, der Vf. der Symbolik des Traums und mehrerer andern mit Beifall aufgenommenen Schriften.

**) Weiter unten sollen einige Briefe, die K. an seinen Freund Morgenstern (Etatsrath und Professor in Dorpat) geschrieben hat, mitgetheilt werden, deren Abschrift wir der Güte dieses Gelehrten verdanken.

griffe zurückzuführen. K. liebte seinen römischen Freund mit treuer Anhänglichkeit. Leider hat sich von den Briefen, die er im J. 1806 an Fernow schrieb, keiner vorgefunden. Doch sieht man aus einer Antwort Fernow's an K. (Weimar, den 7. Aug. 1806), daß dieser die Werke seines Freundes, z. B. das Leben Carstens's und die Aufsätze über die Kunst, in dessen römischen Studien, mit großem Interesse gelesen hatte. Spätere Briefe von K. an F. hat uns die edle Freundin Fernow's, die seelen- und sittenkundige Verfasserin der Gabriele, Frau Johanne Schopenhauer, in ihrem Leben Fernow's aufbewahrt. *)

Man sieht schon aus diesen Bruchstücken, welche Seelenverwandtschaft die beiden Männer an einander zog. Insbesondre drücken Kügelgens Briefe ganz den regen Eifer aus, mit welchem der bescheidne Mann in seiner Kunst zum Bessern strebte, ohne sich von der Ohnmacht oder dem Leichtsinne, womit er um sich her die Kunst treiben und behandeln sah, in seinem edlen Vorsatze irre machen zu lassen. Er erklärt sich verständig über die Grundsätze, nach welchen der Künstler, dem es wirklich mit seiner Kunst Ernst ist, sich den Weg seiner Fortbildung, unabhängig von dem Phrasenwitze sogenannter Aesthetiker, nach eigner Prüfung des Zieles und der Mittel, vorzeichnen soll.

Folgendes daraus Entlehnte gehört als ein werthvolles Blatt in die Darstellung von des Meisters Leben.

---

*) S. Karl Ludwig Fernow's Leben, herausgegeben von Johanna Schopenhauer. Mit 2 Kupf. Tübingen 1810. S. 355 fgg.

Fernow hatte in einem Briefe behauptet, die griechische Kunst müsse für alle Zeiten und Künstler ewig das erste und vornehmste Muster ihrer Bildung seyn. Dagegen bemerkte K., daß die besondre Bildung des Malers für sein Fach dort kein Muster fände, daß vielmehr Raphael ihr vornehmstes Muster sey. Der Geist, der in den alten Bildwerken herrsche, müsse in der Malerei durch mehr Ausdruck und Leben modificirt *) werden, denn die Malerei sey der Wirklichkeit und dem Leben näher, als die abstracten Idealbildungen der Sculptur. — „Da aber die Malerei," erwiderte Fernow, „dessen ungeachtet noch immer in der Sphäre des Ideals bleibe, so sey ihr das Studium der Antike zur Erlangung eines guten Styls unentbehrlich. Uebrigens gebe es in der Malerei, auch nach Raphael, noch eine Stufe der Vollkommenheit zu ersteigen von dem, der Genie und Geschmack genug besäße, um Idealität, Charakter, Ausdruck und Schönheit in dem vollkommnen Gleichgewichte zu vereinigen; denn Raphael habe zwar für Charakter, Ausdruck und Handlung, kurz, für das Dramatische wenig oder nichts, für Idealität und Schönheit aber, mit jenen verbunden, noch Manches zu wünschen übrig gelassen."

Im Wesentlichen stimmte Fernow mit K. überein. Er dachte sich bei seiner Behauptung: die griechische Kunst müsse ewig das erste Muster aller Kunstbildung seyn, — zuerst die Bildung für Idealität und Styl überhaupt,

*) Andre würden vielleicht dafür gesetzt haben: mehr individualisirt werden.

welche allen bildenden Künsten gemein ist, sodann die besondre Bildung des Bildhauers. Auch hatte Fernow in Carstens's Leben von der eigenthümlichen Bildung des Malers gesprochen und hier vorzüglich den Raphael als Muster erwähnt. Er erkannte, wie K., in Raphael einen Meister, der das Wesen und den Geist der Malerei am vollkommensten in seinen Werken ausgedrückt habe, und hielt ihn daher für den Einzigen unter allen neuern Malern, der den Künstler, welcher sich nach ihm bilden will, nie irre leiten, vielmehr ihn zu dem Höchsten, das Raphael selbst jedoch nur selten erreicht habe, hinführen könne, insofern sein Genie ihn einer solchen Stufe fähig mache.

Noch deutlicher erklärte sich Fernow über das Wesen der Malerei, wenn er an K. schreibt *): „Die Aufgabe für den Maler ist, immer seine Idealgestalten dem Charakter des Gegenstandes gemäß zu bilden und dieselben immer mit der Individualität ihres Charakters so lebendig zu durchdringen, daß sie, obgleich über alle Wirklichkeit erhaben, doch wirklich lebende Wesen zu seyn scheinen. Charakter, Physiognomie, Individualität, oder wie man es sonst nennen will, denn diese Ausdrücke bezeichnen dasselbe, sind unstreitig die Basis aller Wahrheit und alles Interesses für das Gefühl; aber sie sollen an einer Idealgestalt ausgedrückt seyn, welche den Grad von Idealität und Schönheit hat, der dem Gegenstande gemäß ist, den der Künstler behandelt."

*) A. a. O. S. 364.

Kügelgen und Fernow waren ganz darüber einig, daß leere Idealformen und Bildungen ohne Physiognomie und Charakter eben so wenig genügend seyen, als charakteristische Gestalten ohne Adel und Schönheit; und es gebe ein idealisches Princip, wodurch selbst Gegenstände der gemeinen Natur, bei aller sonstigen Wahrheit ihres Charakters und Ausdrucks, veredelt und idealisirt erscheinen könnten.

22. Der Meister bildet sich nach der Natur und nach Raphael.

Es war Kügelgen voller Ernst mit seiner Kunstbildung. Dies sieht man aus dem Briefwechsel mit seinem Freunde Fernow. Uebrigens war er dabei auf seine eigne Kraft beschränkt. Er entbehrte ja, wie so Viele, der Einwirkung einer allgemeinen Nationalbildung auf die Kunst. Doch gewann er eben dadurch an Eigenthümlichkeit, daß er, wie einst in Rom, so jetzt in Dresden, seinen eignen Weg ging. K. wählte sich zwei Vorbilder. Er schaute die Natur an mit dem Auge des Künstlers und mit der Phantasie des Dichters; er studirte die Werke Raphaels in dem Blicke des Genies, der ihm daraus entgegenleuchtete, und dieser Blick zeigte ihm den Himmel. Auf jenem Wege wurde Gerhard Bildnißmaler, auf diesem Idealist. Dort führten ihn die Liebe und die Freundschaft, hier der Glaube und die Begeisterung. Auf beiden Wegen suchte er dasselbe Ziel zu erreichen: das Ideal in der Natur. Darum copirte er nie mit sinnlicher Treue, sondern er dachte sich hinein in die Urform der Natur bei ihrer Men-

schenzeichnung und ahnete die Tiefe oder Höhe jedes Geistes, der Unsterbliches hervorbrachte. So erschien ihm das Antlitz des wirklichen Menschen idealisch, und Raphaels Geist in dessen Werken verkörpert. Aber eben darum, weil er selbst mit Geist und Gemüth das Innerste auffaßte und das Wahre in dem Wirklichen sah, war es ihm auch gegeben, sich zu der innern Anschauung der Urform zu erheben. Denn wenn ihr nicht das Wirkliche fasset und treffet, was ihr sehet, wie wollet ihr das Ideale fassen und treffen, das ihr nicht sehet? — Will also die Kunst Würdiges erschaffen, so müssen Geist und Natur sich wechselseitig durchdringen. Liegt aber das Hohe, das Reine, das Schöne nicht als Grundstoff in der Seele des Künstlers, so wird alle Nachahmung oder Steigerung des Schönen außer ihm, hinter dem Wahren zurückbleiben und nur die angeborne Ohnmacht der eignen Natur verrathen. *)

K. lebte daher künstlerisch vertraut mit und in der Natur, wie in seinem Elemente. Jedoch würde er ohne das Studium des großen Malers von Urbino, seines Seelenverwandten, nie der Charakteristiker in Natur- und Idealköpfen geworden seyn, der er geworden ist. Darum

---

*) Der Vf. hatte dies schon geschrieben, als ihm des geistreichen Keratry neuestes Werk: Sur le Beau dans les arts de l'imitation (Paris, 1822. 2 vol. 8.), bekannt wurde. Auch Keratry sucht das Wesen der Kunst ausschließlich auf in der Natur und in dem Gemüth; die Untersuchungen, welche er über das Idealschöne anstellt, verdienen wohl eine nähere Prüfung.

machen seine Nachbildungen der Werke Raphaels einen wichtigen Abschnitt in seinem Künstlerleben aus.

K. copirte im Sommer 1807 und 1808 den großen Raphael der Dresdner Galerie: die sixtinische Madonna, in der Größe des Originals. Die ewige Sehnsucht in seiner Brust nach Stille, Reinheit, Einfalt, Ruhe zog ihn zu diesem Bilde hin, in welchem Maria, wie sie Raphael sich gedacht oder im Traume erblickt hatte, seinem Urbilde ganz zu gleichen schien.

Das Unternehmen ist schwierig. Jenes Gemälde hat bei aller hellstrahlenden Herrlichkeit dennoch durch die Zeit sehr gelitten. Wie leicht thut da der Abbildner vom Eignen zu viel hinzu, oder wie leicht verliert er die Spur des Urbildes! Unser Künstler, der mit treuer Liebe an dem Bilde hing, das voll stillen Zaubers ihn je länger, je inniger an sich zog, fand, wie Kenner behaupten, den richtigen Weg. Ein solcher Beurtheiler überraschte ihn einst, fast am Ende seiner Arbeit. Als Gerhard im October 1808 im innern Heiligthume seines Kunsttempels, in der Dresdner Galerie, an seiner Staffelei vor Raphaels Madonna saß, trat hinter dem großen Bilde ganz unerwartet hervor sein nordischer Freund Morgenstern. K. sprang auf, rief seinen Namen, warf Pinsel und Palette hin und eilte in die Arme seines Freundes. Dieser hatte ähnliche, in ihrer Art auch sehr schätzbare Nachbildungen gesehen, eine in Löbichau für die verwittwete Herzogin von Curland, von Mons unter Grassi's Leitung ausgeführt *), und

*) Diese Abbildung befindet sich jetzt in Paris, im Besitze der Frau Herzogin von Dino.

eine andre im Cabinet der verewigten Königin von Preußen, Louise, von Bury's kräftiger Hand gemalt. Morgenstern gab der Copie von Kügelgen den Vorzug. „Es scheint," sagt dieser Kunstfreund, „Bury habe den unmittelbaren Eindruck des Originals in seinem gegenwärtigen Zustande wiedergeben wollen. Kügelgen dagegen nahm sich vor, das von der Zeit nicht wenig veränderte Werk gleichmäßig überzutragen aus einem Tone in den andern. Die schwere Aufgabe, die sich K. selber erwählte, war, auf seiner neuen Leinwand das Bild so hervorzurufen, wie er glaubte, daß es aus Raphaels beseelter Hand hervorgegangen seyn möchte." Morgenstern war überzeugt, daß K. hierin geleistet habe, was so leicht kein andrer Künstler unsrer Zeit ihm nachthun werde. Er nannte diese Copie „die reife, den Künstler überlebende, für sein eignes Streben wenigstens ihm unvergängliche Frucht manches trefflich angewandten Monats." *)

*) Siehe dessen Aufsatz: Raphaels Madonna in der Galerie zu Dresden, in den Dörptischen Beiträgen für Freunde der Philosophie, Literatur und Kunst. Herausgegeben von Karl Morgenstern. Jahrgang 1813, 2te Hälfte. Dorpat, 1814. S. 316 fgg. Damit vergleiche man Böttiger's kunstsinnige Bemerkungen über die von Schlesinger mit vielem Geist und Fleiß ausgeführte Copie der sixtinischen Madonna, im Artistischen Notizenblatte. Dresden, 1822. Nr. 1. Bekanntlich malte Raphael dieses Bild für das Kloster San Sisto zu Piacenza, wo er eine Verwandte hatte. Patronin des Klosters war die heilige Barbara; als Stifter wird der heilige Sixtus genannt. Beide mit der Madonna in Verbindung zu bringen, war dem Maler vorgeschrieben. Aus jenem Kloster hat August III, König von Polen und Kurfürst von Sachsen, das Bild, wie man sagt, für 17,000 Ducaten erkauft.

Noch vergleicht sie Morgenstern mit Seydelmann's schöner Copie der sixtinischen Madonna, in Sepia, von gleicher Größe wie das Original, die sich in der kaiserlichen Eremitage zu St. Petersburg, in der Galerie der Logen Raphaels befindet. Sie ist vortrefflich und hat einen unnennbaren Zauber; allein sie hat auch das unvermeidlich Eintönige des Monochromatischen, einen ernstern Charakter und ein verstärktes Dunkel.

K. selbst empfand während seiner Nachbildung des Raphaelischen Gedichts einen unaussprechlichen Genuß. Er gestand seinem Freunde Morgenstern, wie bestimmt und wie dauernd der Eindruck dieses Bildes auf sein ganzes Wesen gewirkt habe. Das Studium desselben hatte auch den Nutzen für ihn, daß er an ihm die Kunst lernte, jeden Theil dem Ganzen so unterzuordnen, daß die Nebensachen oder Beiwerke, welche K. in seinen eignen Bildern mit ungemeiner Präcision auszuführen sich bemühte, dem Eindrucke, den das Ganze machte, nicht nachtheilig wurden. So glücklich war in seinem großen Vorbilde alles sich Hervordrängende vermieden!

In einem Briefe an seinen Bruder, Dresden, den 7. Nov. 1808, drückte er sich darüber so aus: „Das Bild der Madonna nach dem großen Raphael habe ich für mich selbst gemalt. Es ist wohl dieses Meisters schönstes Werk und das Höchste, was je die bildende Kunst hervorgebracht hat. Daran soll sich nun meine Seele weiden und laben mein Leben lang, und die Strahlen dieses Lichts sollen meinen Genius zur Reife bringen. Ich halte dafür, daß dieses Werk von Raphael die ganze übrige Galerie auf-

wiegt, und bin ſo ſtolz, mir einzubilden, daß vor mir noch Keiner eine ſolche Copie dargeſtellt."

Der Meiſter hatte damals eine größere Wohnung in dem Hauſe des Banquiers, Herrn von der Breling, bezogen, „wo wir bequem," ſchrieb er ſeinem Bruder, „mit beiden Familien Raum genug hätten. Ach, was würde das für ein Leben ſeyn!" — Hier wurde nun das köſtliche Abbild der Madonna di S. Siſto in des Meiſters Wohnzimmer würdig aufgeſtellt und durch einen ſeidnen Vorhang geſchützt. Dieſe Madonna war gleichſam das Altarblatt ſeiner kleinen Hauscapelle, die Schutzheilige ſeiner ſtillen, gaſtfreundlichen Wohnung, in welche er willig Freunde und Freundinnen der Kunſt oft Wochen lang aufnahm. Gegenwärtig beſitzt das Bild der Fürſtbiſchof von Ermeland, Fürſt von Hohenzollern.

Auch ſeinem Freunde Fernow hatte K. gleich Anfangs Nachricht gegeben, daß er ſich mit dieſer Nachbildung beſchäftige; darauf antwortete ihm Fernow Folgendes *): „Daß ein Künſtler einmal ein großes, treffliches Meiſterwerk copirt, halte ich für ſehr nützlich; er ſtärkt ſich dadurch in ſeinem Streben und lernt wohl auch Manches im Praktiſchen, was er durch das bloße Betrachten nicht lernen wird. Künſtler, wie Raphael, Titian, Claude, Ruysdael und einige Andre ſind ein Spiegel höherer Natur, aus der die wirkliche verherrlicht und vervollkommnet zurückſtrahlt."

---

*) S. in Fernow's Leben, von Johanna Schopenhauer, deſſen Brief vom 11. Junius 1807.

Um in Raphaels Geist sich immer tiefer zu versenken, führte K. im Jahre 1809 eine sehr fleißige Copie von Raphaels Transfiguration im Kleinen aus. Das Original befand sich damals im Pariser Museum. K. legte dabei den Kupferstich von Dorigné zum Grunde, so wie die Nachbildung in Oel, welche Gareis, ein junger Hamburger Künstler, von jenem Bilde gemacht hatte, das K. aber auch aus eigner Anschauung kannte. Seine Nachbildung hat die Größe des Kupferstichs und ist wiederum von Andern copirt worden. Auch die Raphaelsche Madonna der Dresdner Galerie hat er, in halber Figur, nebst den Engeln auf demselben Bilde, für einen Kunstfreund gemalt. Eine dritte Copie, die er von der Madonna della Sedia verfertigte, gefiel so sehr, daß er sie zweimal wiederholte.

Ueberhaupt führte ihn das Studium idealer Formen für seine Charakterköpfe, die er damals mit großer Liebe entwarf, öfter auf die Galerie, und er wählte sich zu Zeiten Originalbilder, die ihn vorzüglich ansprachen, zum Copiren. So malte er im Jahre 1808 die beiden Christusköpfe nach Caracci und nach Guido. Ein drittes Bild war Rubens's schöne Gattin, Helena Formanns, auf der Dresdner Galerie. Dieses sehr gelungne Abbild ist durch einen jungen Menschen, dem er es zum Copiren mitgetheilt hatte, weggekommen. In den letzten Jahren copirte er auch Correggio's Magdalena. Außerdem beschäftigte ihn noch Dante's Kopf, nach dem Original in der Galerie zu München. Er versuchte denselben zu radiren. „Dieser Versuch zu radiren," schrieb er seinem

Freunde Morgenstern am 29. Oct. 1810, war mein erster und letzter. Wenn ich die Zeit daran wenden möchte, so glaube ich wohl die Gabe dazu in mir zu tragen. Doch es ist dessen zu viel, was zu Tage gefördert seyn will."

23. Kügelgen, der Bildnißmaler.

Die vier Porträts: Fernow, Oehlenschläger, Adam Müller und Seume.

Will man Kügelgen als Porträtmaler würdigen, und sein Verdienst als Charakteristiker im Bildnißmalen überhaupt bestimmen, so muß man etwas tiefer blicken in sein für die Freundschaft geschaffenes Herz. Nur die Liebe und die Freundschaft machten ihn zum Bildnißmaler. Denn bei seinem Bestreben, im historischen Fache etwas Tüchtiges zu leisten, konnte er zum Porträtiren weder Zeit noch Neigung haben; allein stets machte er gern eine Ausnahme bei seinen Freunden und bei merkwürdigen Menschen.

Schon sein früheres Leben zeigt unsern Meister in jedem Verhältnisse von Freunden umgeben. Er malte sie mit eigner Lust, besonders wenn sie es wünschten, und behielt dann oft eine Copie des Originals für sich.

Solche Porträts sind mit sichtbarer Liebe ausgeführt. Dabei haben sie den lebendigsten Ausdruck der Wahrheit; denn nur der Freund versteht den Freund. Gerhard blickte tief in die Seele der Geliebten; sein Herz empfand, sein Geist dachte, sein Gemüth lebte in und mit ihnen. Darum wußte er so treu und so ansprechend ihr Inneres durch

Formen und Farben zu dolmetschen; dadurch gelang es ihm, den sprechendsten Zug der Physiognomie des Geistes mit eben so feinem als richtigem Gefühl in die ähnliche Hülle, in den Blick und in das Colorit des Kopfs auf der Leinwand zu hauchen.

Diese Pasigraphie der Seele erkannte man schon früh in des Meisters ersten Porträts; auch als sie noch technisch weniger vollendet waren, zogen sie an und rührten durch die Wahrheit der Empfindung. Je reicher nun sein Herz und je gebildeter sein Geist wurde, um so mehr vervollkommnete sich durch Freundschaft und seelenvollen Umgang sein Talent als Bildnißmaler. Daher ist die Geschichte seiner Porträts die Geschichte seines Herzens und Geistes.

Es können nicht alle Bildnisse, die K. gemalt hat, am wenigsten seine Miniaturbilder genannt werden. Nur bei einigen wird man gern verweilen, um in dem Künstler auch hier den Menschen zu sehen, der in seinen Freunden lebte.

Seine Familie war die erste. Er malte sie für sich, und sich malte er für die Familie. Unter jenen sind die vorzüglicheren: das schon erwähnte Bildniß seiner Mutter, das er während seiner Anwesenheit in Rhens 1804 malte und das schon darum bemerkt werden muß, weil man darin den Charakter der trefflichen Frau erkennt, welche auf die Bildung der Zwillinge so glücklich einwirkte, und der Gerhard in seinen Gesichtszügen so ähnlich war; — ferner das Bildniß des Vaters, dessen Persönlichkeit der Verf. dieser Lebensgeschichte darin erblickte, noch ehe er über ihn gesprochen hatte; — vor allen aber das Bild-

niß seiner geliebten Helene und die von ihrer Familie, welche sich in Harm befinden; dann das Bildniß seiner Gemahlin, in spätern Jahren, gemalt 1811, das in einem Style ausgeführt ist, der an Leonardo erinnert, und die Gruppe der beiden Kinder: Wilhelm und Gerhard, gemalt im Jahre 1807.

Von des Künstlers eignen Bildnissen, die vielfältig copirt, aber noch nicht so geistig ähnlich, wie man es wünscht, in Kupfer gestochen worden sind, müssen folgende genannt werden: die Zwillinge, wie sie in Rom aussahen, zwei Miniaturgemälde; Gerhard zweimal, in Riga und im ersten Jahre in Sachsen; Karl, als junger Mann, in Oel; der Meister selbst zweimal in Oel; von dem früher, im Jahre 1807, gemalten Brustbilde ist, nach einer Zeichnung seines Sohnes Wilhelm und nach dem Originalgemälde, ein gelungenes Abbild in Steindruck zu Hamburg im J. 1820 erschienen; das spätere, im Jahre 1814 gemalt, stellt den Künstler in der Reisemütze, welche das Gesicht halb beschattet, und im Mantel dar. Nach diesem schönen Bilde und einer Zeichnung des Sohnes ist das Kupfer von Gottschick in Dresden 1822 zu dieser Biographie gestochen worden.

Unter den Bildnissen von seinen Freunden müssen wir die zuerst nennen, mit welchen K. gleichsam seine Dresdner Bildnißgalerie eröffnete, und die ihm als Seelenmaler Göthe's Achtung erwarben: die Porträts von Fernow, Oehlenschläger, Adam Müller und Seume. Er hatte sie im Winter 1806 und 1807 gemalt und nach Weimar an seinen Freund Fernow geschickt, der sich darüber

(Weimar, den 19. Febr. 1807) mit folgenden Worten äußerte: „Daß es gerade vier so verschiedne Individualitäten sind, gibt ihnen um so mehr Interesse und setzt den Kenner in den Stand, den Künstler um so richtiger zu schätzen, der jedes Individuum auf die ihm angemessene Weise zu nehmen und darzustellen weiß." Scherzend verglich man in Weimar den verschiednen Charakter dieser vier Porträts mit den Temperamenten, den Jahreszeiten und den philosophischen Secten. Da war denn Seume der Melancholiker, der Winter, der Stoiker; Fernow der Cholerikus, der Herbst, der Aristoteliker; Müller der Phlegmatiker, der Sommer, der Platoniker, und Oehlenschläger der Sanguiniker, der Frühling, der Epikuräer.

Göthe sah diese Bildnisse mit großem Wohlgefallen. Er erkannte darin die eigenthümliche Richtung des Kunsttalents des Meisters und wünschte, etwas von Kügelgens größern Arbeiten und Erfindungen zu sehen. „Wenn man vier solche Bilder" — war Göthe's Urtheil — „von Einem Maler sieht, so kann man überzeugt seyn, er hat über jeden Charakter reflectirt; er hat ihn nach seiner Ansicht genommen, und damit muß man zufrieden seyn und ihm die Ehre geben, daß er recht gethan hat, was er thun sollte." Fernow meldete dies dem Künstler. „Göthe," schreibt er ihm *), „ist ganz vorzüglich befriedigt und zufrieden, sowohl über die technische Vollendung, welche den viel geübten Künstler zeigt, als auch über das Charakte-

*) S. Fernows Leben, von J. Schopenhauer. S. 370.

ristische, was in jedem Bilde so glücklich aufgefaßt und als Einheit durchs Ganze gehend ausgedrückt ist. Vorzüglich gefällt ihm die Individualität des Colorits in jedem Kopfe, so wie die Bestimmtheit der Formen, die Kügelgen besonders in Fernow's Kopfe beobachtet hat." Als Kunstwerk hielten Viele Fernow's Kopf für das vorzüglichste Bildniß. K. hatte es gemalt, als Fernow am Ende des August 1806 nach Dresden gekommen war, um die dortigen Kunstwerke, besonders die Correggio's, zu sehen. Er wohnte damals bei seinem Freunde einige Wochen lang und besuchte mit ihm die Galerie.

„Unser lieber römischer Freund Fernow," schrieb Gerhard an seinen Bruder aus Dresden, den 16. Sept. 1806, „ist seit vierzehn Tagen bei mir und läßt Dich herzlich grüßen. Der schwarze Krauskopf ist grau geworden, übrigens aber noch derselbe wohlgelaunte, genügsame Mensch mit der heitern Lebensansicht. Es ist ein seltner Genuß, einen solchen Gast zu beherbergen. Ich weiß mir nichts Herrlicheres, als den Umgang mit einem vielseitig unterrichteten Manne von gesunder Urtheilskraft. Ich betrachte recht oft mit ihm die Kunstschätze der hiesigen Galerie. Wie doch jeder Genuß sich verstärkt, wenn ein Freund daran Antheil nimmt, und wie durch mannigfaltige Ansichten das Urtheil geschärft wird!"

Von später gemalten Bildnissen seiner Freunde und mehrerer ausgezeichneten Männer haben folgende den Beifall der Kunstfreunde erhalten: das Porträt des nunmehrigen Etatsraths und Professors D. Morgenstern in Dorpat, vom Jahre 1809. K. hatte diesen Gelehrten,

den er sehr liebte und mit dem er sich gern über Kunstsachen unterhielt, schon in Dorpat gekannt. Ueber das innige Verhältniß der beiden Freunde zu einander höre man Kügelgen selbst in seinen Briefen an Morgenstern, die am Schlusse dieses Abschnitts stehen.

Böttigers Porträt von Kügelgen, gemalt im J. 1815, ist das ähnlichste, geistvollste und zugleich gefälligste, das man von dem berühmten Alterthumskenner gesehen hat; wenigstens übertrifft es in letzter Hinsicht das von Graff.

Schuberts Bildniß zeigt sprechend den denkenden und gemüthvollen Mann, dessen Umgang zu Kügelgens Lebensfreuden in Dresden gehörte. Eben so ausgezeichnet durch lebendige Charakteristik und fleißige Vollendung sind die Bildnisse des K. Preuß. Obersten Rühl von Lilienstern, der mehrere Jahre in Dresden als der Führer des Prinzen Bernhard von Sachsen-Weimar lebte; des Musikdirectors Zelter in Berlin; des D. Volkmann, Senators in Leipzig; des Kunsthändlers Rittner in Dresden; des Legationraths D. Fr. Justin Bertuch in Weimar; des großen Mineralogen, des Bergraths Werner, und das Bildniß seines armen, geistvollen Freundes Leis aus Thüringen, der lange bei K. in Dresden, dann in Leipzig lebte, wo er starb.

Mehrere von diesen Porträts schmückten des Künstlers Arbeitzimmer, und Alle, die sie dort gesehen und die Personen gekannt haben, überzeugten sich von dem feinen Blicke des Meisters, mit welchem er die Momente des höhern Lebens, die schönen Augenblicke, in denen das

Treffliche in dem Menschen am kräftigsten ins äußere Daseyn tritt, verstand und hervorrief; man erkannte die geübte Kraft, mit der er jene Funken des Genius zu verkörpern, und die seltne Kunst der Darstellung, mit welcher er das Individuelle zu idealisiren wußte, bei der sprechendsten Wahrheit der Form und des Ausdrucks.

Was K. außerdem noch an Bildnissen gemalt hat; wie er in Weimar gleichsam seinen Triumph in diesem Zweige der Kunst erlebte, und welche ausgezeichnete Porträts er in den letzten Jahren seines Lebens, vorzüglich in Ballenstädt und Berlin, zu malen veranlaßt wurde: das soll die Erzählung seines spätern Lebens berichten. Hier kam es vorzüglich darauf an, zu zeigen, welche Freunde K. gefunden, und wie die Freundschaft auf seine Kunst eingewirkt habe. Mit welcher Gemüthlichkeit aber er sich selbst in seinem bald ernsten, bald fröhlichen Humor seinen Freunden gezeigt hat, das sagen am lebendigsten seine Briefe. Nur wenige davon sind zur öffentlichen Bekanntmachung mitgetheilt worden; doch selbst in diesen Bruchstücken wird man das Herz erkennen, welches, ach! so früh für Liebe und Freundschaft zu schlagen aufhören sollte!

An Morgenstern. Dresden, den 2. April 1810.

„Erst vor wenigen Wochen habe ich durch Herrn Schnorr erfahren, daß Du wirklich noch lebst und in Eilmärschen nach Dorpat zurückgekehrt seyst. Du böser Mensch! warum konntest Du nicht mit drei Worten Zeichen des Lebens von Dir geben, uns, die wir mit so viel Liebe an Dir Theil nehmen. Dein Briefchen aus der Schweiz, durch welches Du mir die Pariser Pinsel schick-

test, wofür ich Dir herzlich danke, hat uns, seiner Kürze ungeachtet, schon so viel' Freude gemacht, und ich hätte Dir gern sogleich eine Antwort und Nachricht von unser Aller Befinden gegeben, hätte ich gewußt — unstät und flüchtig wie Du bist — wo ich Dich treffen sollte. Daß ich bei dieser Mißhandlung Dir dennoch immer gleich gut bin, ist mir selber unerklärlich. Wenn ich aber nun mit umgehender Post nicht Nachricht von Dir habe auf folgende Fragen, dann ist es mit uns aus, sage rein aus."

„Erstlich: wie steht es mit Deinem Befinden? Hat Dich Dein in der Welt Herumstreichen noch nicht curirt vom Krimskrams der Imagination, so bleibt kein Rath, als: daß Du auf der Stelle heirathest, gleichviel, die Käthe oder Liesel, denn voraus wird doch kein Gott Dir sagen, wie es glückt, und wenn Du es thust, im Vertrauen auf Gott, daß es glücken möge, — dann wird es gut seyn, und Du wirst im wahren Wohl und Weh des Menschseyns für Dich und Andre ein noch trefflicherer Kerl werden, als Du schon bist."

„Zweitens: Wie hat man von höherer Behörde Dein langes Ausbleiben aufgenommen? — Drittens u. s. w. Dein Porträt befindet sich gegenwärtig bei der *, ich glaube, sie macht sich eine Copie davon. Ich wollt', ich hätt' es schon wieder, denn ungern entbehre ich es. Zu Ostern erscheint Fernow's Leben von Johanna Schopenhauer, ein Werkchen, wofür Göthe sich sehr interessirt und es ungemein gut gefunden haben soll. — — — Lebe wohl, mein lieber, lieber Freund! Meine Frau

und Kinder, die sich leiblich wohl befinden, grüßen Dich; aber mit ganzer Seele drückt Dich an sein Herz Dein unveränderter Freund Kügelgen."

An denselben. Dresden, den 5. Mai 1810.

(Nach drei Quartseiten artistischen Inhalts *): „Von mir selbst schreibe ich Dir nicht eher etwas, bis Du mir von Dir erzählt hast. Daß dies bis nun noch nicht geschehen ist, darüber enthebe Dich der Entschuldigungen. Ich weiß, daß, um von sich zu schreiben, man, außer Berührungen mit Andern, sich selbst nur fühlen muß, und wer etwas thut und treibt in der Welt, kömmt selten dazu. Am liebsten hörte ich, wenn Du sagen könntest: mir ist so wohl von innen und außen, daß ich mich auf dem Absatze herumdrehen möchte, daß es schnurrt. Wenn dieses von mir Dir als etwas erscheint, so nimm es für empfangen an. Ich suche stets das zu thun, was mir im Augenblicke das Wahre und Rechte scheint, und lasse den Teufel brummen. Auf diese Weise erhalte ich mich auch beim schlechten Rubel-Curs und allen andern Teufeleien noch bei guter Laune. Daß ich mit meiner Frau oft von Dir spreche, daß wir Dich von ganzer Seele lieben — ist's nöthig, daß ich Dir's noch sage? Von Herzen sey wie ein Bruder von uns beiden gegrüßt! Daß es Dir dennoch gelungen ist, in Florenz, Rom und Neapel gewesen zu seyn, sehe ich als Zauberei an. Gott lasse es Dir frommen! Du hast nun das Schöne gesehen, verwandle es dort in's Gute. Grüße Parrot mit den Sei-

*) Diese befanden sich nicht bei der erhaltnen Abschrift.

nen, Krause und Senff, von welchem letztern ich etwas über den Erfolg der ihm aufgetragnen Geschäfte zu erfahren wünschte, gelegentlich. Von Herzen umarmt Dich, Du schöne Menschenseele, Dein treuer Freund

Kügelgen."

An denselben. Dresden, den 29. Oct. 1810.

— — „Deine Klage, Deine Sehnsucht nach einem Glücke, wie ich es genieße, hat in Deinem Briefe mich tief gerührt. Wem würde ich dies Glück mehr gönnen, und wer wäre dessen würdiger, als Du, liebes Bruderherz? Traurig ist es mir, zu sehen, wie die Natur Dich so reichlich ausgestattet hat, und wie das neidische Schicksal es verhinderte, daß das Bessere Deiner Seele wirksam werde. Du in all Deinem Reichthum so arm, der Du allein dahin wandelst einsame Tage durchs Leben! Doch gebe ich noch nicht die Hoffnung für Dich auf und ermahne Dich zu suchen am einsamen Stege ein bescheidnes Veilchen. Daß Du indessen nicht wirst unthätig seyn, so manchen Stoff zu verarbeiten, den Du auf Deiner Reise gesammelt — dafür bürgt mir Deine lebendige Seele. Doch bitte ich Dich, verpuffe Deine Ideen nicht in nüchternen Journalen und Morgenblättern, sondern gestalte sie lieber in einem Werke, das auch für die Nachwelt lebt. Sehr oft gedenken wir Deiner, mein Freund, und Dein Schicksal interessirt uns mehr, als Du vielleicht glaubst. Dein Bild hängt in meinem Zimmer unmittelbar neben meinem Arbeitsstuhl und sieht mich ernst und freundlich mit Bedeutung an. Die Zeit, in der Du hier warst, ist dadurch fest gehalten, und eine bessere hat sich aus dieser

noch nicht entwickelt. Verwunderliche Dinge gehen vor, und noch verwunderlichere ſcheinen unſer zu warten, aber keine erfreuliche. Das gegenwärtige Geſchlecht geht unter, um einem künftigen ein froheres Daſeyn zu gewähren. Weh uns, die wir zu früh oder zu ſpät geboren ſind! — Daß ich bei allen ſolchen Rückblicken noch friedlich im Hauſe der Meinen meine Kunſt möge ausüben können, iſt mein einziger Wunſch. Erhalte Gott uns frohen Muth und geſundes Blut!"

„Ich habe dieſen Sommer mit meiner Familie auf dem Lande zugebracht und Seele und Leib dadurch geſtärkt. Beſonders wohl hat meiner guten Lilla dieſer Aufenthalt gethan, welche den vorigen Winter und das Frühjahr viel an Ihrer Geſundheit gelitten hat. Wie geht es denn mit Deiner Geſundheit? was macht unſer tapfrer Parrot, was Krauſe, der Unermüdliche? O könnt' ich bei Euch ſeyn, Ihr Lieben, oder Ihr bei mir!"

„Von meinem Bruder habe ich ſeit Frühjahr keine Nachricht und bin deswegen nicht ohne Sorgen. Sehr lange haben wir auch nichts von S. vernommen. Grüße Alle, die Theil an mir nehmen. Lebe wohl, Du treue Bruderſeele, und gieb recht bald wieder Nachricht von Dir Deinem ewig getreuen Freunde Gerhard Kügelgen."

24. Gerhard von Kügelgen, der idealiſche Geſchichtmaler.

Unſer Meiſter hatte die Seele, den Charakter und das Gemüth des Menſchen zur großen Aufgabe ſeiner Dar-

stellung gewählt. Er ging daher in seinen Studien einen doppelten Weg: bald erhob er sich aus der Sphäre der reinen Natur zur Höhe des Ideals, bald suchte er das Idealgedachte als Urbild in der Natur zu verwirklichen. Jenen Zweck setzte er sich vor bei der Abbildung merkwürdiger und geistvoller Individuen; diesen in der Darstellung von Charakterköpfen, in denen er die höchsten Ideen und Kräfte der Menschheit oder die Urform des Heiligen und Göttlichen selbst ausdrücken wollte. Dies führte ihn auf die künstlerische Beschauung des Erhabensten in und außer dem Menschen, auf das Religiöse, hin, und er bemühte sich, seine Ansichten von dem Göttlichen zugleich für die Begriffs- und für die Gemüthswelt bildlich zu verwirklichen. Daher wählte er seine Darstellungsmittel sowohl aus dem Gebiete der Allegorie und der Mythe, als aus dem der Erfahrung. In letzterem aber suchte er die großen Momente der äußern Erfahrung oder des geschichtlichen Lebens mit den bedeutungsvollsten Erscheinungen des innern oder des Seelenlebens zu verbinden. Ueber dies Alles unterhielt er sich oft mit seinen Freunden, und er bewährte dann durch seine Leistungen Lessings bekannten Ausspruch: Der denkende Künstler ist noch eins so viel werth.

K. hatte daher wohl bedacht, nicht nur, was Fernow in seinem Leben Karstens's über die pseudokatholische Tendenz gewisser Künstler bemerkt, sondern er wußte auch, daß die symbolische Andeutung allgemeiner religiöser und philosophischer Begriffe in historischen Gemälden der Lebenswärme des Schönen nachtheilig sey, so wie ihm auf

der andern Seite das Unklare in den Duftgebilden des Mysticismus nicht entgangen war. Mehrere Briefe an Fernow im J. 1808 enthielten seine Ansichten über die Darstellbarkeit dessen, was seinem Wesen nach unergründlich, verborgen und geheimnißvoll in den dunkeln Tiefen des menschlichen Gemüths ruht *). Er und Fernow waren darin einverstanden, daß es eine Symbolik des Heiligen für die Kunst auch in der Malerei gebe; sie dachten aber verschieden über das Wesen, den Inhalt und den Umfang dieser Gattung der idealischen Darstellung. Fernow war nämlich in der Kunst für das Plastische und Charakteristische, und daher allem Mysticismus durchaus abhold. Er selbst mochte von den „im mystischen Wahnsinne Befangenen", wie er sich ausdrückte, eher für einen Heiden, als für einen „faden, albernen Neuchristen" genommen seyn. „Zu was," schrieb er an K. (Weimar, den 19. Aug. 1808), „können diese kindischen Spielereien mit der Madonna, mit Karfunkeln und Blumen und Sternen führen?" — Die neueren Künstler, glaubte Fernow,

*) Leider haben sich K's Briefe an Fernow über diesen Gegenstand nicht aufgefunden. Wir verweisen daher auf das, was Frau Johanna Schopenhauer in ihrem schon erwähnten Leben Fernow's, S. 415, in Beziehung auf Kügelgen uns aufbewahrt hat. — Die verschiedenen Ansichten von der Sache selbst sind trefflich entwickelt und geprüft in Göthe's mit dem Monogramm der Weimarschen Kunstfreunde bezeichneten Schrift: Neudeutsche religiös-patriotische Kunst; ferner in (Passavant's) Ansichten über die bildenden Künste in Toscana (Heidelberg, 1820) und in Speth's geistreicher Schrift: Die Kunst in Italien (2 Th. München 1819. 1821).

würden aus dem Mythus der Madonna nichts Besseres mehr herausbringen, als die alten Maler bereits gethan. „Wenn Du diesen Herbst herkommst," schrieb er an K., „soll die Madonna der Gegenstand unsrer Unterhaltung seyn. Eben so auch, was die Schönheit des Gefühls anbetrifft, durch welche der christliche Mythus den griechischen übertreffen soll. Ich kann diesem nur unter großen Einschränkungen beistimmen, welche am Ende den Vorzug wohl gar aufwiegen möchten."

Unser Meister theilte nicht diese etwas einseitige Ansicht seines Freundes; ja er entfernte sich in den letzten Jahren seines Lebens ganz von derselben. Doch bewahrte ihn jenes schroffe Urtheil vielleicht vor der entgegengesetzten Verirrung. Er wollte nämlich eben so wenig die Kunst in Religion umwandeln, als die heilige Symbolik und das mystische Element des Idealen aus dem Gebiete der Kunst ganz ausschließen. Sein Streben ging vielmehr dahin, den heiligen Kunststyl auf Ideen und auf psychologische Wahrheit zu basiren. Dies, fühlte er selbst, konnte jedoch nur dann gelingen, wenn der Künstler in seinem Innern eben so sehr durchdrungen ist von der Wahrheit der Begriffe, wie von der Innigkeit der Empfindungen, die er darstellen will. Er suchte also mit redlichem Bemühen seinen Glauben und sein religiöses Gefühl sich immer deutlicher zu machen und wiederum seine Ueberzeugung in Gefühl zu verwandeln; damit wollte er zugleich die höhere Natur, wie er sie in sich selbst erkannte und entwickelte, als das Wesen der Kunst seinen Werken einhauchen. Daß er dabei die Werke des alten Malers Fiesole, der so

glücklich das tiefe Mysterium der Vergeistigung des Irdischen im Heiligen durch seine Kunst anzudeuten wußte, vor Augen gehabt habe, ist nicht wahrscheinlich. Unser Meister trug das Richtmaaß seiner Kunst in sich selbst, und mit einem frommen, reinen Herzen suchte er es zu befolgen.

Es war natürlich, daß in mehrern seiner Kunstschöpfungen dieses Streben sich ihm und Andern nicht als gelungen zeigte; bald trat zu absichtlich die Begriffswelt hervor in frostiger Allegorie, bald zu unbestimmt die Gemüthswelt im Dunkel des Mysticismus. Ihm selbst war freilich Alles deutlich und Alles bedeutend; allein er fühlte es dennoch, wann die Darstellung hinter seinem Ideale zurückblieb; daher bildete er denselben Gegenstand öfter in verschiedener Charakteristik, und eben dadurch schuf er so viel Vortreffliches, das, je länger man es betrachtet, nur um desto tiefer das Gemüth ergreift; denn in diesen Bildern lebt die Macht der Idee. Jene frühern Werke aber sind mehr kunstphilosophische Versuche, als künstlerisch gedachte Compositionen zu nennen; gleichwohl hatten sie großen Werth für seine Erforschung und Beurtheilung des Eigenthümlichen der beseelten und lebendigen Erfindung in dem Gebiete der Malerei. K. erkannte nämlich nach und nach den Weg und die Mittel, wie der Maler das innere Leben in seinen mannigfaltigen Erscheinungen verkörpern und wie er dann dieses Körperliche wieder vergeistigen solle; er erkannte, wie die Verschiedenheit der Individualität der Formen bedingt werde bald durch sanftere Gefühle, bald durch Charakterstrenge, bald durch die Macht feindseliger

Begierden oder durch die Gewalt entgegenſtrebender Leidenſchaften; und er ahnete endlich das Geheimniß der Vollendung, in welcher die Idee eines Bildes das Gemüth durch charakteriſtiſche Wahrheit anzieht und zugleich den Blick durch die Harmonie des Schönen bezaubert.

So viel im Allgemeinen über den geiſtigen Gehalt der Kügelgenſchen Werke. Welchen Körper aber die Technik des Meiſters ihnen gegeben hat, und was ſie in dieſer Hinſicht gelten, darüber wird natürlich das Urtheil bei den einzelnen Bildern verſchieden ausfallen. Anerkannt iſt es, daß K. die Bedingungen einer wohlgefälligen Erſcheinung des Bildes eben ſo feinſinnig als kunſtfertig zu erfüllen ſich beſtrebte, und ſehr oft gelang es ihm, ohne Zwang der Stellung und des Ausdrucks, das Geſetz der Harmonie in Formen und Farben zu befolgen. Indeß trifft allerdings einige ſeiner Werke der Tadel, daß er ſeine Farben zu ſehr geſteigert habe, was man bunt nannte. Vielleicht erſchien ſeinem Auge der Farbenton darin minder gebrochen, als manchem Andern. Dagegen drängt ſich in ſeinen beſſeren Bildern keine Farbe abſichtlich hervor, indem er ſtets die eine nur durch die andre zu heben ſuchte, wodurch zuletzt alle nothwendig zur Einheit ſich verbanden. Ueberhaupt betrieb er das Techniſche mit gründlichem Fleiße, ohne ſeine Hand an jene gedankenloſe Fertigkeit zu gewöhnen, aus welcher die Manier entſteht. Nur in einigen ſeiner Gemälde ſchien das Violette im Nackten etwas an Manier zu ſtreifen. Vielleicht trifft ihn auch der von Andern ausgeſprochene Tadel, — wenn dies anders ein Tadel iſt, — daß er das Großartige der Tokkirung, wo-

durch die Alten eine solche Wirkung hervorbrachten, weniger verstanden, und statt, wie Titian und van Dyk, die Fleischpartien förmlich mit dem Pinsel zu modelliren, mit Oelfarben mehr getuscht und mit kleinen Pinseln in kleinen magern Strichen das Körperliche darzustellen versucht habe. Einem Miniatur- und Bildnißmaler kann dies freilich leicht begegnen. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß die neuern Künstler gerade darin den ältern Meistern, wie Perugino und Leonardo, selbst Raphael in seiner frühern Zeit, den Vorzug vor den spätern Meistern, z. B. den Caracci's, zuerkannten, daß jene nicht tokkirten.

Die höchste Idee seines Künstlerstrebens war Christus. Sie beschäftigte ihn fortwährend die letzten achtzehn Jahre seines Lebens. Um ihr immer näher zu kommen, versuchte er sich an allen Gegenständen, die nur in irgend einer Beziehung damit gedacht werden konnten. Er hoffte durch die Vergleichung des Hohen und Mächtigen in großen Menschen, wie durch die Ergründung des Ausdrucks der Liebe, der Andacht und des Ernstes in edlen und zarten menschlichen Naturen die einzige Individualität eines Christus zu erfinden. Darum schuf er sich die idealen Charakterköpfe des Moses und des Muhammed, jeden gedacht in dem Geiste der von ihm gestifteten Religion und Gesetzgebung, so wie die verklärten Züge der Maria, des Johannes des Täufers und des Evangelisten.

Seinen Christus und Moses, die er im Sommer 1807 in Oel gemalt hatte, und die auch unter den in Dresden damals öffentlich ausgestellten Kunstwerken vielen Beifall fanden, schickte er auf Fernow's Bitte nach Weimar

und übergab sie der Frau Schopenhauer. Diese Kennerin der Kunst hat Fernow's Urtheil über beide Köpfe bekannt gemacht.*) „Der Christus von Kügelgen," sagt Fernow, „drückt seinen Charakter sehr gut aus, und die Ausführung ist auch von der Art, daß der Künstler Ehre und der Kenner Freude davon hat." Doch gab Fernow dem Repräsentanten des neuen Testaments den Vorzug vor dem des alten. Er glaubte nämlich, daß Moses mehr durch eine gewisse rohe (?) Kraft, als durch Würde imponiren müsse; denn um sein verwildertes Volk in Ordnung zu halten, habe die Natur eine furchtbare, eiserne Härte und Gewalt in seinen Charakter gelegt; auch hätte, nach seiner Ansicht, Kügelgen ihn etwas älter halten sollen. Dessen ungeachtet fand er, daß der Kopf eine gewisse imponirende Größe habe und in der Ausführung trefflich sey. Es scheint, K. hat bei seinem Entwurfe den Moses des Michel Angelo, von dem sich in der Mengs'schen Gypssammlung in Dresden ein Abguß befindet, als Vorbild verglichen, ohne ihn nachzuahmen.

In K's Muhammed, wovon jedoch Fernow nur die Skizze sah, erschien ihm die Anlage sehr glücklich. Fanatismus und Despotismus, feurige Kühnheit und Schlauheit sprechen aus der Physiognomie und Haltung des Kopfs, aus Blick und Geberde.

Die drei Brustbilder des Christus, Moses und Muhammed wiederholte der Künstler im Jahre 1809 in einer

*) In ihrer schon erwähnten Schrift: Fernow's Leben. S. dessen Brief vom 22. Nov. 1807.

andern Darstellung, ebenfalls in Lebensgröße. Hier war der Moses älter gehalten, die Farbe seines Bartes weiß. Dieser Kopf fand den allgemeinsten Beifall, und er ist wohl der schönste, den die Malerei vom Moses je dargestellt hat. Zwei andre Brustbilder in colossalen Verhältnissen, doch kleiner, als der herrliche Junokopf im Palaste Ludovisi ist, wovon sich auch ein Abguß in der Mengsschen Gypssammlung zu Dresden befindet, malte Gerhard im Jahre 1808, eine Sibylle und einen Johannes. Er wollte das Erhabene der Propheten-Natur, nach der Schicksalsidee des Alterthums und nach dem Princip der Liebe des Christenthums, in diesen beiden Gegenstücken darstellen. Beide Bilder, vorzüglich die Sibylle, ein schöner Kopf, gleich dem einer veredelt gedachten Cassandra, voll Gluth des apollinischen Feuers in der ernsten Begeisterung einer Priesterin des Schicksals, aber ohne Klarheit und Milde, die den Johannes als den Zögling des göttlichen Lehrers charakterisiren, gefielen sehr, auch wegen ihres schönen Colorits, und wurden mehrmals copirt. Kenner hielten eine solche Copie der Kügelgen'schen Sibylle für ein Werk nach Dominichino, so grandios und ernst war dieser Charakter aufgefaßt. Noch Andre, die gegen Kügelgens Kunststyl eingenommen waren, mußten seiner Sibylle wenigstens Gerechtigkeit widerfahren lassen. Schade, daß dieser Kopf in dem Kupferstiche verkleinert und ganz entstellt ist!

Außerdem übte sich K. fortwährend in der Ausführung kleiner Bilder in Oel, wie die Madonna mit dem Jesuskinde, fünf Zoll hoch, vom J. 1808, und späterhin

verschiedentlich wiederholt, beweist. Er erlangte dadurch eine Fertigkeit in der zartesten Behandlung der Oelfarben, so daß seine Bilder in der Nähe, wie in der Ferne, allen Zauber des reinsten Farbenschmelzes hatten.

25. Der Meister will nach Rom ziehen. Warum er in Dresden bleibt, und wie er sich in die Zeit schickt. — Mechau.

Kügelgen fühlte wohl, daß sein Leben in dem von Kriegsgetümmel erfüllten Deutschland der still religiösen und künstlerischen Beschauung der innern Welt der Ideen nicht günstig sey; er sehnte sich daher nach Rom.

„Mit unsrem Zusammenleben," schrieb er seinem Bruder am 17. August 1807, „wird es sobald nichts werden. Nach reifer Ueberlegung bin ich gesonnen, mit Frau und Kindern auf einige Jahre nach Rom zu ziehen. Auch hoffe ich, daß das wärmere Klima der Gesundheit meiner guten Lilla sehr wohl thun werde. Mein Genius würde dort seine Flügel freier regen können, als hier in Deutschland, wo nun durch die Unterjochung Alles gelähmt ist. Das Kleine ist noch kleiner, das Enge noch enger, das Erbärmliche noch erbärmlicher geworden."

Sein Bruder widerrieth ihm die Reise. Darauf antwortete Gerhard, am 26. Dec. 1807, und erklärte sich zugleich über seine Ansicht von der Art, wie der Mensch sich bei seinen Entschlüssen bestimmen lassen soll. Auch hier erkennt man sein Streben nach Klarheit, und wie

wenig er dunkeln Gefühlen sich hinzugeben gewohnt war. Vor Allem aber leuchtet daraus hervor seine fromme Begeisterung für alles Gute, Schöne und Edle in der Zeit, die er durchlebte und die er kommen sah. Dabei verlor er nie seinen Standpunct aus den Augen; Alles aber in ihm trug mit mächtiger Kraft sein Vertrauen zu Gott.

„Du mißräthst mir die Reise nach Rom. Deine Gründe sind klar und gut, aber ich könnte Dir eben so viele Gegengründe hersagen, auch klar und gut, ohne daß Einer dem Andern etwas bewiesen hätte. Es wird mir immer einleuchtender, daß der Mensch seine Handlungen nicht nach einer Menge bündiger Gründe abwiegt, sondern daß eine gewisse Stimme aus seinem Innern ihm zuruft, was er zu thun und was er zu lassen habe. Hat er den Entschluß gefaßt, so finden sich immer Gründe in Menge. Diese innere Stimme zu erforschen und sie von Leidenschaftlichkeit zu trennen, halte ich für Lebensweisheit. Doch eine Maßregel, welche das Gefühl oder die innere Stimme als unser Bestes anklingt, einem entgegenstrebenden Schicksale zum Trotz in Ausführung zu bringen, wäre Thorheit. Das Leben ist ein ewiger Kampf, wo man bald duldend, bald handelnd, aber immer im Streite gerüstet bleibt, und wo man, so wie die Umstände sich verändern, stets andre Maßregeln in Bereitschaft haben muß, wie beim Schachspiel, wo ein unerwarteter Zug des Gegners mich jedesmal nöthigt, meinen Plan zu ändern."

„So wäre es bei der gegenwärtigen politischen Lage nicht klug, in Rom meine Hütte aufzuschlagen; die Ursachen sind die u. s. w."

„Was ich alſo in der Folge thun werde, laſſe ich dahin geſtellt ſeyn. Vor der Hand fühle ich mich hier ſehr behaglich. Denn je mehr ich mich mit den Schwächen und Gebrechen meiner Landsleute bekannt mache, je mehr lerne ich auch ihre guten Eigenſchaften kennen. Es mag vielleicht die angeborne Anhänglichkeit an das Vaterländiſche ſeyn, weswegen ich manche Eigenſchaft ſo hoch ſetze, daß ich ſie vergebens bei einer andern Nation ſuchen würde. Ganz beſonders würde ich die ſich allenthalben regende Gährung im Fache der Kunſt und Literatur, in welcher man deutlich eine Uebergangsperiode zu einer gänzlich neuen Geſtaltung wahrnimmt, anderswo ungern vermiſſen. Wer fühlt nicht ſeine Seele gehoben bei dem Gedanken, ſelbſtthätig mitwirken und eingreifen zu können! Bis jetzt war ich blos ruhiger Beobachter und habe gar Manches gelernt, was alles zu unterlaſſen ſey. Ach Bruder, wie ſchmerzhaft ſehne ich mich nach Dir, um über alles dies mit Dir mich zu beſprechen! Ich ahne einen neuen herrlichen Tag für Wiſſenſchaft und Kunſt und glaube manchmal ſchon die Morgenröthe zu erblicken. Meine Seele möchte dann jauchzen vor Wonne, daß mitten unter dem Druck, in welchem das Vaterland ſchmachtet, ein neues Leben mächtig keimt. So muß das Pflugſchaar und der Pferdehuf den Acker durchwühlen, damit die neue Saat gedeihen könne! Ich wünſche recht mit Sehnſucht, Dich auch mit dieſer frohen Anſicht befruchten zu können, aber wenn ich Dir auch ganze Bücher voll ſchriebe — man muß ſelbſt ſehen, wie der Geiſt ſich mächtig regt zu neuem Leben. Jeder Zerſtörung entkeimt ein neues Leben. Der Menſch

vermag nicht den Plan des Schöpfers zu durchschauen, der das Menschengeschlecht zwar steigend und fallend, duldend und kämpfend, aber immer weiter zu höherer Veredlung führt."

„Dein Vorschlag, wieder in Petersburg mein Wesen zu treiben und mit den Schwesterfrauen eine Familie zu machen, um bei Hervorbringung unsrer Bilder uns wechselsweise zu berathen und uns so recht kindisch zu freuen, Einer über des Andern Machwerk, und Jeder über sein eignes, und über unsre Frauen und über die liebe Nachkommenschaft, wo es jedem Kinde vorkommen müßte, als ob es zwei Mütter und zwei Väter habe — ach, was für eine reizende Aussicht! Geduld, armes Herz, vor der Hand geht es nicht. Die Gesundheitsumstände meiner armen Lilla würden bei dem nachtheiligen Wechsel des Klima schlecht gefördert werden. Wie gern möchten wir uns freuen über Dein Glück, was sich in jeder Zeile Deiner Briefe so lebendig ausspricht. Erhalte Dir nur für immer diesen angebornen muntern Humor, der uns in Deinen Briefen so sehr erfreut, obschon weder bei Lilla noch bei mir in diesem Fache etwas geleistet wird, ohne daß wir darum Kopfhänger sind. Was von diesem frohen Jungenkatzen-Lebensgefühl sich auch in uns regt, wird von dem Anblicke so mannigfaltiger Noth Andrer um uns her in Schranken gehalten. Hierzu kommt noch die Kränklichkeit meiner Frau, und mancherlei Sorge, durch die Beschränktheit in meinen Geldverhältnissen hervorgebracht, welche durch den immer schlechter werdenden Curs nur gar zu sehr die prosaische Seite des Lebens in den Vordergrund treten läßt. Unsre

Kinder aber scheinen unverwüstlich frohe Naturen zu haben. Oft sind wir in Himmelsseligkeit versunken im Anschauen ihrer Freuden, und finden keine Worte für unser Dankgefühl."

Dresden, den 8. März 1808.

„Bei so bewandten Umständen habe ich gesucht, mich auch hier in Verdienst zu setzen, und habe, freilich zu sehr billigen Preisen, viele meiner historischen Arbeiten verkauft, auch schon mehrere Porträts gemalt, die freilich nicht so bezahlt werden, wie in Petersburg. Du siehst hieraus, daß die Kunst auch hier zu Lande ihren Mann zu nähren vermag."

„Was ich Dir über die neue Entwickelung von Kunst und Wissenschaft gesagt habe, ist eine frohe Ahnung meiner Seele, deren Realisirung vielleicht noch über ein Jahrhundert von unsrer gegenwärtigen Zeit getrennt ist. Für die nächste Zeit neigt sich Alles zum Drunter- und Drübergehen. Genug davon. In einem Briefe läßt sich über dergleichen keine klare Ansicht aufstellen. Wissenschaft und Kunst stehen leider in zu enger Verbindung mit den Verfassungen der Staaten und ihrer politischen Existenz, und Du hast Recht, wenn Du es unschicklich findest, in einem Briefe über dergleichen sich auszusprechen. Auch können wir gar füglich alles dieses übersehen. Des Künstlers Sache ist, das Schöne und Wahre, wie er es erkannt, in gefälliger und bleibender Form darzustellen, unbekümmert, ob es nütze oder nicht. Wir kurzsichtigen Menschen können ja doch den Wirrwarr nicht begreifen, in welchem wir Gesetz und Weltordnung ahnen, und so mag denn

Jeder leisten, was er vermag, und zusehen, so lange es währt."

„Daß Du Dich im Innern von Rußland nach einem sichern Zufluchtsort umsehen willst, finde ich gut; denn es scheint mir auch so, daß die Dinge, wie sie gegenwärtig bei Euch stehen, nicht so bleiben können. Die Vortheile, welche Dein Freund S. Dir anbietet, sind gar zu ansehnlich. Freilich blutet mir das Herz, wenn ich bedenke, daß wir dadurch wieder um so viel weiter aus einander kommen. Aber noch sind wir jung und rüstig, etwas zu unternehmen, und in freudiger Thätigkeit wird es uns leichter, noch eine Weile der Sehnsucht zu widerstreben, wiederum vereint des schönen Lebens uns zu erfreuen. Ich bin überzeugt, daß der größte Ueberfluß Dich nicht vermögen werde, für immer an den Ufern der Wolga zu wohnen, so weit entfernt vom gebildeten Europa. Ach, wie wahr ist's, daß der Mensch nicht vom Brod allein lebt! Wir wissen, was wir leben nennen."

„Ich habe dem Kaufmann Klein in Riga vorgeschlagen, daß er bei seinem Vermögen wohl das Vergnügen genießen möge, ein Gemäldecabinet zu besitzen, und ihm meine Dienste angeboten, ihm dazu zu verhelfen, da man hier in Dresden um sehr billige Preise Bilder kaufen kann. Er hat mir geantwortet, daß er 1000 Ducaten daran wenden will, wofür ich denn kaufen werde, wovon ich glaube, daß es ihm gefallen könne. Meine Vollmacht ist unbeschränkt, indem er sagt: alles, was Sie thun werden, werde ich, als wohl gethan, dankbar erkennen."

„Meine Frau wurde bald nach ihrer schweren Entbindung von Adelheid sehr ernsthaft krank, ist aber nun so ziemlich wieder hergestellt. Du kannst Dir vorstellen, was ich litt, wenn ich meine geliebte Lilla in so heftigen Schmerzen liegen sah, das kleine Kind gewaltig schrie, und die beiden Knaben bei geringerer Aufsicht ganz unbändig waren. In den acht Jahren, die ich nun verheirathet lebe, habe ich meine Frau kaum den vierten Theil dieser Zeit ganz gesund gesehen. Selbst bin ich auch öfter kränkelnd, habe Sorge um unsre Familie und wegen meines starken Geldverlusts; — ja, mein lieber Bruder, das Leben ist ernsthafter Natur, wenigstens sieht es mich jetzt nicht freundlich an. Bei alledem fühle ich ein unnennbares Glück im Herzen und schäme mich, zu klagen. Möge Dir der Himmel nur allezeit Deinen heitern Sinn und die freudige Lebensansicht erhalten! Könnten wir doch zusammen leben, Du, mein einzig lieber Bruder! Jede Last des Lebens wäre dann durch Theilnahme erleichtert, und jede Freude verdoppelt. Aber immer Wünsche! Hat uns der liebe Gott nicht schon mit so vielen Segnungen überschüttet, daß wir vor tausend Andern glücklich zu preisen sind, denen wir an moralischem Werthe vielleicht sehr nachstehen müssen?“

Dresden, den 16. Mai 1808.

„Bei dem vielen Hudel, den Du in Führung meiner Geschäfte auf Dich nehmen mußt, möge Dir das ein Trost seyn, an mir einen Bruder zu haben, der mit Dir ja so ganz aus einem Stücke und jeden Augenblick bereit ist, Gut und Blut mit Dir zu theilen. Es ist nicht unsre

Schuld, daß wir zu einer so erbärmlichen Zeit geboren sind; aber es ist unsre Sache, in dieser Zeit nicht auch erbärmlich zu werden. Drum trage Jeder mit männlicher Kraft und Ergebung, was ein allgemeines Weltverhängniß auf seine Schultern geladen hat."

„Das radirte Blatt hat Dir unser alter römischer Freund, der gute, ehrliche Mechau, selbst geschickt, damit Du dabei seiner Dich erinnern mögest. Ach, er ist nun seit einem Monate todt! — Er starb plötzlich an einer Halsentzündung, ohne vorher krank gewesen zu seyn. Sein Hinscheiden erfüllte meine Seele mit der tiefsten Trauer, denn ich liebte ihn so sehr als Menschen, wie ich ihn als Künstler achtete. Nach meiner Meinung war er der erste Landschaftmaler in Deutschland."

„An einen Plan für die Zukunft kann ich leider dann erst gedenken, wann sich's wird ausgetummelt haben. Ach, wann wird das seyn! Ich lebe von einem Tage zum andern, ohne an etwas Weiteres zu gedenken, als an meine Arbeiten, und wie ich Geld herbei schaffe, um die Bedürfnisse des Lebens und meiner Kunst zu befriedigen. Die Besorgung des Gemäldecabinets für den edlen Kaufmann Klein in Riga ist nun meine größte Freude. Für die Mühe, welche ich dabei habe, rechne ich ihm durchaus nichts an, und die wenigen Gemälde, die ich selbst dazu liefere, rechne ich ihm zu den billigsten Preisen an. Es ist mir äußerst verehrungswürdig, daß in diesen kritischen Zeiten Jemand dem Kunstgenius huldigt, ohne von einer besondern Liebhaberei dazu aufgefordert zu seyn."

Lotzdorf, den 8. Juli 1808.

„Seit drei Tagen wohne ich hier auf einem Dorfe, zwei Meilen von Dresden und eine Viertelstunde Wegs von dem Bade Radeberg, wo ich täglich hinsteige, um meine schmuzig gewordne Gesundheit rein zu waschen. Essen, trinken, spazieren gehen und schlafen, das ist nun mein Hauptgeschäft, und ich hoffe, daß das Eisenwasser mich mit diesem edlen Waffenmetall dermaßen incrustiren werde, daß ich meiner kommenden Winterarbeit einen tüchtigen, gepanzerten Kerl werde entgegenstellen können."

„Die Anschaffung der Gemälde für den guten Klein macht mir vielen Hudel und Verdruß, kostet mich manchen Gang und manchen Brief. Denke Dir, Briefe, ja recht viele Briefe muß ich deshalb schreiben, und Du weißt, wie mir dies von jeher zuwider war."

„Aber, Bruder! warst Du wohl bei Troste, Deine Erstgeborne Elmine taufen zu lassen? *) Ist unser Schwiegervater nicht ganz entrüstet über den Heidennamen, der in keinem einzigen Kalender zu finden ist? Doch, bist Du ein so großer Liebhaber von nagelneuen Namen und solltest Du etwa nach Jahr und Tag um einen recht besondern in Verlegenheit seyn, so will ich Dir im voraus einen spenden, der sehr zu recommandiren ist. Er ist von weit älterer Abkunft, als alle Kalendernamen, und doch so neu, wie unser alter Adel. Er heißt Klima. Das ist doch ein wohlklingender Name, den man mit vollem Munde aussprechen kann, aber um Elmine recht zierlich

*) Gerhard irrte sich; der Name sollte Wilhelmine bedeuten.

zu sagen, muß man ja die Lippen zusammen schnüren, wie ein Knopfloch. Bedenke überdem, was eine solche Tochter mit so herrlichem Namen in dem rauhen Norden für Glück machen wird, wenn sie geräth. Reist man doch viele hundert Meilen weit, um nur auf einige Monate eines guten Klima sich zu erfreuen! Nein, nein, ich lobe mir vor allem die Namen, die im Kalender stehen, da hat man doch einen Namenstag, wo Einem Kuchen gebacken werden, wo man schöne Blumen verehrt bekömmt, und wo wohl gar Verse auf Einen gemacht werden. Hier lebt ein närr'scher Doctor, der wollte auch so was Apartes haben und hat sein Töchterlein Forella taufen lassen. Meint er etwa, daß sie dadurch geborgen werde vor dem Zugrundegehen, wenn sie einmal ins Wasser geht?"

„Gott sey Dank, daß Deine Emilie mit dem ersten Kinde so gut fertig geworden ist! Die andern eilf werden weniger zu schaffen machen; denn unter einem Dutzend werdet Ihr Euch schwerlich begnügen. Die Rose an der Brust wird nun wohl auch längst verblüht seyn! Von allen Uebeln, womit meine arme Lilla bisher geplagt war, trug keines einen so schönen Namen. Das Leben bringt Freuden und Leiden. Möchte das Maß der ersten doch größer seyn, als das der letzten! Wie es scheint, meint es der Himmel gut mit den Zwillingen. Am meisten danke ich Gott für meinen zufriednen, ruhigen Sinn. Ich bin nun gar nicht mehr so reizbar, als ich es in frühern Jahren war. Ein Blick auf mein Bischen zurückgelegtes, freudenvolles Leben stimmt meine Seele zur Demuth und Dankbarkeit. Wie mancher bessere Mensch welkt dahin, ohne

des Lebens schönste Freuden je gekannt zu haben! So liegt nun unser guter L., dieser herrliche Mensch, auf dem Siechbette, in den schrecklichsten Leiden, wo ihm ein Glied nach dem andern, so zu sagen, vom Körper abfault, und er überdem diese klägliche Existenz nur von Almosen fristet. Wenn mich bei solchen Betrachtungen die Hoffnung einer bessern Zukunft nicht aufrichtete, so würde mir auch das Gute meines beneidenswerthen Schicksals zum Ekel werden."

„Morgen besuche ich die Meinen. Frau und Kinder — wie das mit unendlicher Sehnsucht das Herz ergreift! So eben erhalte ich von Lilla einen Brief mit der traurigen Nachricht, daß unser guter L., der arme geplagte Lazarus, dahin geschlummert ist. Wohl ihm — er hat es überstanden. Fahre wohl, Du liebes Herz! — Ach, so scheidet Einer nach dem Andern dahin! Lebe wohl, mein geliebter Bruder!"

26. Gerhard in Weimar. — Fernow's Tod. — Die vier Porträts: Göthe, Wieland, Schiller, Herder. — Kunstpolemik.

Fernow litt im Jahre 1808 an einer von ihm selbst als unheilbar erkannten Krankheit, an der Pulsadergeschwulst; gleichwohl blieb sein heller und freier Geist für alles Wissenschaftliche thätig und empfänglich. Er freute sich auf K's Besuch und gedachte sich mit ihm über die Darstellbarkeit des Heiligen in der Kunst zu unterhalten,

worüber beide, wie wir oben gesehen haben, verschieden dachten.

Auch K. wünschte nach Weimar zu reisen, zuerst um seinen Freund zu sehen, dann aber, um die dort lebenden Heroen der deutschen Literatur, Göthe und Wieland, zu malen, und zwar für sich, zu seinem Studium und zu seiner Freude. Allein seine Reise verzog sich, und Fernow wurde immer kränker. Mit jedem Briefe rief dieser den zögernden Freund sehnsuchtsvoll herbei. Endlich konnte sich Gerhard von seiner Staffelei in Dresden losmachen; er hoffte seinen Freund noch lebend zu finden und war entschlossen, bei ihm zu bleiben bis zum Tode; aber Fernow hatte sanft vollendet, und Kügelgen kam in Weimar an zu dem Tage seines Begräbnisses.

Für den Meister und seine Kunst war sein achtwöchentlicher Aufenthalt in Weimar, vom December 1808 bis Februar 1809, von der größten Wichtigkeit. Es ist daher interessant, ihn selbst darüber zu hören. Kügelgen schrieb an seinen Bruder, aus Weimar, am 21. Januar 1809: „Es sind heute schon sieben Wochen, daß ich von Dresden abgereist bin, um den sterbenden Fernow noch einmal zu sprechen, der mich zu sich verlangt hat. Ich fand ihn schon todt. — Er hinterläßt zwei Kinder. Seine Frau war einige Monate vor ihm gestorben. So ist dieser herrliche Mensch denn auch heimgegangen, und so geht Einer nach dem Andern dahin, bis die Reihe auch an uns kömmt. Ach Bruder, auch wir werden uns einmal trennen müssen!“ — „Die Zeit meines Hierseyns habe ich angewendet, die Porträts zu malen von Göthe und Wie-

land, auch die von dem seligen Herder und Schiller, nach mehreren früher gemalten und nur theilweise ähnlichen Abbildungen. Ich genieße hier viele Liebe und bin auch bei Hofe sehr gütig aufgenommen, indem ich dort öfter zur Tafel gezogen werde und auch an den Abendgesellschaften des Herzogs Theil nehme. Wieland und Göthe erzeigen mir viele Freundschaft. Es ist ein großer Genuß, mit Männern, welche man so lange in ihren Schriften angestaunt hat, in nähere Verbindung zu treten." — „Ein Brief, den ich so eben von Lilla erhalte, bewegt mir tief die Seele. Sie ist krank. In wenigen Tagen bin ich bei ihr. O der bangen Sorge des Lebens! — Nach Deinem Briefe von den Ufern der entfernten Wolga kann ich Deinen Entschluß, dahin zu ziehen, keineswegs tadeln. Nach zwei Jahren bin ich dort bei Dir mit Frau und Kindern."

Aus den Briefen, die K. von Weimar an seine Frau schrieb, heben wir folgende Stellen aus, in denen man auch sein psychologisches Verfahren als Porträtmaler erkennen wird.

Weimar, den 14. Dec. 1808.

— — „Mein Leben ist hier gewissermaßen ohne Ruhe, der ich doch so ergeben bin, und von dieser Seite unangenehm; aber ich kann's nicht ändern, da es den Zweck hat, die genannten vier Porträts hier zu malen, was gar sonderbar in einander greift mit den Besuchen, Vergnügungen und Gesellschaften, denen ich beiwohnen muß. In der Regel bin ich bei Frau J. Schopenhauer täglicher Gast. — Den 24. Dec. — Morgen fahre ich mit ihr und Wer-

ner (dem Verfasser von den Söhnen des Thals) nach Jena zu Frommann. Heute speise ich bei Hofe, und so geht manche Stunde, mancher Tag dahin. Uebermorgen gibt der alte Wieland mir ein sokratisches Mahl, worauf ich mich freue, aber es hindert mich am Vorwärtskommen meiner Arbeiten so, daß ich zu Neujahr noch nicht in Dresden seyn kann. Schreibe mir immer noch einmal. — Ich habe mich nun entschlossen, da ich zur heiligen Zeit mich nicht mit Dir und den Kindern freuen konnte, mich auch nun nicht zu übereilen."

Die überaus freundliche Aufnahme, die Gerhard in Weimar fand, und die Aufforderung, auch der schon verstorbenen Dichter, Schiller und Herder, Bildnisse zu malen, verlängerten seinen Aufenthalt. Er drückt sich darüber in obigen Briefen an seine Gattin u. a. so aus:

„Wie lange ich noch hier bleiben werde, kann ich nicht bestimmen, da ich auch Herder's Porträt noch zu malen mich entschlossen habe, worüber die gute alte Herder vor Freude in einen Strom von Thränen ausbrach. Der gute Wieland hat mir auch schon einmal gesessen und behandelt mich mit so zuvorkommender Liebe, daß ich mein Herz davon gerührt fühle. Ueberhaupt kannst Du Dir kaum denken, wie offen und freundlich hier Alle mir begegnen, besonders aber Göthe und Wieland. Wie sehr freue ich mich, wenigstens noch zwei von diesen Heroen unsrer Zeit kennen gelernt zu haben, und gerade auf diese Weise, wo ich mehr noch in den lebenden Büchern dieser Genien lese, als man schreiben kann."

„Besonders aufgeklärt bin ich nun über das sogenannte

Heidenthum und die Irreligion der Weimaraner, die, in der Nähe gesehen, weit heiliger dasteht, als alle die Afterkatholiken und Antiprotestanten mit ihrem verruchten Wesen. Wieland ist ein frommer, gottergebner Mann, und Göthe's Ansichten über die Gottheit sind eben so erhaben, als er selbst kräftig in seiner Menschenhülle dasteht. Dies war mir nicht neu; denn ich kenne ja seinen Faust. Du hattest ganz Recht, wenn Du sagtest, Göthe würde dieses Werkes Vollendung uns nicht schuldig bleiben. Wie sehr freue ich mich, nach unendlichen Labyrinthen, durch welche der Teufel den armen Faust noch führen wird, diesen am Ende doch als Sieger zu sehen! — So triumphirt die Menschheit über das Böse, so Michael, der den Satan in den Abgrund fördert! — Wie glücklich ich bin, mit Göthe über so Manches zu reden, worüber er sich in der Regel nicht leicht aufschließt, kannst Du denken. Mir selbst ist es kaum erklärlich, wie er sich mir mit so seltnem Vertrauen hingibt. — Doch freue ich mich, daß es so ist, und ich fühle mich gestärkt an dem gerechten Zorne dieses Giganten über das Unwesen unsrer Zeit. — Auch Wieland ist sehr mittheilbar, aber auf eine ganz andre, mehr hingebend liebenswürdige Weise. Da ich fühle, wie vortheilhaft der Umgang mit solchen Männern auf mich wirkt, und wie überhaupt diese Zeit eine schöne Rückerinnerung für mein künftiges Leben seyn wird, so finde ich mich um so geduldiger in die verlängerte Abwesenheit von Dir, mein gutes Weib, und von Euch, meine Kinder." —

Nach einigen Klagen über die Zerstreuungen, in denen er dort lebte, fährt er so fort:

„Doch wozu die Klage; auch dies gehört zum Leben, und der Umgang mit den Männern, die ich hier finde, reift die Entwickelung meiner Seele tüchtiger, als es durch das Lesen ihrer Werke geschehen möchte; auch bringe ich ihre Bildnisse mit und glaube in ihnen nichts Geringes zu besitzen. — Herders Bild bringe ich mir blos in einer Zeichnung mit, durch welche ich mich erst in seinen Charakter hineindenken will. Dann lasse ich mir die Büste, nach seinem Tode verfertigt, und ein Gemälde von Graff nachschicken, um zu Hause mit aller Ruhe des Gemüths den heiligen Mann so würdig auszusprechen, als es mir möglich ist. Die Wittwe Herders habe ich nur zweimal gesehen. Sie liegt zu Bette, ein Gegenstand des Jammers. Die Tochter zu sehen, schneidet durch's Herz. Eine gewisse natürliche Freundlichkeit schwebt auf ihrem Gesichte, wie ein lichter Flor, durch welchen man aber gar leicht den Kummer wahrnimmt um das verlorne Lebensglück. Sie soll dem Vater sehr ähnlich sehen, ohne jedoch Gleichheit mit ihm gehabt zu haben. Ich zeichne sie deswegen nicht, um in der Form nicht irre zu werden; den Ausdruck ihres Gesichts aber werde ich nie vergessen." —

„Viel Zeit geht mir verloren. — Um die Zwischenzeit und die Abende zu nutzen, kam ich auf die Idee, Göthe und Wieland zu modelliren, halb erhaben in Wachs auf Schiefertafeln in Medaillongröße. Nun sehe ich zu spät, daß dies mir mehr Zeit wegnimmt, als ich wollte, und kann auf halbem Wege nicht mehr umkehren. Von jedem Bilde will ich meinem Lohnbedienten, einem armen Teufel mit Frau und Kindern, eine Form hier lassen, damit er

durch Abgießen sich einen Nahrungszweig verschaffe. Es geht nach einigen Versuchen gut, und er ist darüber so erfreut, daß er mit gefaltenen Händen ausruft: Gott hat Sie zu meinem Glücke hierher geführt!" —

Kügelgen kam in den ersten Tagen des Februar nach Dresden zurück. Wie er damals fühlte und dachte, durch seine weimarsche Kunstreise bereichert und gestärkt, drückte er in einem Briefe an seinen Freund Morgenstern *) aus, der sich damals in Paris befand.

Dresden, den 21. Febr. 1809.

„Schon drei Wochen wieder zurück aus Weimars liebreichen Grenzen, im Schooße der Meinen geliebt und gepflegt — finde ich doch heute erst ein Stündchen, um Dir, mein Freund, einige Spuren des Lebens von mir zu geben. Gar Vieles — ja Manches hätte ich Dir zu sagen, was sich im Grunde besser sprechen läßt, und im Schreiben kein Meister, verspare ich's lieber bis auf's Wiedersehen. Laß Dir Einiges erzählen — doch auch dazu gebricht mir die Zeit — so viel ich in Kürze sagen kann; wisse, wie mir's geht. Meine gute Frau war während meiner Abwesenheit schwer krank. Sehr wohlthätig wirkte auf ihre Genesung meine Ankunft, und nun ist sie, etwas Husten abgerechnet, leidlich wohl. Denke Dir, wie die Nachricht ihres Krankseyns in Weimar, wo ich, meinen bestimmten Zweck verfolgend, mich in meiner Thätigkeit nicht wohl unterbrechen konnte, und wie ich doch wollte,

*) Kais. Russ. Etatsrath, Ritter und Prof. zu Dorpat.

mich beschleunigte, und in der Uebereilung die Ruhe nicht finden konnte, welche zum Gelingen in meiner Kunst unentbehrlich ist, meine Unzufriedenheit hierüber — und Du siehst mehr, als ich schreiben kann. Von meiner Ankunft möchte ich ganz schweigen, von der Unruhe und qualvollen Sorge während der Reise. — Gerhard hüpfte mir mit Freudengeschrei in den einen Arm, mein krankes Weib wankte, blaß und mager, mit thränenden Augen, mir in den andern. Freude und Leid war so groß, daß nur eine starke Brust es tragen und empfinden konnte. Nun ist Alles im alten Gleise, nur habe ich vor dem Vielen, was zu thun war und zum Theil noch ist, nicht zum eigentlichen Thun kommen können. Gemalt habe ich noch fast nichts. Mit den in Weimar geschaffenen Porträts ist man weit zufriedner, als ich selbst, zu meiner größten Verwunderung auch mit dem von Herder. So unruhig auch in den letzten Tagen meines Aufenthalts in Weimar in mancher Hinsicht meine Seele war, so ist doch die Erinnerung an diese Zeit mir unbeschreiblich werth. In der genauern Bekanntschaft mit Göthe und Wieland fühle ich den bessern Theil meiner Seele gereifter, mich in manchen meiner Ideen bestärkter, fester, selbst im Willen meiner Kunst, und klarer übersehe ich die Menschen und das Leben. Daß dies ein reiner Gewinn ist, in welchem man sich bei vieler Armuth dennoch reich fühlt, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen. Doch bei aller Kenntniß und Erkenntniß, wodurch Gott des Menschen Seele erfreut — wie stände es darum, wenn nicht das Flämmchen Kunst so lieb'- und andachtvoll die dunkeln Pfade dieses Lebens erleuchtete! Doch

nur in ihrer Anschauung erfreut sich die menschliche Seele und erkennt ihre göttliche Abkunft. Ja —

Gab uns ein Gott nicht die Kunst, die heitere Flamme des Lebens,
Um in der düsteren Nacht leuchtender Stern uns zu seyn!
Schenkt' er uns nicht dies Licht, wodurch wir die Liebe erkennen,
Besserer Seel' uns bewußt, thätig ins Leben eingehn —
Wahrlich, dann möchte kein Mensch in diesem Jammer noch leben,
Und auch ich hätte mich — längst schon dem Teufel ergeben!

Du siehst, daß ich in Weimar war, und ich glaube, das Versmachen steckt an, wie eine Krankheit." — —

„Gib mir bald Nachricht, wie es Dir geht, und denke an den Freund, Deiner Seele verwandt, der, bei manchem Ungemach des Lebens, den Frieden seiner Seele, sein Glück, einzig findet im still und heilig lodernden Flämmchen der Liebe, welches stets mein Herz erwärmt und erquickende Wärme auch Andern spendet. Lebe wohl.

Dein Freund G. Kügelgen."

Kügelgen blieb in Dresden und vollendete die vier Porträts der Heroen der deutschen Literatur. Sie waren eine Zierde der Ausstellung von Kunstwerken in Dresden im Jahre 1810. Der Meister sandte sie hierauf nach Weimar; auch malte er davon öfter Copien für Kunstfreunde; seine Schüler vervielfältigten sie ebenfalls, und der Meister arbeitete selbst in diese Copien hinein. Die Originale blieben bis an seinen Tod in seinem Arbeitzimmer aufgestellt,

wo auch die Porträts seiner Freunde: Fernow, Seume, Leis, Oehlenschläger, Böttiger, Schubert, Morgenstern, Rühl von Lilienstern, Zelter, Volkmann u. A. m. als stumme Zeugen und Vertraute seines Kunstlebens ihn umgaben. „Es war ein zugleich rührender und erhebender Anblick, sagt eine Kunstfreundin aus Weimar, die den Künstler damals besuchte, ihn zu sehen in seiner Werkstätte, wie er, ohne große Auffoderung von Außen, mit stillem, freudigem Sinne weiter strebte, in der Uebung seiner Schöpferkraft beseligt, die glänzenden Güter der Erde leicht entbehrte, ja sie nicht einmal vermißte, und den Raum um sich her mit schönen Gebilden erfüllte, die vielleicht eine dankbarere Nachwelt erst dann zu würdigen wissen wird, wenn der Geist, der sie schuf, längst sich zu einer noch höhern Bestimmung aufgeschwungen hat."

Kügelgen hatte mit wahrhaft brwundernswürdiger Treue den Charakter dieser Unsterblichen erfaßt. Sein Urbild von dem Menschen in seiner geistigen Verklärung ward durch das Anschauen solcher Genien ihm selbst deutlicher und lebendiger. Man kann daher wohl sagen, daß er dadurch recht eigentlich auf die Höhe seiner Kunst im Porträtiren als Charakteristiker und Seelenmaler erhoben wurde. Vorzüglich bewunderte man — und der ehrwürdige Greis selbst bezeugte ihm seine völlige Zufriedenheit — die höchst gelungene Ausführung des Kopfes von Wieland. So glücklich war die feine Grenzlinie beachtet und vergegenwärtigt, welche hier das Unsterbliche mit dem Sterblichen verknüpft; so glücklich war angedeutet das in Erdenstaub schon halb verkörperte Muskelspiel des vom Alter zerknit-

terten Gesichts und jener geistige Hauch der inwohnenden Kraft, der noch immer über den Furchen der Zeit als ein erfrischendes Lüftchen wehte, des Greises heitre Jugend offenbarend in jedem kleinen Fältchen auf der Stirn, wie in dem lucianischen Lächeln des Mundes! „So war wirklich," sagt ein Augenzeuge *), — „des nie alternden Greises geistreicher Blick; so lächelte er, wenn er seinen Horaz oder Cicero auf einer kleinen Schwäche belauschte, die er wohl auch in seiner eignen Brust entdeckt hatte."

In Herders Bild ist die Charakteristik nicht minder trefflich. Milder Ernst wohnt und spricht in diesen Zügen, und Herder, in seiner Kleidung aus Rom, steht vor uns in aller Humanität, die den Priester der Humanität im Leben auszeichnete. Auch ist hier die Drapirung malerischer, als bei Wieland, wo der Hals wohl etwas tief, aber ganz dem Leben treu, im unwillkommnen Kragen eingesenkt ist. Kügelgen hatte Herdern persönlich gar nicht gekannt, und doch versicherte dessen damals noch lebende Gattin, daß Herder im Leben nie ähnlicher gemalt worden sey; selbst die Gesichtsfarbe hatte etwas Kränkliches. Nur der Blick ist verfehlt, weil Herder an einem Augenübel litt; aber eben darum war überhaupt die Aehnlichkeit schwer zu erreichen. Um so außerordentlicher erschien sie in dem Porträt von Kügelgen. Der seelenkundige Meister hatte sie nur aus dem Gespräch über Herder mit dessen Gattin und Kindern, besonders mit der trefflichen Tochter Luise,

*) S. Böttiger im artistischen Notizenblatte. Dresden, 1822, den 8. Jun. — über Wieland und Herder.

welche die letzten Augenblicke ihres, in heiligen Gesichten der Engel verzückten, o wie glücklich, glücklich! ausrufenden Vaters gesehen hatte, und aus dem Vergleichen früherer Abbildungen und einer im Tode verfertigten Gypslarve, wie durch eine Art von Todtenerweckung hervorrufen können. Da alle bisherige Abbildungen gänzlich verfehlt waren, so sagte Ritter von Herder: „Von ihm wünschte ich mir gar kein Bild; Niemand konnte ihn treffen. In der That, seine ganze Seele lebte in seinem Gesichte.“ *) Fräulein Therese von Winkel hat dieses Bild für die Wittwe copirt. Aus einem Briefe, den Frau von Herder bei dieser Gelegenheit an die Künstlerin schrieb, sieht man, daß in Kügelgens späterem Gemälde von Herder die Gesichtsfarbe etwas zu gelblich, und in dem Blicke nicht die sanfte Melancholie war, welche Herders Auge ausdrückte. Uebrigens war sie entzückt über die geistvolle

*) Vgl. Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottfr. von Herder. Gesammelt von Mar. Car. von Herder. Herausgeg. durch Joh. Ge. Müller. 2 Th. Tübing. 1820. S. 354. Eine vertraute Freundin der Kammerräthin Stichling, der Tochter Herders, hat erzählt, daß diese neben dem sterbenden Vater gesessen und ihn, die Augen gen Himmel gerichtet, in seliger Verzückung gesehen habe. „Siehst Du nicht, Luise, dort die Himmlischen, die Engel; o wie glücklich, wie glücklich!“ — „Ich sehe nichts, mein Vater.“ — „Ja, dort winken sie; o, wie wohl ist mir!“ — Mit diesen Worten sey Herder entschlummert. — In den Erinnerungen aus dem Leben Herders ist dieses rührenden Zuges nicht gedacht. Der Verf. hat ihn wiedererzählt, wie er ihn gehört hat. Möge die noch lebende treffliche Tochter Herders seine Erzählung ergänzen oder berichtigen! —

Aehnlichkeit, und sie starb mit jdem Bilde in ihren Armen.

So malte K. auch Schillers Porträt, großentheils nach einer Büste und einer vom Gesichte des Todten genommenen Larve, mit sprechender Aehnlichkeit. Doch hatte er, auf seiner Rückreise vom Rhein, den Dichter auch persönlich kennen lernen. Hier war das blaue Auge klar und feurig, der Blick scharf und frei, das Haupt so, wie es Schiller zu halten pflegte, das Gesicht mit dem leisen Anstriche von Kränklichkeit, das Haar um die Stirn wallend, der Anzug leicht und bequem geordnet.

In Göthe's Kopfe sah man den Ernst, die Hoheit und die Würde des Mannes in der vollen Blüthe seiner Kraft; die Drapirung war fleißig ausgeführt, und der Faltenwurf des Mantels trefflich. Das Ganze fesselte den Blick und gebot Ehrfurcht. Ungefähr zwei Jahre später malte K. Göthe'n bei seiner Anwesenheit in Dresden ein zweites Mal. Göthe bestimmte dieses Bildniß seinem Freunde Schlosser in Frankfurt am Main. Hier ist das Ganze eben so gehalten: derselbe Blick voll Kraft und Feuer, die Lippen an einander gepreßt, und auf der Stirn spricht das schaffende Vermögen, die angeborne Macht des Geistes und die männliche Stärke des Vollbringens, wie in dem frühern Bildnisse, sich aus; nur die Züge der Gesichtmuskeln erscheinen hier noch fester und geschlossener, und das Alter hat die Farbe mehr gebräunt. Doch wenn jenes frühere Bildniß den Dichter der Iphigenia zeigte, so erblickte man in dem späteren den Dichter des Faust. Jenes athmete mehr Ruhe und Heiterkeit; dieses mehr

innere Bewegung und Spannkraft *). Von diesem Kopfe Göthe's besitzt die Wittwe des Malers noch eine Copie, die K. für sich verfertigte, so wie sie die Originalbildnisse, das frühere von Göthe, und die von Herder und Wieland, welche der Meister sich als Andenken an seinen Aufenthalt in Weimar gemalt hatte, ebenfalls aufbewahrt hat. Das Originalbildniß von Schiller besitzt der Herzog von Anhalt-Bernburg. Auch von den trefflichen Charakterköpfen von K.'s Freunden: Zelter, Rühl von Lilienstern, Morgenstern, Seume, Schubert, Böttiger, Leis, Oehlenschläger, hat die Wittwe noch die Originale.

Kügelgen hatte jene vier weimarschen Porträts überaus lieb. Da er, wahrscheinlich von seinem Freunde Fernow dazu ermuntert, das Formenstudium nie aufgab, so versuchte er es, wie er in dem bereits mitgetheilten Briefe an seine Frau selbst erzählt, diese Porträts als Medaillons zu modelliren. Die Versuche gelangen, und man hat die Bildnisse, nach K.'s Modellen in Wachs bossirt, häufig gekauft.

Im Jahre 1819 hatte die Kunsthandlung Artaria und Fontaine in Mannheim den glücklichen Gedanken, diese vier Bildnisse von ausgezeichneten Künstlern stechen zu lassen. Der Plan wurde damals zwischen Artaria und Kügelgen in Dresden dahin verabredet, daß K. die Vorzeichnungen zu den Kupferstichen in einem bestimmten For-

*) Statt der Arabesken war in dem Rahmen des letztern Bildes eine Art Runenschrift angebracht, welche sich auf den Gegenstand bezog.

mate verfertigen sollte. Dies hat er mit einem außerordentlichen Fleiße gethan und dabei Manches nachgetragen, worauf theils eigner Blick, durch spätere Beobachtung geschärft, theils die Winke verständiger Kunstfreunde ihn im Verfolge seiner Studien aufmerksam gemacht hatten; vorzüglich wurde in der Vorzeichnung zu Herders Kupferstiche von dem Meister Manches nachgebessert. Man hält diese Zeichnungen für das Gelungenste, was K. je in der Art verfertigt hat. *)

Gerhard schrieb über seine vier Porträts an seinen Bruder Folgendes:

Dresden, den 7. April 1809.

„Die Abbildungen von Göthe, Wieland, Schiller und Herder sind nun fertig. Ich habe sie zur Besichtigung nach Weimar geschickt. Du wirst sie wohl bald in öffentlichen Blättern angezeigt finden; denn anders thun wir's nicht in deutschen Landen. Ueber Alles muß gesprochen und geschrieben werden; das ist aber auch das Meiste, was geschieht. Daß irgend ein Reicher wirklich was thut für die Kunst, ist so selten, daß, wenn er's thut, man gar nicht aufhören kann, davon, dafür und dawider zu sprechen und zu schreiben. Alles verwandelt sich bei uns in Schreibereien. Stelle Dir vor, daß sogar ich, bei meiner angebornen Buchstabenscheu, einen Aufsatz in die Zeitung für die elegante Welt habe einrücken lassen. Ich konnte nicht umhin, mich des Landschaftmalers Friedrich anzunehmen, welcher von einem Herrn von R...r. sehr un-

*) Vergl. Böttiger im artistischen Notizenbl. a. a. O.

gerecht angefeindet wurde. — Mit meinem Aufsatze bin ich indessen sehr unzufrieden; die Elegante hat ihm nämlich, um dem Hrn. v. R...r. nicht wehe zu thun, alle Spitzen abgeknickt."

27. Des Meisters spätere Compositionen überhaupt.

Mit Kügelgens Rückkehr von Weimar begann für ihn ein neuer Abschnitt seines Kunstlebens. Er umfaßte jetzt lebendiger, als je, mit seinem Streben das ganze Gebiet der bildenden Darstellung. Dadurch wollte er seinen Kunststyl nicht nur vor Einseitigkeit bewahren, sondern ihn auch an verschiedenartigen Gegenständen ausbilden. Denn sein Führer war nicht die ungestüme Kraft eines blinden Talents, das sich der Regellosigkeit und Unwissenheit hingibt, sondern der Zweck und Mittel prüfende Verstand. Darum huldigte er in seinen künstlerischen Bestrebungen nie der Manier irgend eines Künstlers oder der Schule einer Nation, sondern sein Vorsatz war, so viel er vermochte, der Kunst, welche im 18ten Jahrhunderte verfallen war, wieder aufzuhelfen. Er that dies aber, nach dem Urtheile eines Kenners, nicht etwa durch ein blos äußerliches Nachbessern der Form, sondern indem er, von der Idee der Kunst durchdrungen, mit Begeisterung nach dem Höchsten strebte, was ihm erreichbar war. Er wußte, daß Idee und Form in der Darstellung unzertrennlich sind. Schon Karstens hatte diesen Weg betreten, und ihm waren eine achtungwerthe Anzahl von Männern gefolgt, die jenen Künstler überlebten. So ging auch bei K., wie bei den

alten Meistern, die Kunst vorzüglich von dem Geiste aus. Allein er wußte zugleich von dem Verfasser der Propyläen und von seinem Fernow, daß nichts der Kunst mehr schade, als die Vermischung der verschiednen Arten derselben; daher war er bedacht, sein Kunstfach, die Malerei, von andern abzusondern und diese Kunstart auf sich selbst zu stellen *). Insbesondre faßte er den Unterschied zwischen Plastik und Malerei, wie den zwischen antiker und moderner Kunst immer schärfer ins Auge, wobei ihm die gehaltreichen Vorlesungen von Böttiger das hellste Licht anzündeten. So war ihm auch nicht unbekannt geblieben, was Lessing in seinem Laokoon über die wesentliche Verschiedenheit der Poesie und Malerei gesagt hat. K. wußte sehr gut, daß der eigentliche Gegenstand der Malerei nicht Handlungen, wie bei der Poesie, sondern Körper seyen mit ihren sichtbaren Eigenschaften; daß die Malerei Handlungen nur in so fern darstelle, als sie durch Körper sichtbar geschehen, und daß sie, wie die bildende Kunst überhaupt, in ihrer Darstellung immer nur einen einzigen Augenblick — nicht das Fortschreitende oder das auf einander Folgende — zeige. Allein er kannte auch den von der neuern ganz verschiednen Umfang der antiken Malerei, wie diese die beseelte menschliche Gestalt an die Stelle der leblosen setzen und selbst dem ganz Unkörper-

*) S. Fernow's römische Studien. II. Vorr. IX fg. und die oben angeführten Schriften von Speth und Göthe. Auch das tübinger Kunstblatt enthält viele treffliche, hierher gehörige Bemerkungen.

lichen menschliche Gestalt geben durfte *). Das berühmte Gemälde des Apelles von der Verleumdung, welches lauter zu Personen umgeschaffene Gemüthszustände darstellt, die, durch Handlung mit einander verbunden, sich wechselseitig erklären, hat ihm wahrscheinlich bei mehrern seiner allegorischen Compositionen vorgeschwebt, und der allgemein verbreitete griechische, dem Simonides beigelegte Spruch: die Malerei sey eine stumme Poesie, welchen freilich Lessings Behauptungen im Laokoon, die jedoch nur von der Kunst der Neuern in ihrer vollen Strenge gelten, sehr entkräften, schien ihm noch immer auf die dem Maler freigegebne Kunstsymbolik des Heiligen anwendbar zu seyn. Daher glaubte er seine Ansichten von den Geheimnissen des Glaubens in Formen und Farben auf die Leinwand übertragen zu können; ja er suchte selbst politische Ideen und Vorstellungen, die das Leben seiner Zeit bewegten, mit Hülfe der alten Kunstmythologie sinnbildlich darzustellen, was er z. B. in seiner Nemesis und noch mehr in seinem Titanensturze gethan hat. Nur vergaß er bisweilen wohl dabei, daß die griechischen Mythen für den alten Maler ein bestimmteres Gepräge hatten, als für den neuen Künstler, und daß die alte Kunst überhaupt in vielfacher Beziehung, besonders als Lehrmittel einer durch und durch sinnbildlichen Religion, ihre Verwandtschaft mit der ursprünglichen Hieroglyphik, in welcher, völlig naturgemäß,

*) Man vergl. hierüber Tölken's gehaltvolle Vorlesung: Ueber die verschiedenen Verhältnisse der antiken und modernen Malerei zur Poesie ꝛc. Berlin 1822.

Alles nur Zeichen war, nie ganz verleugnen konnte, während dem neueren Maler Wahrheit und Tugend, Geist und Gefühl nur in der Hülle der menschlichen Gestalt und des sichtbaren Ausdrucks der Seele sich vergegenwärtigen, die Geheimnisse des Glaubens aber seinen Kunstmitteln ihren überirdischen Charakter entgegenstellen, den Symbole höchstens andeuten, nie aber abbilden können.

Mit gleichem Ernste bildete K. sein künstlerisches Vermögen praktisch aus. Alle Studien und alle Leistungen unsers Meisters standen in einer wohl überdachten gegenseitigen Beziehung. Er machte sich mit der Theorie der Perspective durch die Unterweisung seines Freundes, des trefflichen Hayer *), vertraut; die classische Form des Alterthums suchte er durch vergleichende Betrachtung des Antiken und des Modernen, so wie durch den lehrreichen Umgang mit Böttiger (früher mit Fernow) sich anzueignen, nicht um Einzelnes daraus zu benutzen, sondern um in den Kunstwerken des Alterthums das Gesetz der Schönheit für sein Urbild zu finden, wobei er stets, auch als Maler, das Studium des Nackten vor Augen hatte. Darum zeichnete und modellirte er fortwährend; er stellte denselben Gegenstand, oder vielmehr dieselbe Idee, bald so, bald anders dar. So erhielten allmälig seine Werke immer mehr Bedeutung, die Form mehr Charakter, und der Ausdruck mehr Wahrheit.

Die technische Behandlung hatte weder in seinen frühern, noch in seinen spätern Werken etwas Aengstliches;

*) Hayer, ein sehr geschickter Zimmermaler in Dresden.

doch zeugte sie von einer großen Sorgfalt, besonders was die treue und zarte Ausführung, den Farbenverein und die feinere Abstufung und Vertreibung der Farben betraf. In seinen Bildnissen erlangte er bald jene Sicherheit und Freiheit, welche die Sprache der Natur — der veredelten — gleichsam sichtbar ausdrückt; jedes seiner historischen oder Idealgemälde aber ward durch seinen Farbenschmelz ein liebliches Gedicht, das eben sowohl der Ausfluß einer schönen Seele, als die Blüthe eines schönen Talents genannt werden konnte.

Zu seinen Aufgaben wählte er sich, wie er es bereits früher versucht hatte, in steter, aber überlegter Abwechselung, Charakterköpfe und einzelne Gestalten nach der Natur, dann Idealköpfe und Idealgestalten, sowohl in halber Figur, als in wichtigen Acten. Dabei fuhr er fort, einfache Gruppen zu componiren; aber auch hierin schlug er verschiedne Wege ein. Bald stellte er sie, wie seinen Apoll und Hyazinth, in colossalen, bald in kleinern Verhältnissen, bald in Lebensgröße dar. Manchen Gegenstand wiederholte er auf verschiedne Art, erst kleiner, dann größer, oder umgekehrt. Den Stoff, der seiner Idee entsprach, suchte er bald in der Mythologie auf, bald in der heiligen Geschichte; oft führte ihn die Betrachtung beider auf neue Ideen und Compositionen. In der heiligen Geschichte zog ihn das Große und Geheimnißvolle der alttestamentlichen Welt an, in spätern Jahren noch mehr das Innige, Verklärte und Hohe des neuen Testaments.

Bei der Ausführung selbst war ihm Sinn, Ausdruck und Bedeutung des Kunstwerks stets das Erste und Höchste;

dann galt ihm Alles das Gesetz der Harmonie, welches überhaupt als die wahre Wurzel und die Grundlage seines Kunststyls angesehen werden muß.

Gewöhnlich standen mehrere seiner Bilder, indem sie die mannigfaltigen Abstufungen desselben Gefühls ausdrückten, in einer cyklischen Verbindung, oder sie bildeten Gegensätze, die in der Idee ein Ganzes darstellten. Auch seine Gruppen waren höchst einfach geordnet. Er dachte sich eine Hauptgestalt als Mittelstück, zu dem er dann die Seitenstücke schuf. Oft wurden daraus drei einzelne Gemälde, die dann einen Dreiklang, gleichsam einen vollen Accord bildeten. Jede Gestalt war in sich vollendet, erschien aber dennoch mit den andern verbunden. Man kann wohl behaupten, daß die meisten, wo nicht alle, ideale Compositionen aus seinem Innern hervorgegangen, von ihm zuerst und unmittelbar geistig empfangen, und durch nichts Aeußeres oder Zufälliges hervorgebracht worden sind. Es deutet daher schon die Zeitfolge derselben die Geschichte der kunstphilosophischen Entwickelung seines Gemüths an, wie er immer höher strebte nach dem klarern Bewußtseyn der Tiefe und des Reichthums des Idealen in seinem Innern. Nur bei den Porträts folgte er dem Einflusse äußerer Umstände, und leider oft auch der Nothwendigkeit des Erwerbs. Indeß fand er selbst hier leicht idealische Beziehungen und einen innern Zusammenhang, den er Andern oft sinnig genug auszudeuten wußte. Denn seine Hauptaufgabe war und blieb überall und stets der Mensch in der Gemüthswelt.

Was dem Menschen aber im Leben das Höchste ist,

COLLECTION

das war ihm auch in der Kunst das Höchste. Früher, als er von Rom kam, hielt er die Kunst an sich für sein Höchstes; später aber, vorzüglich in den letzten zehn Jahren seines Lebens, die Religion. Daher bezog er jetzt die Kunst immer inniger und sehnsüchtiger auf die Religion. Von der Ahnung des Ewig-Schönen durchdrungen, suchte er, da er nicht mit den Worten eines Propheten oder heiligen Sängers seine religiösen Ideen und Gefühle aussprechen konnte, sie durch Bilder darzustellen, und der innern Anschauung des Urbildlichen Form und Licht zu geben. So ward in ihm die Kunst die schönste Kraft seines Geistes und außer ihm das treueste Abbild seines eigenen sittlich religiösen Lebens.

Doch wer möchte die von ihm errungene Bildung in ihrem Entstehen, in ihrem Wachsthum und in ihrer Entwickelung, seelenkundig beschreiben? Sie war das Resultat einer fortgehenden Bewegung, deren Richtung und Kraft viele in einander greifende Räder bestimmten. Wer möchte daher angeben, wie das Ganze förderlich für jeden Theil, und wie jeder Theil mehr oder weniger zu dem Ganzen beitrug? Gewiß ist es, daß Gerhards frühere Jugend und späteres Schicksal, daß die äußeren Umgebungen, daß vielfache Sorgen und Besorgnisse, daß endlich die Leiden anderer von ihm geliebten Personen, seinen Hang zur inneren Beschauung nährten, sein zum Mitgefühl geschaffenes Herz schmerzhaft bewegten und sein Gemüth verdüsterten; allein er strebte wenigstens immer nach Licht und Freude: daher weht in vielen seiner Bilder der elegische Ton eines wehmüthigen Sehnens, und es

zeigt sich darin öfter das Liebliche, Zarte und Stille, oder das Sanfte und Innige der Empfindung, als die Energie des Gedankens. Aus demselben Grunde tritt in den meisten historisch idealischen Bildern seine Individualität hervor; seltener erblickt man die des Gegenstandes rein und bestimmt. Ueberhaupt gestalteten sich seine Kunstschöpfungen mehr lyrisch als rein episch.

Schlummer und Tod, Tag und Nacht, das Himmlische und das Irdische, der Sünder und die ewige Liebe, die Zerrissenheit des Gemüths und der Friede kindlicher Unschuld, der Kampf des Mannes mit dem Schicksal und das Vertrauen der Dulderin: diese und ähnliche Gedanken waren der Inhalt seiner liebsten Darstellungen; meistens suchte er sie durch eine ausdrucksvolle Handlung zu veranschaulichen; doch bediente er sich bisweilen dazu auch der Allegorie, vorzüglich in den Beiwerken; indeß sind diese Compositionen die weniger gelungenen. Auch K. erfuhr, wie schwierig die Behandlung der Allegorie ist. In der Poesie findet man sie langweilig, in der Kunst unverständlich, in beiden oft gesucht und gewöhnlich kalt.

Am glücklichsten war er in der Ausführung einzelner Gestalten in Handlung, die das innere Leben in wichtigen Momenten zeigten. So wußte er durch seinen Christus, seinen Johannes, seine himmlische Liebe und andere Bilder, den sinnigen Betrachter in eine heitere Unschuldswelt zu führen, wo der ewige Friede wohnt. Viel in einer einzigen Figur darzustellen, ist aber keinesweges leicht. K. hatte darin das Beispiel der Alten für sich, deren bewunderungswürdigste Gemälde nur aus einer einzigen Figur bestanden,

wie die Helena des Zeuxis. Indeß war selbst sein Freund Fernow mit dieser Richtung seines Kunsttalents nicht ganz einverstanden. „Ich glaube," schrieb er ihm aus Weimar, den 25. Januar 1807, „Du würdest wohl thun, in Deinen Uebungen immer so viel als möglich auf das Ganze der Kunst Rücksicht zu nehmen, und deshalb nicht sowohl einzelne Gestalten, wie Deine Andromeda, Dein Simson u. a. kleinere Figuren, als vielmehr eine kleine Handlung von wenigen Figuren, wo nicht blos Gestalt und Charakter, sondern auch Situation und momentaner Ausdruck einer Handlung gefordert wird, erfinden. Eben deswegen freut es mich auch, daß Du Deinen Saul und David zunächst zu malen beschlossen hast. Das ist ein Gegenstand, worin Du den Umfang Deiner Kunst vollständig zeigen kannst. In den einzelnen Figuren kannst Du nicht wohl vermeiden, in das Gebiet der eigentlichen Plastik hinüberzustreifen, und Du übergehst in ihnen das, was gerade das Eigenthümlichste Deiner Kunst ist, den momentanen Ausdruck einer bestimmten Handlung in einer gegebenen Situation, wobei es Dir doch unbenommen bleibt, dem Charakter in Gestalt und Physiognomie die gehörige Aufmerksamkeit zu widmen. Von solchen einzelnen, in eine bestimmte Handlung gesetzten Gruppen würdest Du dann leichter und sicherer zu größeren Compositionen übergehen. —"

Auch die politischen Umgestaltungen, welche wir erlebt haben, regten in unserem Künstler Geist und Gemüth zu kräftigerer Lebensthätigkeit an; daher der tiefere und ernstere Charakter in mehreren seiner spätern Kunstwerke

Gleichwohl versuchte er sich nie auf dem eigentlichen Gebiete der Geschichte. Einzelne Ereignisse behandelte er allegorisch, indem er sie mit seinen idealischen Ansichten in Verbindung brachte; diese Darstellungen sprachen jedoch weniger an. Seine eigentliche Kunstsphäre war sein inneres Wesen: sein reines Gemüth, sein gebildeter Geist, seine religiöse Erhebung. Wann diese Kräfte den Flug seiner Phantasie regierten; wann jene tiefe Selbstbewegung des höheren Ichs in ihm, welche Platon als das Wesen der Seele bezeichnet, seinen Formensinn belebte; wann jene angeborne Sehnsucht, welche, sich selbst unbewußt, zum Göttlichen emporstrebt, seine Darstellung durchdrang: dann schuf er Geistreiches und Schönes, das, je länger man es betrachtete, desto tiefer anzog, weil man darin die Individualität eines schönen Gemüths erblickte.

Aber eben darum kann man K's. Kunststyl nicht aus diesem oder jenem Bilde erkennen. Jedes war nur ein Schritt auf seiner Künstlerbahn; ein Bruchstück aus seinem Kunstleben; manches frühere Bild nur ein Versuch, dessen künstlerische Idee sich erst in dem späteren ganz offenbarte; manches endlich nur der Anfang einer cyklischen Reihe, und so lange unverständlich oder weniger sinnvoll, als es aus dem Zusammenhange der Folgenreihe gerissen war. Ach, in Einem Sinne, in dem seinigen, hat er nur ein halbes Leben gelebt: er stand in der Mitte seiner Bahn, am Ziele seiner Studien, am Vorabend seines Pfingstfestes der seligen Begeisterung, die große und reiche Compositionen erschaffen, die den Triumph seines Kunststrebens

erringen wollte, als — ein Blitz aus der Hölle ihn hinwegnahm.

Darum beurtheile Niemand unsern Kügelgen als Künstler nach seinen einzelnen Werken! Man denke über die Unvollkommenheiten dieses oder jenes Bildes so streng, als es die Kunstkritik fodert; nur über den Künstler selbst, über sein Ideal, sein Wollen, seine Kraft und sein Vermögen spreche man nicht ab! Er hatte sich einen langen, weiten Weg gewählt; das Schicksal hatte ihn auf großen Umwegen geführt; die Gluth der jugendlichen Kraft mußte viele Jahre im Miniatur- und Porträtmalen verkühlen, und das Feuer der männlichen Begeisterung mußte erst manchen Phantasie-Dampf verflüchtigen und manche Schlacke ausstoßen, ehe der reine Metallguß einer Kunstschöpfung sich abklären konnte.

Der Künstler scheint dies selbst gefühlt zu haben. Er klagte, daß seine Stücke vereinzelt würden. Er äußert sich darüber gegen seinen Bruder.

Dresden, den 5. Mai 1809.

„Es ist mir eine recht widrige Idee, daß meine Bilder so zersplittert werden. Da wird man einmal hier und da in einer Galerie ein Einzelnes erblicken, und nach dem Einen frischweg den ganzen Menschen beurtheilen, der es gemacht hat. Ueber das erbärmliche Stück- und Flickwerk der Galerien! Wie abgeschmackt ist ein solcher Mustersaal, wenn man dagegen ein Ganzes betrachtet, in einer langen Folge von Bildern, wie Raphael, Michael Angelo und Andre geliefert haben! Heut zu Tage ist das alles anders."

Mangel an reiner Objectivität ist allemal den Kunstwerken nachtheilig: diesen Satz schien unser Meister nicht ganz erwogen zu haben; denn sein Gefühl verschwamm in seinen Ideen. Daher waren die Deutungen seiner Bilder bei verschiedenen Beschauern verschieden; Viele konnten überhaupt sich nicht in die Bedeutsamkeit der kügelgen'schen Compositionen hineindenken; noch Andre mochten dies nicht thun, weil sie von jedem Kunstwerke verlangten, daß es klar und ohne kunstphilosophische Auslegung an sich und durch sich selbst verständlich sey. So kam es, daß K's. Gemälde nicht alle gleich gefielen und daß manche darunter wenig oder gar nicht ansprachen. Dies kann jedoch keinen allgemeinen Tadel des kügelgen'schen Kunststyls begründen; am wenigsten dann, wenn der Beschauer zu solchen Kunstwerken, in die der Meister sein Subjectives hineingelegt hatte, keine ähnliche Subjectivität oder die Anlage dazu mitbrachte.

Er selbst wandelte seinen Weg unbekümmert um nicht begründetes Lob oder übel gemeinten Tadel. Ward auch bisweilen seine Eigenliebe gekränkt, so vergaß er sich nie so weit, seine Empfindlichkeit durch unwürdige Aeußerungen zur Schau des schadenfrohen und lachelustigen Publicums auszustellen. Er wußte stets die Würde seiner Person und seines Zwecks zu behaupten durch That und Betragen. Doch die Zahl derer, welche dem Kunstgefühle und dem Kunsturtheile unseres Meisters eben so vertrauten, wie sie an seinem Kunststyle Wohlgefallen fanden, war nicht klein. Seine Gemälde verkauften sich bald, und er erhielt mehrmals Aufträge zum Einkaufe von Gemälden,

was ihm allezeit viel Freude, aber auch viel Unruhe machte, da er sich einem solchen Geschäfte mit großem Eifer und der größten Uneigennützigkeit unterzog. Dies that er, wie schon angeführt worden ist, z. B. für den Kaufmann Hrn. v. Klein in Riga, der dazu 1000 Ducaten bestimmte. Auch für den Freund seines Bruders, den Hrn. v. Slobin, kaufte er im J. 1809 Gemälde, die eine Sammlung bilden sollten *).

28. Künstlers Erdenwallen.

Wie mitten unter seinen Entwürfen, deren er, bei seinem Reichthum an Ideen, oft mehrere zugleich faßte und auszuführen begann, seine äußere Lage ihn manchmal drängte; wie der Gang der öffentlichen Begebenheiten seine Bahn stören mußte; wie er die Zeit, in der er lebte, ansah; wie er dabei sich selbst beurtheilte; wie aber auch sein Aufenthalt in Dresden auf seine Bildung und tiefere Entwickelung wohlthätig einwirkte: das beschreibt und bekennt er selbst in mehreren Briefen an seinen Bruder, aus denen folgende Stellen diese Verhältnisse betreffen.

Dresden, den 7. April 1809.

„Mein Vermögen steht leider in Banknoten. Man thut mir unglaublich weh, daß man mich verhindert, auch

*) Anfangs war dazu die Summe von 10,000 Rubeln bestimmt. Im J. 1810 schickte K. an Slobin eine Kiste ab, für welche dieser 5000 Rbl. anwies, die nach dem Curse etwa 800 Ducaten betrugen, wofür die überschickten Sachen äußerst wohlfeil bezahlt waren.

zu diesem schlechten Curse darüber zu disponiren und es in Silber umzusetzen. Ich wüßte alsdann doch, was ich hätte. Ich habe ein unendlich Bedürfniß nach Ruhe und Frieden, und kann leider nicht dazu kommen. Doch so mag es wohl vielen ergehen. Zuweilen nur, wann ich in meiner abgesonderten Arbeitstube sitze, so ganz in der Kunst verloren, da nur fühle ich mich behaglich, mich und die Welt vergessend. Vor Kurzem waren mit der Mutter auch alle Kinder krank. Ach, das war eine Noth, mein lieber Bruder! — Ich habe es doch ausgehalten. Ja was hält man nicht aus!"

An seinen Bruder.

Dresden, den 5. Mai 1809.

„Wäre ich doch der Sorgen los! Es hat mir weniger Mühe gemacht, mein Geld zu verdienen, als nun es wieder einzutreiben, da ich hierhin und dahin verliehen habe, um diesem und jenem zu helfen. Leih deinem Freund, mahn deinen Feind! — Ein abscheuliches Sprichwort. O, daß ich doch keine andere Sorgen hätte, als die lieben Sorgen um meine Kunst!"

Die fühlbarste Lücke in seinem Daseyn war stets und immer die Trennung von seinem Bruder. Dieses sehnsüchtige Abmühen in vergeblichen Wünschen des Herzens hatte gewiß auch auf seine Gemüthsstimmung in künstlerischer Hinsicht Einfluß.

„Wenn Du erst," schreibt er in demselben Briefe, „ein paar Jahre an der Wolga wirst gelebt haben, so wollen wir weiter berathen, ob ich Dir dahin folgen soll. Ich freue mich, daß Du eingesehen hast, daß ich nie eine

eigentliche Besitzlichkeit haben muß. Die ganze Disposition meines Gemüths eignet sich eben so wenig zu Allem, was Geschäfte und Sorgen mit sich führt, als die schwächliche Gesundheit meiner Frau dazu taugt *). Was einen gar großen Reiz für mich hat, in jener Entfernung zu leben, ist, daß ich mich dort um nichts in der Welt als um meine Malerstube würde zu bekümmern haben. Wohl ists wahr, daß der Deutsche viel entbehrt, wenn er fern vom lieben Vaterlande leben muß. O wie schön könnte ich mit Dir, mein lieber Bruder, hier und hier in Dresden leben, wo bei aller Jämmerlichkeit doch noch so viel Gutes bleibt! Was man nicht ändern kann, muß man eben geschehen lassen. Einmal wieder mit Dir zusammen zu leben, wo es auch sey, darnach werde ich streben mit der ganzen Kraft meiner Seele. Wenn ich mir zuweilen vorstelle, wie wir da an einem großen Tische zusammensitzen, kluges und dummes Zeug durch einander reden — wie wir in unsern Arbeiten uns mit Rath und That unterstützen, wie wir so ganz wieder Ein Herz und Eine Seele sind, wie eben so unsre Frauen und Kinder nur in Einer Freude, Einer Arbeit, Einer Sorge leben, und wir so ganz nur Eine Familie ausmachen — Sieh, dann überfällt mich eine Sehnsucht, daß mir die Seele zerfließen möchte. Wenn ich dann wieder bedenke — die große

*) Erst in dem letzten Jahre seines Lebens änderte sich seine Ansicht. Er kaufte sich an, um seiner geliebten Frau einen heitern gesunden Landsitz zu bereiten, und — welche Verkettung! — dieses Besitzthum wurde zufällig die Veranlassung zu seinem Tode.

Entfernung und Abgeschnittenheit von dem regen und kräftigen Leben hier im Vaterlande — wie sich das alles dreht und reibt und geht und steht und vorwärts strebt in Künsten, wie in Wissenschaften, und wie sich hierbei die Eigenthümlichkeit eines Jeden so leicht und schön entfaltet — So was ist nicht bei andern Nationen, wo sich Alles nach dem Modeton einer großen Hauptstadt richtet, — ich sage Dir, Bruder, auch nur mit einem Seitenblicke dem bunten Wirrwarr zuzusehn, ist ein Herz erquickliches Schauspiel. — Gott Lob, meine Frau ist nun wieder wohl, und die Kinder sind auch munter. Nach so vielen Erfahrungen — ist mein Gemüth ruhiger geworden, so daß ich mit einem gewissen Gleichmuth dem Dinge zusehen kann. Gott sey Dank für diese Fassung; denn selten erleben wir eine Woche, wo nicht bald hier, bald da etwas nicht recht ist. Wie sehnsüchtig denken wir nach Ehstland, wo Du nun mit Frau und Kind bei den guten Aeltern und Geschwistern verweilst! — Wäre die Reise nicht gar zu kostspielig und zeitraubend, so möchten wir wohl bei Euch seyn, gerade zu dieser Zeit, wo das arme Deutschland unter den Waffen blutet. Ich glaube nun wohl, daß man sich hier in Dresden einer anhaltenden heiligen Ruhe wird zu erfreuen haben; aber was ist das für eine Ruhe, bei dem Gedanken, daß Tausende unserer braven Brüder in ihrem Blute liegend, sich vergebens nach einem Trunke Wassers sehnen! Armes Vaterland! Welch ein Schicksal und wozu? — Demüthig beuge ich mich in meiner Armseligkeit unter den Willen des großen Lenkers aller Schicksale."

Dresden, den 12. Junius 1809.

„Aus den Zeitungen wirst Du wissen, daß gestern von Böhmen her die Oestreicher bei uns eingerückt sind. Sie halten überaus gute Mannszucht, und ich hoffe, daß im Wesentlichen unsere Ruhe nicht sehr soll beeinträchtigt werden. Das Traurigste ist, daß der Deutsche gegen den Deutschen die Waffen führt, und für wen? Gott lenke den Sieg auf die Seite des Rechts!" — —

„Dein letzter Brief hat uns sehr gerührt. Deine Resignation in eine auch immerwährende Trennung von uns, wenn es uns nur wohl ergehen möchte, hat die Sehnsucht, wieder vereint mit Dir zu leben, in mir und meiner Frau so lebendig gemacht, daß nun felsenfest mein Entschluß steht, mit Weib und Kind dahin zu ziehn, wo Du auch immer leben mögest, wenn nur die Gesundheit meiner Frau uns keine Hindernisse in den Weg legt. Was kann mir Deutschland geben gegen die Seligkeit eines so vereinten Lebens? Hat sich einmal bei uns Alles ausgetobt, so können wir immer einmal den Abend unsrer Tage im Schoße des Vaterlandes verleben. Sey also ernstlich darauf bedacht, mir an Asiens Grenze, wo Du hinziehen wirst, eine Stelle zu bereiten."

Dresden, den 19. Junius 1809.

„Wenn es Gottes Wille ist, daß die Waffen der Oestreicher ferner siegreich sind, so erleben wir vielleicht noch manches bunte Zeug; im Grunde aber wird uns Allen damit geholfen seyn. Geschieht das Gegentheil, so — und ich komme dann als ganz armer Mann wieder nach Rußland. — Möge Gott mir nur erhalten, was ich habe:

das ist mein Gebet. Ach, Bruder, wenn wir erst wieder beisammen wären! Die Sehnsucht ist gar zu groß. Wenn's nicht thöricht wäre, ich zöge ab von hier, lieber heute als morgen. Ein paar Jahre muß ich noch bleiben. Ich fühle, wie mein hiesiger Aufenthalt mich zu einer gewissen Reife bringt, und wie nur hier mein Inneres sich zu entwickeln vermochte. Du wirst mich um Manches gescheiter und unterrichteter wiedersehn, als wir uns verließen. Bei Dir erwarte ich dasselbe, und sehe es schon aus Deinen Briefen. Doch Du hattest wohl weniger nachzuholen als ich, und warst in Ideen und Begriffen mir immer etwas voraus, weil Dein ganzer Sinn offener, mehr nach Außen gekehrt, alle Gegenstände klarer und deutlicher auffaßte. Mein Sinn hingegen ist mehr in sich selbst gekehrt, und bewegt sich etwas träge und langsam nach Außen. Aber gerade so, wie ich bin, hat mein hiesiger Aufenthalt sehr vortheilhaft auf mich gewirkt, und wenn Du mich wiedersiehst, wirst Du einen zwar etwas zum Träumen geneigten, übrigens aber ganz gescheiten Menschen an mir finden. Wie sehne ich mich oft nach Deinem muntern, immer frohsinnigen Wesen! Warte nur, Bruder, es soll Dir Einer an dem Andern seine Freude haben!"

Ungeachtet aller dieser Störungen von Außen, die zuweilen wohl seinen Gleichmuth erschütterten, blieb K. der Kunst mit frommer Begeisterung treu, was die Werke beweisen, die er in den Jahren 1809 und 1810 geschaffen hat. Sie erwarben ihm die wohlverdiente Auszeichnung,

daß er (im J. 1811) zum Mitgliede der Dresdener Kunstakademie ernannt wurde. In den folgenden Jahren beunruhigten ihn neue Stürme, die sich gegen sein doppeltes Vaterland zusammenzogen. Auch über diese verhängnißvolle Zeit und seine Gemüthsstimmung während derselben, hat er dem Bruder sein Herz geöffnet. Es gehören daher noch folgende Stellen aus späteren Briefen zu der Geschichte seines innern Lebens, aus welchem größtentheils sein äußeres, als Künstler, sich von selbst erklärt.

Dresden, den 17. Januar 1811.

„Es geht bunt in der Welt zu. Man will behaupten: ein Krieg zwischen Rußland und Frankreich sey unvermeidlich. Du zweifeltest nicht an diesem Ereigniß gleich nach dem letzten Frieden, und kannst in der weiten Ferne nun mit mehr Ruhe den Ausgang abwarten. Mir ist nicht wohl dabei zu Muthe, indem ich bange bin, von dem Lande abgeschnitten zu werden, wo ich meine Hauptquelle des Unterhalts habe. Ich brüte über einem Plane. Es möchte vielleicht gut seyn, diesen Sommer noch mit Frau und Kindern nach Ehstland zu ziehn zu unsern Verwandten, um dort auf dem Lande den Wirrwarr abzuwarten. Was meinst Du dazu? Mit dem reichen B. soll es auch wanken. Wenn der fällt, so verliere ich meinen vorzüglichsten Rückenhalt in Deutschland."

den 27. Mai 1811.

„Die Zurüstungen zum Kriege dauern fort. In Ehstland würde ich schwerlich sicher seyn, weswegen ich bleibe, wo ich bin. Gott Lob, daß Du auch gesichert alles abwarten kannst! Wenn sich's ausgetummelt hat,

dann strecken wir die Köpfe wieder in die Höhe. — Ich habe mit unter wieder einige Porträts gemalt, und zwar zu 25 Ducaten das Stück. Ein saures Brod! Solch Geschäft unterbricht jedesmal auf eine sehr unangenehme Weise meinen Ideengang."

den 3. Junius 1811.

„Man hat mich in diesen Tagen zum Mitgliede der hiesigen Akademie aufgenommen, auf eine sehr ausgezeichnete Weise. Der Graf Marcolini*) hat mir so viele schöne Dinge gesagt, daß ich mir am Ende Wunder einbilden werde, wer ich sey. — Die Gährung der gegenwärtigen Zeit eignet sich sehr zu Veränderungen; wolle Gott zu Verbesserungen! Wenn ich zwanzig Jahre zurückdenke, wie man da harthäutig und gleichgültig war gegen Alles, was man zur Religion und zu den Künsten rechnet; wie man das Gute, so man hatte, wenig beachtete, und sich nach etwas sehnte, was man nicht einmal recht zu nennen wußte; — wie man dann Alles in der Freiheit suchte, oder vielmehr in der Willkür des Handelns und des Denkens, und wie dies Alles namenloses Elend herbeiführte; — und wenn ich nun vor mich blicke, wie sich durch all den Jammer doch so vieles geläutert und veredelt

*) Graf Marcolini war damals General-Director der Akademien und Museen in Sachsen. Mittelst königl. Rescripts vom 11. Mai 1811, wurde Gerhard von Kügelgen am 30. Mai 1811, „wegen seiner durch mehrere Kunstwerke bewiesenen, vorzüglichen Geschicklichkeit" zum Ehrenmitgliede der K. Akademie der Künste ernannt. Im Jahre 1814 erhielt er die Function eines Lehrers bei derselben, mit dem Titel als Professor extraordinarius.

hat: dann habe ich Hoffnung, daß nach noch ein Bischen drunter und drüber, Europa sich eines neuen Tages voll Glanz und Herrlichkeit zu erfreuen haben wird. — — Lasse im Uebrigen uns, die wir nicht handeln können, unbesorgt bleiben und zu Gott beten für die gute Sache der Menschheit." —

den 21. October 1811.

„Mit Kraft des Körpers und des Geistes kann der Mensch gar Vielem Trotz bieten, aber der ersten können wir uns leider nicht rühmen. Was bliebe für eine Stütze bei Mangel und Entbehrung, wenn es nicht die Anweisung wäre auf unsere bessere Seele; das ist der Vorzug des fromm gebildeten Menschen, daß er in diesem Princip bei jedem Unfalle Trost und Entschädigung findet. So hoffe ich, daß in der Prüfung der Werth meines innern Menschen sich bewähren soll. — — — Das unglückschwangere Schicksal umlagert den ganzen Horizont mit dunkeln Wetterwolken und naht sich mit gewissem Schritt. — Wenn ein Jeder abgewehrt hat, was er kann, so duldet er am Ende, was er muß. Dies, mein lieber Bruder, will ich thun mit frommer Ergebung, und diese meine Ansicht möge Dich unsertwegen beruhigen. — — — Was ich befürchtete, ist einigermaßen geschehen: B. hat sich zurückgezogen, und ich habe keine weitere Bestellung. Wären die Zeiten der Kunst nicht so schnurstracks entgegen, so wollte ich, wie ich mich noch fühle, in der vollen Kraft meines Lebens, dem Schicksal ein Schnippchen schlagen. So aber bin ich, wenn auch nicht verdrießlich und mürrisch, doch voller Sorgen, und zwar mehr, als die Auf-

rechthaltung der Freiheit meines Geistes ertragen mag. Doch ich arbeite sehr an mir, und wenn ich erst über Einiges werde Gewißheit haben, so hoffe ich die Ruhe wieder zu finden. Es ist himmelschreiend, wie die Meisten an mir handeln, welche mein bischen Vermögen in Händen haben. Sollte aber auch das Schlimmste kommen, so lehrt mich die Erfahrung an andern Menschen, daß noch keiner, der arbeiten kann und es gerne thut, verhungert ist. Doch werde ich nie aufhören zu beten, daß dieser Kelch vorübergehen möge. Es liegt in meiner Natur, mich gegen jede Bedrohung des Unglücks etwas excentrisch zu sträuben, und nach den Grimassen, die ich dabei mache, sollte man kaum denken, daß ich mich so geduldig fügen werde, wenn das Gefürchtete da ist. Es ist wohl eine schwere Zeit, in der wir leben — — — Tausende noch werden mit Thekla ausrufen: „Das ist das Loos des Schönen und des Guten auf der Erde!" —

29. Gerhard's Compositionen aus den Jahren 1808 bis 1812. — Der Cyclus des tragischen Schicksals.

In den ersten Jahren dieser Periode, in welchen Kügelgen bei der Wahl seiner Aufgaben mit profanen und heiligen Gegenständen abwechselte, bis er zuletzt seit 1810 sein Kunsttalent vorzugsweise der Darstellung heiliger Gegenstände zuwandte, beschäftigte ihn hauptsächlich das Studium Raphaels. Der tiefe und bleibende Eindruck, den die bereits gedachte Nachbildung der Sistinischen

Madonna und der Transfiguration in Kügelgen's Gemüth zurück gelassen, ist in der künstlerischen Richtung seines nunmehrigen Lebens nicht zu verkennen. Zugleich las er Göthe's Werke, unter welchen ihn keins mächtiger ergriff und mehr mit Bewunderung erfüllte, als der Faust. Er nannte dieses Gedicht das erhabenste, das tiefste und das reichste; Faust war ihm damals das Buch aller Bücher; er stellte es zunächst nach der Bibel; ja er glaubte, daß, wenn die Bücherwelt je unterginge, und dieses Buch allein gerettet würde, die Weisheit nicht gefährdet sey. Unstreitig hat Göthe in jener Zeit mehrere künstlerische Ideen in ihm erweckt, und das Idealische in der Natur des Menschen, wie in der Mythe der Hellenen, näher vor seine Einbildungskraft gestellt, z. B. durch den Gegensatz des liebenden und des thatkräftigen Menschen in seinem Ganymed und Prometheus. Jener ahnete und ersehnte den Gott, wenn der an den Felsen geschmiedete Prometheus, sein nicht zu bedürfen wähnend, ihn verschmähte. Allein des großen Dichters geistige Berührung war weder anhaltend noch kräftig genug, um Kügelgen aus der innern Beschauung seiner Gemüthswelt ganz herauszuziehn und seiner Phantasie die freie Kraft und die Klarheit objectiver Anschauung zu geben.

Außer diesen beiden Genien — Raphael und Göthe —, an deren Werken sich des Meisters idealer Kunstblick übte, hatte noch, wie schon bemerkt worden ist, der Umgang mit geistvollen Männern auf sein Wissen und Nachdenken einen nicht zu verkennenden Einfluß. Vorzüglich wird man bei mehreren Werken Kügelgen's, die jetzt

beschrieben werden sollen, und die in das Gebiet des classischen Styls gehören, die Einwirkung wahrnehmen, welche Böttiger's archäologische Vorlesungen in Dresden auf unseres Meisters Ideengang gehabt haben. Der Ruhm der eigenen Erfindung wird ihm dadurch nicht geschmälert.

Bald nach der Vollendung seines Abbilds der Raphael'schen Madonna, malte K. in den Jahren 1808 und 1809, sechs Bilder in Oel, welche, seitdem sein Apoll und Hyazinth erschienen war, als die ersten Compositionen des Meisters betrachtet zu werden verdienen: zuerst den Engel Michael, wie er den Teufel aus dem Himmel in die Hölle stürzt; dann seinen Ganymed, den Jupiters Adler emporträgt; hierauf Christus, einen Idealkopf, und zwei Pharisäer, drei Bilder, die zusammen gehörten, welche aber ein späteres, ähnlich gedachtes Gemälde vom Jahre 1810, in der Ausführung noch übertraf. Der beiden schönen Brustbilder in mehr als Lebensgröße: eine Sibylle und ein Johannes der Evangelist, aus dem Jahre 1808, ist schon oben gedacht worden, weil sich diese Köpfe, als ein Abbild der prophetischen Begeisterung, der Zeit und der Idee nach, an die drei Religionsstifter: Moses, Christus und Muhamed, anschlossen.

In den Jahren 1810 und 1811, führte K. zwei große Compositionen in Oel aus, deren Aufgabe zu den größten und schwierigsten gehört, die er überhaupt in dem Gebiete der heiligen Symbolik gewählt hat: eine Verkündigung, die Jungfrau und den Engel Gabriel; — der verkündigte Heiland der Welt dämmert als Kind durch eine Nebelwolke —; und Moses auf dem Horeb

vor dem brennenden Busche, wie ihm Gott erscheint und den Israeliten das gelobte Land verkündigt. In derselben Zeit (1810) malte er noch einen Christus als Jüngling, und hinter ihm vier Pharisäer; dann im Jahre 1811 ein Christuskind auf der Weltkugel, als den König der Welt, — ein Viertel Lebensgröße, welche Darstellung der Künstler im Jahre 1814, in kleineren Verhältnissen wiederholte —, und eine Madonna als Brustbild.

Während er so das Heilige darzustellen suchte, beschäftigte ihn gleichzeitig die Idee, den Kampf des Weibes und des Mannes mit dem Schicksal, oder, wie er sich selbst darüber erklärte, „die Freuden und Leiden der armen Menschenseele," in wichtigen Momenten aus der mythischen und der heroischen Zeit, nach und nach in einzelnen Figuren darzustellen. So entstanden in den Jahren 1808 bis 1810, acht kleine Bilder, und in dem folgenden Jahre noch vier ähnliche, die nebst zwölf andern zusammen einen Cyclus der Geschichte des menschlichen Schicksals bilden sollten. Der Zeit nach scheinen folgende vier die ersten gewesen zu seyn, an welchen der Künstler seine Idee nach und nach ausbildete, so daß sie gewissermaßen erst im Beginnen der Ausführung zur völligen Reife gedieh. Sie standen unter sich, fast paarweise, in gegenseitiger Beziehung. Auf einen an den Felsen geschmiedeten Prometheus folgte eine gefesselte Andromeda, und die Leiden einer verlassenen Ariadne konnten mit dem Schmerze eines Philoktet verglichen werden, der an seinen Wunden krank, von den Griechen

auf einer Insel zurückgelassen ward. Endlich malte K. in den letzten Jahren dieser Periode noch fünf Cabinetbilder: eine Nemesis, halbe Figur, einen Jason, ganze Figur, und eine Andromeda am Felsen nebst dem Gegenstück Ariadne auf Naxos, und noch eine Nemesis in ganzer Figur.

Mehrere dieser Bilder verdienen eine nähere Betrachtung. Ueber die historisch-allegorischen Darstellungen aus der heiligen Geschichte hat sich das Urtheil der Kunstfreunde verschieden ausgesprochen, je nachdem man über die Anwendung der Allegorie verschieden dachte. Die idealisirten Charakterbilder hingegen haben allgemein gefallen.

In seinem Engel Michael, der den Satan in die Hölle stürzt, — Figuren halbe Lebensgröße — wollte der Meister den Sieg des Guten über das Böse — des Ormuzd über den Ahriman — darstellen, also die beiden äußersten Punkte der sittlichen Stufenleiter in der menschlichen Natur versinnlichen. Dies konnte ohne symbolische Bezeichnung nicht geschehen, und eben darum mußte auch der Teufel als eine Hauptfigur in diesem Bilde erscheinen. Man fragt aber wohl nicht ohne Grund: gehört der Luzifer an sich in das Gebiet der Malerei? Sollten nicht die Teufel vorzugsweise dem Dichter, die Engel aber dem Maler in der Darstellung angehören? Jene denken wir uns in ihrer schrecklichen Erhabenheit; diese verlangen wir zu sehen. Wenigstens scheint für den Satan eine malerische Maske noch nicht erfunden zu seyn; gewöhnlich wird das Auge mehr durch das Carikirte in seiner Gestaltung beleidigt, als das Gemüth durch das Furchtbare in seiner

Charakteristik erschüttert. Dagegen beschäftigen Milton's und Klopstock's Teufel die Einbildungskraft mehr, als ihre Engel. Hier in Kügelgen's Gemälde trat der umgekehrte Fall ein. Doch zeigte die Figur des Teufels in Haltung und Ausdruck die höhere Abkunft, Kraft und Charakter; in dem krampfhaft zusammengezogenen Körper des Ueberwundenen äußerte sich noch der Widerstand des unbesiegten Trotzes. Halb hohnlachend, halb knirschend zückt er im Fallen den Dolch gegen das ewig Unerreichbare, den Blitz, der ihn zur Hölle schleudert; und der Drache, oder die Schlange, — das alte Symbol des Genies — welche sich um ihn windet, zischt den himmlischen Jüngling an, der zürnend und triumphirend, von Sturmwolken umgeben, in der Glorie des Siegers dasteht; den Speer in der rechten Hand, zeigt er mit der linken auf den Flammen aushauchenden Abgrund, und mehr schweigend als handelnd, verurtheilt er, durch fromm gebietenden Ernst, den Stürzenden zu ewiger Ohnmacht. Der Körper Michaels gleicht einem jungen Herkules, und in seiner Stellung liegt etwas von der Haltung des vatikanischen Apollo. Bei dem Ganzen schwebte vielleicht dem Künstler das berühmte Bild von Guido Reni in Rom vor: der Sieg Michael's über den Teufel, oder Raphael's Satan, den der Erzengel zu Boden schlägt.

Malerischer und eben daher anziehender war der Gegensatz des Schönen und Erhabenen in der eben so einfachen als sinnvollen mythisch-allegorischen Composition des Kügelgen'schen Ganymed, der vom Adler in den Olymp getragen wird; ein Viertel Lebensgröße. Der

Künstler hat diesen Gegenstand nicht natürlich, — was hier füglich unnatürlich heißen könnte — wie viele Andre, seit dem griechischen Bildhauer Leochares bis auf Rembrandt, — sondern idealisch aufgefaßt, und dies mit Recht: denn Ovid's Adler ist Jupiter selbst. Es konnte also nicht die an sich unmögliche Handlung eines Raubvogels dargestellt werden, sondern eine Exaltation. Hoch über dem Nebelthale der Erde, um sich her Nacht, unter sich Wolken und niederfallende Blitze: so schwebt Jupiters Vogel kühn empor durch den Aether zu dem Lichte, das die Ferne nach oben öffnet. Er umfaßt mit dem rothen Gewande, welches frei in der Luft flattert, den blühenden Körper des Jünglings, so daß die schöne Form sich halb schwebend, halb getragen zeigt. Ganymed umschlingt den Adler, und blickt verlangend und begeistert zum Himmel auf, denn er fühlt es, daß ein Gott ihn trägt. So dachte sich Göthe in seinem Ganymed die Sehnsucht der Liebe nach oben:

Hinauf, hinauf strebt's.
Es schweben die Wolken
Abwärts, die Wolken
Neigen sich der sehnenden Liebe.
Mir! Mir!
In eurem Schoße
Aufwärts!
Umfangend umfangen!
Aufwärts an deinen Busen,
Alliebender Vater!

Dieses Gefühl der Entfesselung und höchsten Läuterung, welchen Zustand die Alten in der leichten, schwe-

benden, wie von allem Irdischen befreiten Gestalt der Psyche auszudrücken suchten, zog unsern Meister mächtig an. Ohne von Dannecker's Marmorstatue in Stuttgard, Kunde zu haben, war ihm Psyche, die zarte Jungfrau, das Symbol der Seele, welche sich über das Irdische erhebt und dem Himmlischen zuwendet, ein würdiger Gegenstand der Kunst. Böttiger's Vorlesungen führten ihn noch tiefer in den Sinn dieser Dichtung ein. So entstanden Kügelgen's zwei Bilder von der Psyche, die sich jetzt in Petersburg befinden.

Auf das Heilige wandte K. die Allegorie zuerst an in seinen beiden größeren Gemälden: Moses auf dem Horeb, und die Verkündigung; Figuren in halber Lebensgröße. Beide bilden ein Ganzes. In jenem, das aber später im Jahre 1811 vollendet wurde, wollte der Künstler sinnbildlich darstellen die Stiftung des alten Bundes, in diesem die des neuen. In dem Moses war die Composition zu kühn und der Umfang des Gemäldes (von 5 Fuß Breite und 4 Fuß Höhe) für den Gegenstand zu klein; auch die Darstellung von Gottes Engel war gewagt; so ausgefahrt möchte sie wohl außerhalb der Gränzen der bildenden Kunst liegen. Vielleicht würden der brennende Busch und ein Gewittersturm auf der Höhe des Horeb, die Stimme des Herrn hinreichend versinnlicht haben. Uebrigens drückt das Bild die hohe, strenge Würde des mosaischen Gesetzes recht gut aus. Moses kniet mit dem linken Fuß, indem er, um des Herrn Willen zu vernehmen, halb von der Erde aufgerichtet, auf dem rechten ruht, und mit der rechten Hand sich auf einen Stein stützt.

Die Linke hält er mit ehrfurchtvoller Scheu vor die Stirn. Das Feuer im Busche wirft von unten und von oben her ein röthliches Licht auf seinen Kopf, auf die Hand und den braunen Nacken. So zeichnet sich die edle Gestalt des großen, kräftigen Mannes selbst in der tiefen Unterwerfung. Ihm gegenüber erhebt sich aus Flammenwirbeln der Geist des Jehova mit herabwallendem Haar und Barte, umhüllt von einem azurnen Gewande in einer Glorie von Licht und Engelchören. Die Linke streckt er nach dem Hirten aus und nach dem Thale Aegyptens, das man an der Pyramide, vor welcher eine Palme steht, erkennt. Auch Moses, von dessen Füßen auf diesem heiligen Boden die Sandalen losgebunden sind, wird als Jethro's Hirte durch den Stab und die seitwärts gelagerte Heerde näher bezeichnet. Das Erhabene, was in der ganzen Composition wirklich liegt, würde indeß noch mehr ansprechen, wenn die Landschaft selbst mit dem Gebirge, welches in die Handlung wesentlich eingreift, sich weiter ausbreitete, und das Bild des Jehova, an welchem man ungern das blaue und rothe Gewand unterscheidet, weniger deutlich hervorträte. Bei größerer Entfernung würde das Körperliche im Flammenlichte wie Duft zerfließen, und der beengte Raum — um es mit Einem Worte zu sagen — die Unendlichkeit des Inhalts weniger zudecken. Betrachtet man das Einzelne, so waren Zeichnung, Colorit, Drapirung und Ausdruck im Moses, dessen Gesicht man bei der an sich schwer darzustellenden Lage des Körpers im Profil deutlich erkennt, vollgültige Beweise von der Kunstfertigkeit des Meisters.

Die Verkündigung unterschied sich vom Moses hauptsächlich dadurch, daß in ihr die Verbindung des Allegorischen mit der Handlung durch die Aufgabe selbst bestimmt war. Der Künstler wollte den Ursprung des neuen Bundes in der vollen Bedeutung seines Zwecks darstellen. Die Composition war ein interessanter Versuch, die Frage zu beantworten: in welchem Maße darf der Maler die Symbolik in der heiligen Poesie anwenden? Man kann daher die Erfindung selbst nicht nach den Grundsätzen der historischen Malerei beurtheilen, noch darf in Ansehung der Attribute von Anachronismen die Rede seyn. Hier mußten das Göttliche und das Irdische, die Gegenwart und die Zukunft in dem Momente einer Vision sinnbildlich verbunden werden. Dem epischen Dichter wird es leichter, als dem Maler, die Maschinerie für diesen Zweck zu erfinden. Ob es aber beiden erlaubt sey, das Idealische, das seine Quelle in der Vernunft hat, und das Geheimniß des Glaubens, das über der Vernunft besteht, historisch zu vereinigen, darüber kann wohl kein Zweifel seyn, wenn nur jedes Einzelne bedeutsam wird durch die Idee des Ganzen, und diese selbst einfach und bestimmt daraus hervortritt. Das Christenthum ist als Offenbarung nicht bloß idealisch, sondern zugleich über alle Vernunft erhaben, folglich mystisch, für Idee und Glauben gleich bedeutend und lebendig darzustellen. Doch die Composition selbst mag für sich sprechen*). Der

*) Hier und bei andern Bildern hat der Vf. auf seine Berichte über die Dresdner Kunstausstellung, in mehrern Jahrgängen

Maler hat den Augenblick gewählt, wo die Verkündigung schon geschehen ist. Der Engel, ein schöner Jüngling mit überirdischem Blick, in goldgelbem Gewande, das ihm bis auf die Füße hinabwallt, einen Lilienstängel, das Bild der höchsten Reinheit, in der Linken, schwebt mit gesenkten Fittigen nahe über der Erde, indem er mit der Rechten auf die Erscheinung des Kindes in der Höhe — gleichsam die Beglaubigung seiner Worte — hinzeigt, während Maria, eine hohe schlanke Gestalt, in tiefer Demuth

— humilis in tanta gloria —

ihr schönes Haupt zur Erde beugt und die Arme kreuzend an ihr Herz legt; ein treues Bild ihrer Antwort in der Schrift: „Siehe, ich bin des Herrn Magd. Sein Wille geschehe!" Sie kniet; doch wird ihre Stellung dadurch, daß das rechte Knie die Erde berührt, indem das linke die sanft niedergebogene Gestalt zu heben scheint, überaus malerisch. Auch zeichnet sich in dieser nicht leichten, hier aber rührend wahren Haltung, das reine, fromme Gesicht der Maria ohne Zwang im Profil. Schön ist das bräunliche Haar geflochten und geordnet; über dem glänzend rothen Gewande trägt sie einen, sich weit hinter ihr ausbreitenden hellblauen Mantel; die Falten der Draperie schmiegen sich sanft an die schöne Gestalt; Blumen stehen in stiller Pracht um sie her, und die königliche Rose, das Bild des Lebens, neigt sich liebend zu ihr hin. In der Höhe öffnet ein Strahl von oben den dünnen

---

des Weimar'schen Journal des Luxus und der Moden, Rücksicht genommen.

Nebel, dessen Duft auf die Auserwählte herabströmt, und aus den hellen Himmelsräumen tritt, von einem dunkelröthlichen Schimmer umgeben, Christus hervor, ein idealisirtes Kind, in welchem der Künstler Kraft und Liebe verkörpert zeigen wollte. Hinter ihm bilden hellere Lichtstreifen ein Kreuz; über ihm schwebt, gleichsam im Lichte der Verklärung, die goldne Königskrone aus Dornen gebildet, welche ein aus dem Nebel hervor sich neigender Palmzweig — das Sinnbild der Versöhnung — überschattet. Unter ihm auf der Erde sieht man die deutungvolle Passionsblume. Christus trägt die Symbole eines Königs des Himmels und der Erde: mit der einen Hand drückt er die Weltkugel an sein Herz; in der andern hält er den Stab des Friedens, auf dessen oberem Ende ein Stern funkelt, der an das Gestirn erinnert, welches bei seiner Geburt den Weisen zum Wegweiser diente. So hatte ihn der Engel angekündigt. Der Künstler ist der Schrift gefolgt. Zwar geht, nach Lucas, die Handlung im Innern des Hauses vor; hier scheint sie aber sich zu endigen. Sie mußte daher, um jene Symbole zu verbinden, auf den Gartenplatz, unmittelbar vor dem durch Stufen erhöhten Eingange in das Haus, verlegt werden. Maria, hinter welcher ein Blumenkorb steht, scheint eben auf der Estrade mit ihren Blumen sich beschäftigt zu haben, als ihr der Engel erschien. Das einfache Haus ist seitwärts von einer Palme, dem Sinnbilde des Friedens, beschattet. Was nicht zur Handlung gehört, bedeckt der niedersinkende Nebel, welcher bis zu den Blumen des Vordergrundes hereintritt. Die Erscheinung selbst ist,

wie in Dämmerung, hinter dem ins Violette spielenden Nebel gehalten.

Hätte der Künstler diese neue Darstellung eines schon so oft behandelten Gegenstandes im großen Style, als Altarblatt ausgeführt, so würde das Bild im Allgemeinen noch mehr gefallen haben. Denn in diesem kleineren Umfange, wo die Gestalten kaum halbe Lebensgröße haben, konnte weder der Hintergrund gehörig zurücktreten, noch die Höhe sich mit der Ferne für die Erscheinung optisch verbinden; daher stand auch das Zarte und Kindliche der Demuth nicht mit dem hohen Ernste und der edlen Einfalt des epischen Charakters dieser Composition in jenem erhabenen Gegensatze, der uns in großen Gemälden so wunderbar ergreift. Doch darf man nicht vergessen, daß die Verkündigung und der Moses zusammen ein Ganzes ausmachen, in dessen Sinn man nur dann eindringen wird, wenn man beide Gemälde neben einander sieht. Dort erblicken wir das Evangelium des Trostes: den Engel unter Blumen, und das Kind mit dem Sterne des Heils unter Palmen; hier die Flammenschrift des Gesetzes, und Jehova's Engel aus heiligen Gluthen sich erhebend; — dort die heilige Liebe, die jungfräuliche, in Demuth und Andacht niedersinkende Maria; hier das Opfer des Gehorsams, den begeisterten Gesetzgeber auf Sinai, niedergedonnert durch die Nähe des Allerhöchsten! Diese bedeutungvollen Gegensätze schließen das große Geheimniß der späteren und der früheren Offenbarung in ihren symbolischen Kreis, und eben darum stelle man beide

Bilder zusammen, um den höheren Kunststyl des frommen Meisters zu beurtheilen.

Was die idealisirten Charakterköpfe betrifft, so waren die drei Oelgemälde aus dem Jahre 1808, der Christuskopf und zwei Pharisäer, glückliche Versuche, das Göttliche im Menschen dem Verdorbenen und Schlechten gegenüber darzustellen. Man fand, daß der jugendlich idealisirte Christuskopf (halbe Lebensgröße), voll Liebe und mit Liebe gezeichnet sey, daß er aber, wenn er nicht den männlichen Bart hätte, eher einem Christus im Tempel gliche. Die beiden Pharisäer waren treffliche Charakterköpfe, die den Schalk im Herzen auf ihrer Stirne zeigten. Sie hatten ganz, jeder in seiner Art, jene heuchlerische Physiognomie, welche „Mücken fängt und Kameele verschluckt." Der Christuskopf in seinem reinen Lichte der Unschuld zwischen beiden, offenbarte gleichsam und vernichtete die finstre Natur des gefallenen menschlichen Geistes.

Zwei Jahre später führte der Meister denselben Gedanken noch sinnvoller aus. Er nannte das Bild: Christus lehrt unter den Pharisäern. Ob K. bei diesem Bilde an Leonardo da Vinci's Christus unter den Pharisäern, ein Gemälde, das er in dem Palaste Aldobrandini in Rom gesehen haben konnte, und das jetzt im Besitze des Lord Nothwick sich befindet, gedacht hat, ist nicht bekannt. Der Messias hat eben gesprochen; noch hören ihn zwei der Umstehenden. Um den Hauptcharakter in der vollen Klarheit seines Lichts hervortreten zu lassen, bedurfte es keiner kunstvoll zusammengesetzten Gruppe. Der Künstler hatte daher, wie es alle Meister der italienischen

Schule öfters gethan haben, halbe Figuren in Lebensgröße gewählt, sie auf die einfachste Weise, ohne alle Beiwerke, geordnet, und den göttlichen Jüngling, aus der Mitte von vier Pharisäern, wie das Licht aus der Finsterniß, etwas hervortretend, ruhig und unbefangen in den Vordergrund gestellt. Jesus, dessen Alter zwölf bis vierzehnjährig erscheint, spricht nicht mehr. Das purpurne, mit gestickter Kante verzierte Gewand, dessen Faltenwurf sehr schön ist, hebt sein leuchtendes Antlitz. Jugendlich schön und edel, mit stillem Ernst in seinen Blicken, legt er die linke Hand auf die Schrift, ohne ein Zeichen der Erwiederung oder des Bewunderns zu erwarten. Er ahnet kein Lauschen des Neides, keinen Grimm der Verfolgung. Denn Christus darf nicht disputiren, wie ein Schriftgelehrter. Jede Spannung des Affects würde dieser Handlung widersprechen. Man erblickt nur den göttlichen Jüngling, der erfüllt von dem, „was seines Vaters ist," sich darstellt, unbewegt von menschlicher Anreizung. Nur so konnte er in seinem kindlich reinen Charakter bleiben, vor, während und nach seiner Rede. Ein Alter, rechts neben ihm, — auch von Seiten der Behandlung und des Colorits ein sehr gelungenes Porträt — drückt Gutmüthigkeit und gläubige Hingebung sehr wohl aus; ein Anderer, gleich neben diesem, aber entfernter, scheint die Worte des Herrn prüfend zu überdenken; zur Linken aber sieht man einen Dritten, welcher, was er gehört, mißbilligt, zürnt und droht; hinter ihm geht der Vierte ab, verächtlich zurückblickend. Beide haben, um Johannes Worte anzuwenden, „in ihrer Finsterniß das Licht nicht begriffen".

Sie lassen dahinter das Schwerste im Gesetz: das Recht, die Barmherzigkeit und den Glauben. Das Ganze zeigt uns gleichsam nur Eine Figur, vor deren Klarheit die Nebengestalten zur Seite und nach hinten, in dem Schatten des absichtlich im Dunkel gehaltenen Hintergrundes sich verlieren, wie die Spuren einer Handlung, die eben vorüber ist.

Ueberhaupt gefiel sich der Künstler darin, eine Hauptfigur in ihr volles Licht zu stellen, und alle Umgebungen derselben als Beiwerke oder stumme Andeutungen in den dunkeln Hintergrund zu verweisen. Ein solches Bild ist seine Nemesis, inhaltreich und tief gedacht, wie fast alle Compositionen des Meisters, die bei der größten Einfachheit viel ausdrücken. In dem nächtlichen Hintergrunde liest eine verschleierte Sibylle in einer Rolle; sie stellt das Schicksal vor, welches in der schweigenden Nacht geheimnißvoll verhüllt, den Ausspruch thut, während im hellen Vordergrunde die strenge Tochter Jovis und der Necessitas, eine edle, jungfräuliche Gestalt, in ihren Umrissen, wie es die Mythe will, das Maaß der Gerechtigkeit versinnlichend und mit der Rechten bedeutungvoll auf ihr Herz, auf das im Busen richtende Gewissen hindeutend, das Gewand lüftet, die Linke aber, mit dem Griffe des in der Scheide ruhenden Schwertes, auf das durch eine Wage bezeichnete Buch des Gesetzes drückt. Die rhamnusische Göttin, welche einst Phidias bildete, erscheint hier also nicht mit den symbolischen Attributen des Alterthums *),

*) In voller Bewegung, mit Flügeln an dem Rücken, oder auf einem Wagen mit Greifen bespannt, in der Hand die Wage

sondern ernst und kalt, wie etwa Pallas oder Diana, doch mit italienischer Farbengluth gemalt. Nur das nächtliche Dunkel, welches durch sie erhellt wird, deutet an, daß sie bei den Griechen auch als die Tochter des Erebus und der Nacht gefürchtet wurde.

Ob Kügelgen Herder's Abhandlung: Nemesis, ein lehrendes Sinnbild, gelesen hat, ist nicht bekannt. Nach seiner Darstellung sollte man glauben, daß er die beiden Begriffe der Alten von der Nemesis *) zu Einem Wesen verschmolzen habe. Denn sie erscheint hier nicht bloß als die Herstellerin des Gleichgewichts, sondern auch als die strenge Göttin, welche Verbrechen und Frevel vor ihren Richterstuhl zieht. Sie vereinigt mit der strengen Männlichkeit der jüngeren Göttin die schöne, obgleich ernste Weiblichkeit der älteren, welche als die sinnige Beobachterin und treue Bewahrerin der ehrwürdigen Verhältnisse im Seyn und Handeln, durch Gebehrden, Stellung und Zeichen warnend den Uebermuth bezähmt. Eben darum hat der Meister seine Nemesis nicht allein so dargestellt, wie sie mit der einen Hand das Gewand der Brust in die Höhe hält, als ob sie mit ernstem Blicke in den Busen schaute, sondern er gab ihr auch das Schwert und die

---

oder die Geißel, zu ihren Füßen ein Rad. — Als Göttin des Maßes, in sich schauend, von den Alten dargestellt, sieht man sie in der Mengs'ischen Sammlung zu Dresden.

*) Manso hat in seiner lehrreichen Abhandlung: Ueber den Begriff der Nemesis (im neuen teutschen Merkur, Junius 1810), den Unterschied zwischen der mildern Hesiodischen und Aristotelischen Nemesis, und der strengeren, die er die tragische nennt, aus Stellen der Alten trefflich entwickelt.

Wage; zugleich erkennt man den richtenden Blick, der in das Herz des Schuldigen eindringt; indem sie aber den rechten Arm zur Brust zurückführt, als wolle sie von den Fingern zum Ellbogen hinabmessen, kündigt sie sich an als die Aufseherin der Begierden und als die Göttin des Maßes und des Einhalts.

Im J. 1812 malte Kügelgen dieselbe Nemesis als ganze Figur, in demselben Charakter. Es war gleichsam ein prophetischer Blick, den er dem Gewaltigen nachsandte, der damals Rußland überzog. Darum steht auf der Scheide des Schwertes die Jahrzahl 1812. Kügelgen's Nemesis, in Crayon, von seinem Sohne Wilhelm für den Herrn Geheimen-Rath Koreff gezeichnet, fand in der Berliner Kunstausstellung im Jahre 1822 allgemeinen Beifall. Die einzige Copie dieser schönen Nemesis von Kügelgen, welche Fräulein Therese von Winkel gemalt hat, ist im Besitze der Fürstin Hardenberg.

Auch ward von unserem Meister im Jahre 1812 ein Amor in halber Lebensgröße gemalt, der mit bunten Flügeln in die Luft sich erhebt, und den goldenen Bogen spannt, indem er auf jeden, der ihn betrachtet, zu zielen scheint. Die Flügel dieses Amor gleichen Papageienflügeln; der sinnige Meister äußerte, daß er dabei an die Sage der indischen Mythologie gedacht habe, welche den Kama (den indischen Gott der Liebe) auf einem Papageien-Weibchen reiten läßt, welches das Sinnbild der Sarasvadi, der Göttin süßer Ueberredungskunst, war. Zu dem phantastischen Bildchen dieses über dem Erdballe

schwebenden kleinen Herrschers passen die hellgrünen Flügel trefflich.

Eben so reich an Inhalt und schön ausgeführt sind die zwölf kleinen Bilder in Oel, welche zu dem, leider nicht vollendeten mythisch-philosophischen Cyclus der verhängnißvollsten Lagen des Menschenlebens gehören; doch kann jeder Theil des Ganzen auch als ein Theil für sich angesehen werden; so einfach ist die Composition und so individualisirt der Ausdruck. Sämmtliche Figuren haben über ein Viertel Lebensgröße. Diesen schönen Kunstreihen der Lebensphilosophie führen an die Begeisterung, als schaffende Kraft, in der einen Hand die Lyra, mit der andern das Chaos ordnend; ihr folgen der Genius des Guten und der des Bösen, als die ersten Geber der Freude und des Schmerzes; dann Pandora, wie sie über das aus der Büchse über die Welt sich stürzende Unglück erschrickt; hierauf die vom Geliebten verlassene, klagende Ariadne, und der von den Gefährten verlassene, duldende Philoklet; dann der an den Felsen geschmiedete Prometheus, der selbst in den Fesseln den Göttern trotzt, und die in stiller Wehmuth duldende, an den Felsen gekettete Andromeda. Später als die genannten acht sinnvollen Bilder, entstanden vier andere, mit welchen die erste Hälfte des Reihens, der Cyklus des Tragischen, geschlossen war: eine Nemesis, als ausgleichende Vergelterin; Penelope, um Ulysses trauernd, mit den Waffen desselben; Ulysses auf der Insel der Circe, nach Ithaka sich sehnend; endlich die Geburt der Venus Anadyomene, welche in stiller Pracht des himmlischen

Liebreizes aus dem dunkeln Meere nach oben aufblickt. Das letzte Bild sollte der Uebergang zu zwölf andern Gemälden seyn, in welchen der Meister die freudigeren Gemüthszustände aus dem menschlichen Leben nach der Mythenwelt darzustellen gedachte; eine Psyche endlich, die, den Blick in sich gekehrt, gleichsam sich selbst betrachtete, — wie alles Menschliche zu der Selbsterkenntniß hin- und zurückführt, — sollte diesen Cyclus schließen; allein die Ausführung unterblieb, weil der Käufer der ersten acht Bilder die Bestellung zurücknahm. Außer diesen Bildern malte K. noch in dem Jahre 1811 einen Theseus, und nach Klopstock's Gedicht einen Hermann, als Skizze; in beiden Figuren hatte ihm das Ideal eines Helden vorgeschwebt.

In die Zeit, in welcher Kügelgen diese Bilder malte, gehören einige Briefe von ihm an seinen Bruder, welche zum Theil darauf sich beziehen, und weil sie manches Charakteristische enthalten, hier angeführt werden.

Dresden, den 17. Oct. 1809.

„Unter den für Slobin angekauften Bildern befinden sich einige von mir. Ich habe sie zu billigen Preisen angesetzt; allein, wenn Slobin kein Behagen daran finden sollte, so nimm sie für mich in Verwahrung, und schreibe auch die verhältnißmäßigen Transportkosten auf meine Rechnung. Unter diesen Bildern von mir befindet sich ein Christuskopf und zwei Pharisäer, doch jeder Kopf besonders. In dem Christus habe ich das Höchste und Edelste, was die Menschheit bezeichnet, aufzustellen gesucht, und in den Pharisäern das Verworfenste. Diese ver-

schmitzten, schlauen, ränke- und betrugvollen Spitzbuben-Gesichter dienen dem lieblichen, anmuthvollen Christuskopfe zur Folie."

Dresden, den 21. Januar 1810.

„Ich habe nun wieder drei Bilder in der Arbeit, welche zusammen gehören. Die beiden ersten geben gleichsam einen Gegensatz vom alten und neuen Testamente. Das Eine ist Gott Vater, wie er dem Moses im brennenden Dornbusch erscheint. Moses kann als Repräsentant des alten Testaments betrachtet werden. Dieß Bild macht viel Wirkung. Das zweite Bild, das neue Testament bezeichnend, stellt den Engel dar, der der Jungfrau Maria die Ankunft des Messias verkündigt. Das Dritte hat zum Gegenstande den Sieg des Guten über das Böse. Der Engel Michael stürzt den Teufel aus der Burg des Himmels hinab in die ewigen Flammen. Der Engel ist ein kräftiger Jüngling mit leichtem Gewande. Er ist mit Helm und Speer bewaffnet, um anzudeuten, daß das Gute jederzeit zum Kampfe gerüstet seyn muß. Der Teufel ist ein muskulöser Bengel im Style Michael Angelo's, und durch und durch Teufel. Bei der Maria und dem Engel (in der Verkündigung) freue ich mich der gelungenen Gewänder, wie der Anmuth und Zartheit des Ganzen. — Das Bild von Moses in kräftigem Helldunkel hat viele Magie und erinnert an die Effectbilder von Rembrandt."

Dresden, den 4. April 1810.

„Die vier Bilder, welche der Anfang sind zu einem Cyclus von vier und zwanzig Bildern, habe ich an den

H. v. Bethmann in Frankfurt am Main verkauft für 200 Dukaten, und male ihm sofort alle Jahre vier, bis die Sammlung vollendet ist *). Du siehst, daß ich keine hohen Preise mache; denn die Bilder enthalten doch 2½ Fuß Höhe zu 2 Fuß Breite. Sie müssen ihm wohl selbst sehr wohlfeil vorgekommen seyn, weil er glaubte, mich falsch verstanden zu haben, und mir 400 Ducaten schickte. Ich nahm natürlich nur 200 an. Er würde gewiß auch Bilder von Dir kaufen; aber vor der Hand bist Du um Absatz nicht verlegen."

Lotzdorf bei Dresden, den 15. Julius 1810.

„Unter den Bildern, die nun schon auf der Reise sind, und worüber hier die Liste folgt, ist auch mein Ganymed, worauf ich mir etwas zu gut thue. Biete Slobin an, noch zwei Seitenstücke dazu zu bestellen: das eine, die Geburt der Venus, wie sie aus dem Meere steigt, und das andre den Tod des Adonis vorstellend; das eine von der aufgehenden, das andre von der untergehenden Sonne beleuchtet. Diese drei Bilder würden die Idee von Geburt, Tod und Auferstehung versinnlichen."

So wechselte der Meister in der Darstellung mythologischer und christlicher Gegenstände. In beiden war ideale Charakteristik sein Hauptzweck, und für beide schuf er sich eine Kunstsymbolik, welche oft eben so einfach als verständlich war. Dabei versuchte er sich in verschiedenen Maßstäben der Größe; doch gab er die colossale Form

*) Dies ist nicht geschehen, weil die Zeitumstände es verhinderten.

bald auf, wiederholte aber denselben Gegenstand, wie den Christus, die Madonna, und späterhin den Johannes, die Magdalena u. a. m., in verschiedenen Darstellungen, weil er, vorzüglich in der Darstellung des Heiligen, als individuelle Schönheit mit dem Ausdrucke des bestimmtesten Daseyns, sich selbst und seinem Urbilde nie Genüge leistete. Er fühlte, seine Phantasie war nicht groß, keine Farbe glänzend genug, um sein Ideal zu erreichen. Wie konnte er auch glauben, durch Farben, aus Schatten und Licht dämmernd gewebt, malen zu wollen, was aus himmlischer Klarheit entsprang? Dadurch aber, daß er zu seinem Urbilde immer näher hinanzutreten sich bemühte, gelang es ihm nicht selten, in der Darstellung des wirklichen Lebens die seelenvollen Augenblicke, in welchem das geheimnißvoll verhüllte Göttliche wie durch eine Verklärung hervortritt, glücklich anzudeuten. Wenn nur jedesmal der Beschauer ein Gemüth, dem seinigen ähnlich, zu seinen Bildern mitgebracht hätte!

30. Die Compositionen des Meisters aus den Jahren 1813, 1814 und 1815. — Kügelgen in Ballenstedt.

Kügelgen sollte noch eine dritte Periode äußerer Stürme in Deutschland durchleben. Es war die wichtigste: für Sachsen die jammervollste; für Europa die verhängnißvollste; für Rußland und Deutschland die glorreichste. Was Er in dieser welthistorischen Zeit, in den Jahren

1812 bis 1815, empfunden und gedacht hat, das wissen nur seine Freunde, die sich des persönlichen Umgangs mit ihm erfreuten. Unter den vorhandenen Papieren hat sich aus jenen drei Jahren kein Brief an seinen Bruder von ihm vorgefunden. Die meisten sind wahrscheinlich verloren gegangen *). Dagegen sprechen einige in dieser Zeit von ihm gemalte Bilder sein Inneres aus. Kügelgen verabscheute in tiefer Brust die Unterdrückung; er beklagte das Elend des Kriegs; er theilte mit Begeisterung die Erhebung des Volks; er fühlte sich zu neuer Kunstkraft gestärkt; aber — sein Vermögen war dahin, und die Lage seiner Familie weniger gesichert als je.

In dieser dunkeln Zeit erschien ihm ein alter Freund. Der wackere Adam Nebrich, ein Rheinländer und Kaufmann, der für ein Handlungshaus reiste, derselbe, welcher ihm schon in München viele Beweise der innigsten Theilnahme gegeben hatte und seitdem der treueste Freund der Familie geblieben war, schickte ihm während des Krieges 1813, aus freiem Antriebe einen Creditbrief, um ihm in seiner bedrängten Lage beizustehn. Er fügte die Versicherung hinzu, daß Kügelgen über sein ganzes Vermögen schalten könne. K. hat das Anerbieten nicht benutzt, aber mit dankbarer Liebe gedachte er oft dieses edlen Mannes, der auch nach dem Tode seines Gerhards die Familie nicht

*) Aus einigen andern Briefen, die er damals an seine Schwiegermutter und an eine Freundin in Dresden schrieb, sollen weiter unten einige Stellen mitgetheilt werden.

vergaß, ob er gleich vor Schmerz dieselbe, wann er nach Dresden kam, nicht sehen und sprechen konnte *).

Die großen Begebenheiten der Jahre 1813, 1814 u. 1815 machten auf den Künstler einen tiefen und bleibenden Eindruck. Sein elegisches Gefühl nahm einen trüberen Ernst an, und er malte zuletzt fast nur heilige Gegenstände, mehrmals die Madonna, den Johannes, den Engel Gabriel, die Magdalena, als Brustbilder, u. a. m. Drei von diesen Bildnissen, welche noch im Jahre 1812 gemalt wurden: ein Christuskopf, ein Johannes und eine Magdalena fanden vielen Beifall, da sie zusammen gedacht und empfunden und mit gleicher Liebe schön ausgeführt, ein deutungreiches Ganze bildeten. Die Magdalena stellte sich der Künstler vor, wie sie, zum ersten Male die Lehre Jesu hört und nun die erste Thräne der Reue vergießt. In den letzten Jahren seines Lebens malte K. die sterbende Magdalena. Seine Madonna und der Engel Gabriel waren ebenfalls Gegenstücke.

Jetzt veranlaßte ihn die Zeitgeschichte zu mehrern sinnbildlichen, beziehungreichen, kleinen und größeren Gemälden. Dahin gehören drei kleine allegorische Bilder: Cybele mit der Aschenurne, auf welcher die Jahreszahlen 1813, 1814 u. 1815, nebst einem mit Lorbeern gekrönten Helme, zu sehen sind; die Urne selbst ist mit

*) Der brave Nebrich starb im Jahr 1822. Er hat seine Freundschaft für den Vater dem ältesten Sohne desselben, Wilhelm, welcher sich zum Künstler bildet, dadurch bewiesen, daß er ihm ein sehr ansehnliches Legat vermacht hat.

einem Eichenkranz umgeben; Melpomene, die tragische Muse, mit einem Dolche in der Hand, erinnert in ihren Gesichtszügen an den finstern Geist, welcher von Frankreich aus durch Europa hinzog; ihr Haupt ist mit einem Diadem von Perlen geschmückt, das Napoleon's Adler mit seinen Blitzen ziert; die Farben des Gewandes sind die berüchtigten Farben der Revolution; — Klio, die Muse der Geschichte, zeichnet mit freudigem Staunen den Tag der Schlacht bei Leipzig auf die Tafel der Erinnerung. Dieselben Gegenstände führte der Künstler für Kunstfreunde noch zweimal, jedoch mit kleinen Veränderungen, als Brustbilder in Lebensgröße aus.

Während der Waffenruhe im Sommer des Jahres 1813, schrieb K. an seine Schwiegermutter in Harm, um sie über die Lage ihrer Kinder in Sachsen zu beruhigen.

Dresden, den 27. Junius 1813.

„Gott sey Dank! meine innig geliebte Mutter! endlich einmal wieder Nachricht! Wie viele Briefe mögen verloren gegangen seyn! .... Wir hatten schon gar nicht mehr den Muth zu schreiben, und auch diese Zeilen — Gott gebe ihnen sicher Geleit! O der Entfernung — wie schwer zu tragen für die, welche die Liebe so mächtig zu einander zieht! Doch danke ich dem Himmel, daß Lilla gegenwärtig nicht bei Ihnen ist. Bei ihrem so reizbaren Gemüth würde sie vor Wehmuth sterben. — Es ist ein Trost, daß das mühselige Thun und Treiben hienieden nur eine kurze Zeit währen kann, aber die wenigsten bedenken, daß auf die Nacht des Todes bald wieder ein heller Tag leuchten wird, den aber nicht Alle erblicken

werden. Wer oben ſelig werden ſoll, der muß die Seligkeit des Herzens ſchon hier unten empfunden haben. Wohl thäte es Noth in unſeren Tagen, der liebe Gott ſchickte noch einmal ſeinen Sohn auf dieſe Erde. Daß er von den Chriſten eben ſo würde gekreuziget werden, als von den Juden, iſt keinem Zweifel unterworfen. O möchte ich doch alſo ein Chriſt ſeyn, wie ich erkenne, daß ich es ſeyn ſollte, dann wäre ich geborgen, was auch kommen möchte, für dieſe wie für jene Welt. . . . . Lilla bleibt ſich immer gleich, immer ſanftmüthig, fromm und vernünftig; ich aber faſſe alles zu leidenſchaftlich, bin bald zu heftig, bald zu weich. Doch gelingt es mir ohne Anſtrengung, Lilla nimmer zu betrüben. Könnte ich ſie nur ſo glücklich machen, wie ſie es verdient. Daß ſie immer ſo von körperlichen Leiden gequält iſt! Ach das iſt hart, auch für mich; aber was iſt meine Geduld gegen ihre Schmerzen! Wie es heißt, werden wir bald Friede haben; doch wenn es auch von neuem losgehen ſollte, ſo ängſtigen Sie Sich nicht. Ich werde nach Möglichkeit Maßregeln zu unſerer Sicherheit treffen. Uebrigens ſtehen wir alle in Gottes Hand!"

Als hierauf der Krieg aufs Neue losbrach, und Dresden der Angelpunkt deſſelben wurde, wollte K. anfangs mit ſeinen Landsleuten jede Gefahr theilen. Allein, da die Stadt geſperrt werden ſollte, und ſeine Wohnung größtentheils von Einquartierung beſetzt war, ſo entſchloß er ſich, um arbeiten zu können, aus eigner Wahl, Frau und Kinder nach Ballenſtedt, wo er keinen Franzoſen zu ſehen

hoffen durfte, in Sicherheit zu bringen. Er fand das Land im tiefen Frieden, weil es an keiner Militärstraße lag. Ueber seinen Aufenthalt daselbst äußerte er sich in einem Briefe an seine Schwiegermutter.

Ballenstedt, den 24. Novbr. 1813.

„Schon seit einem Vierteljahre leben wir hier im Gebirge sicher wie in Abrahams Schooß, und haben noch nicht einen einzigen Soldaten gesehen. Die Bergluft bekömmt uns außerordentlich, besonders den Kindern, die alle Wochen zweimal die Abende mit dem jungen Prinzen zubringen. Die Herzogin ist sehr gütig und sendet meiner Frau immer ihren eigenen Wagen, wenn sie sie zu sich bittet. Der Herzog ist eben so liebreich gegen mich, aber bei alledem sehnen wir uns sehr nach unserem noch so bedrängten Dresden. — Die Gegend ist äußerst romantisch, und alle Berge, Felsen und Schluchten erinnern an alte Sagen und Legenden, die man sich noch erzählt. Der alte Brocken ist unser Barometer. Wenn seine Spitze dampft, so bekommen wir gewiß schlechtes Wetter. Ja wohl hat Gott in aller Art uns gnadenvoll geschützt, indessen unsere Freunde theils gestorben, theils verarmt sind. Wir sind nicht einmal geplündert worden, und das will viel sagen, indeß die Menschen um und neben uns zu drei Malen geplündert wurden, und dann noch ihre Häuser mußten in Rauch aufgehen sehn. Was wird auch in Rußland für ein Jauchzen seyn, bei den unerhört großen und schnellen Siegen! — In ganz Sachsen müssen sich alle Männer von 18 bis 45 Jahren unter die Waffen stellen. Als Fremder bin ich davon ausgenommen und

freue mich dessen nur um deswillen, weil ich dadurch ferner meiner Kunst und meiner Familie fortleben kann. Was ich außer meiner Person für's Allgemeine hinzugeben vermag, thu' ich mit Freuden. Von meinem Bruder haben wir noch immer keine Nachricht. — Möge uns ein baldiger Friede alle gesund und wohl in Ihre Arme führen."

Doch sein Herz war auch in Ballenstedt bei seinen Mitbürgern. Dies sieht man aus den Briefen, die er damals nach Dresden schrieb; unter andern drückt er sich in denen an seine Freundin, Fräulein Therese von Winkel, so aus.

Ballenstedt, den 15. Nov. 1813.

„O wie war ich bei Ihnen in all dem Wirrwarr, in all dem Jammer und der Noth, die unser gutes Dresden bestürmten, und ich schäme mich, daß ich nur in der Idee Theilnehmer davon war. Dafür entbehre ich nun auch die Freude des Erwachens nach diesem schweren Traum. — — So gut es mir hier auch geht, so sehen Sie doch, daß die Sehnsucht nach einem Orte, wo ich mir gefallen habe, mir schon jetzt allerlei Beweggründe vorspiegelt, damit ich mir selbst nicht undankbar vorkomme, wenn ich mich schon wieder wegsehne von Ballenstedt, dem ich während der Kriegs-Stürme die Ruhe des Friedens und überhaupt viel Wohlwollen und Liebe verdanke. — Es beginnt nun vielleicht ein ganz neues Leben, und wenn es auch noch ein Weilchen trübe Tage gibt, so bricht dann die Sonne nur um so herrlicher und erfreulicher durch." —

Seine Freundin hatte ihm geschrieben, was Dresden während der Durchmärsche im Sommer 1813 und während der Einschließung gelitten. Darauf antwortete K. aus Ballenstedt den 14. Dec. 1813 Folgendes:

„Wie sehr hat Ihr liebes Schreiben vom 26. Nov. uns ergriffen und gerührt! — Guter Gott, womit haben denn wir vor euch guten Menschen von solchem Jammer verschont zu bleiben verdient? — Oder soll ich Euch vielmehr beneiden, die Ihr durch solches Leiden gebüßet habt die Schuld der Zeit, in der wir Alle befangen sind, und steht es uns vielleicht noch bevor mit Härterem zu zahlen? — Wie dem nun sey, ich beuge mein Angesicht zur Erde: Herr, dein Wille geschehe! —"

„Ich soll Ihnen von uns erzählen? Nun schäme ich mich vollends zu sagen, wie gut es uns hier bis jetzt gegangen ist. Es ist, sagt man, nicht gut sein Glück zu rühmen, der Feind lauscht und freuet sich es zu zerstören. Lieber will ich an vergangenes Elend denken und mir einbilden: ich hätte meinen Tribut dem Glücke schon abgetragen. Unser erstes einziges Kind, nach dem es vierzehn Monate lang, nach namenlosen vorhergegangenen Leiden, als Entschädigung, unsre Seligkeit gewesen war, nahm Gott zu sich. — —"

„Ich arbeite jetzt an einem Bilde für das Zimmer der Herzogin; es sollen zwei sich gleiche über die Thüren kommen. Das erste stellt die Maria dar, welche die Elisabeth besucht. Damals schlummerte die Hoffnung jener Zeit in dem heilig verborgenen Schooße, wie auch jetzt im nächtlichen Schicksal noch das Heil und die Hoffnung

unsrer Zukunft schläft. Doch wir haben schon die Zeichen der Zeit gesehen und dürfen frohlocken, wie Elisabeth." — Nun ein Erguß über die Zeit, die er gewürdigt sey, zu erleben; dann ruft er aus: „Doch wo bin ich schon wieder hingerathen? — Ich kenne mich fast selbst nicht mehr, so voll Trauer und Herzeleid, so voll Jubel und Freudigkeit, finde ich Beziehung und Gleichniß in Allem was ich beschaue."

K. malte in Ballenstedt für die Herzogin in den Jahren 1813 und 14 zwei historische Gemälde in Oel, welche ohne allegorische Beiwerke die heiligen Gegenstände einfach darstellten und eben so kunstreich als gefällig ausgeführt waren: die Heimsuchung Maria bei Elisabeth im Zimmer, wo ein Webestuhl angebracht ist, und den Besuch der Elisabeth bei Maria und Joseph mit den Kindern Jesus und Johannes, im Freien, wo sich die Kinder mit der reinsten Fröhlichkeit begrüßen. Die Figuren haben ein Drittel Lebensgröße, nach den Verhältnissen des Saales, in welchem sie einander gegenüber aufgestellt werden sollten. Außerdem malte er ein Christuskind auf der Weltkugel mit ausgestreckten Armen, als ob es der ganzen Welt den Frieden geben wollte; ein Viertel Lebensgröße. Der Herzog von Anhalt-Bernburg schenkte dieses Bild der Fürstin Pauline von Lippe-Detmold. Eine ähnliche Darstellung desselben Gegenstandes in kleineren Verhältnissen, vom J. 1814, kam nach München. Endlich malte K. in Ballenstedt die Glieder der herzoglichen Familie, welche ihn so huldvoll aufgenommen hatte. Zugleich vollendete der Meister noch

zwei sehr liebliche Farbengedichte: eine Psyche, die einen Schmetterling auf ihrer Hand betrachtet, ihr zur Seite blüht eine Sensitiva; und einen Amor in einem Rosenstrauche, der mit gespanntem Bogen zielt.

Im Anfang des Februars 1814 verließ der Meister mit seiner Familie Ballenstedt und begab sich nach Hummelshayn bei Jena, einem schön gelegenen Berg- und Jagdschlosse des Herzogs von Gotha, wo er bei dem Oberforstmeister, Herrn von Ziegesar, ungefähr ein halbes Jahr im Schooße der freundlichsten Geselligkeit verlebte. Hier führte er ein größeres allegorisches Gemälde in Oel aus, das vor so vielen Werken in dieser Gattung sich dadurch auszeichnete, daß es ganz verständlich war und keinen Zweifel über seinen Sinn übrig ließ. Der Künstler wollte, wie er schon früher einmal gethan hatte, den Sieg des guten Princips über das Böse in der Scene des Engels Michael darstellen. Er charakterisirte den Engel als den Genius der verbündeten Mächte, welcher den Satan in den Feuerpfuhl der Hölle stürzt. Das Ganze ist ein entthronter Jupiter, oder ein kräftiger Tyrannensturz. Das Gesicht des Stürzenden war kenntlich, auch wenn der Kopf nicht das Abzeichen der Macht, die Lorbeerkrone des Imperators, getragen hätte. Vorzüglich bezeichnete ihn seine Gesichtsfarbe. Die Aufgabe selbst war auf folgende Art gelöst. In der Majestät eines siegenden Apollo, der den Python zu Boden schlägt, steht über dem Titan, mit Schild und Speer vorschreitend, der himmlische Jüngling, ein Gewappneter, dessen schön behelmtes Haupt die heiterste Ruhe ausdrückt.

In ihm dachte sich der Künstler den Genius der drei verbündeten Hauptmächte. Darum trägt der Helm eine dreifache Krone. Der grüne Leibrock und Brustpanzer hat das große russische Georgenkreuz mit schwarz und gelber Einfassung auf der Brust. Um ihn faltet sich in reicher Drapirung der preußische Königspurpur, durch die Einsäumung und das Zeichen des eisernen Kreuzes kenntlich. Das Schild ist durch das Maria-Theresia-Kreuz bezeichnet. Und war nicht Oestereich bei seinem Hervorbrechen nach dem Waffenstillstande das Schild zur Linken? Der Greif auf dem Helme endlich deutete die nordische Kraft an, und sollte an die Volkskraft erinnern, welche in der Landwehr so mächtig für Rußland und Preußen sich erhob. Diese Kraft hat den Ueberwundenen von dem Königsstuhle gestoßen, der hoch über den Wolken steht, durch römische Ruthenbündel und umgestürzte Lilienstengel, deren Kelche als Füße des Stuhls dienen müssen, bemerkbar. Hinter dem zum Tartarus sinkenden Machtfürsten sieht man die Erdkugel schweben, und die Kette ist gesprengt, mit der sie an den Stuhl des Imperators gefesselt war. Im Sinken noch schleudert der Entthronte gegen den Genius den Donnerkeil, der aber in dieser Richtung nur ein Fehlblitz seyn kann. Um seine Linke windet sich eine Schlange, die ihren giftigen Biß gegen den Arm richtet, der sie vergeblich abzuschütteln sucht. Der gelbblasse Körper ist von den Hüften an mit einem violetten Mantel bedeckt *).

*) Vgl. die geistvolle Deutung dieses Bildes von einem Kunstkenner in den deutschen Blättern. III. Leipz. 1814.

So sinnreich die Idee des Ganzen auch im Einzelnen ausgeführt war, so zog es dennoch weniger an, als es vielleicht ein bloßes Zerrbild gethan haben würde. Für eine Caricatur war die Composition zu ernst und zu edel, zumal da der Künstler in der Figur des Stürzenden alles Widrige vermieden hatte; als ein Kunstwerk aber streifte sie durch das Theatralische und Gespannte in den Stellungen zu weit hinein in die Gränzen der persönlichen Satire, als daß sie den reinen Ausdruck des Schönen würdig behauptet hätte. Auch widersprach es wohl dem reinsymbolischen Charakter dieses Bildes, in welchem selbst die Farben allegorisch seyn sollten, daß in das Gesicht des Stürzenden eine vollkommene Porträtähnlichkeit gelegt war.

Merkwürdig ist es, daß der Künstler dieses Bild gleichsam mit prophetischem Geiste längst vor dem Dritten April des Jahres 1814, schon im März d. J. vollendet hatte.

Zu Michaelis 1814 kehrte die Familie nach Dresden zurück. Er malte bald darauf sein großes, oben bereits näher beschriebenes Bild: Diana und Endymion, das Gegenstück zum Apoll und Hyazinth. Jenes fand noch kürzlich auf der berliner Kunstausstellung im Herbste 1822 den Beifall der Kenner, vorzüglich in Hinsicht der schönen Verhältnisse und der einfachen Anordnung der Gruppe; doch vermißten einige Beurtheiler, wohl mit Unrecht, in der Diana, die, als Luna gedacht, nur zart und schüchtern dem schönen Schäfer nahen kann, den kräftigen Charakter der Göttin der Jagd und der Wälder, welcher in diese Darstellung nicht gehört. Wenn auch der

Kopf der Luna, ganz wider die Absicht des Künstlers, an die neufranzösische Manier erinnert; so kann man doch die Stellung der Luna darum, weil sie der Gewalt eines unbekannten Zuges folgt, nicht gezwungen nennen. Es ist zu wünschen, daß beide Bilder, die eine Grundidee in verschiedener Handlung ausdrücken und den plastischen Kunststyl des Meisters am bestimmtesten darstellen, nicht getrennt werden.

Seine häusliche Lage und die Verlegenheit, in welcher er sich wegen seines Vermögens in Rußland befand, nöthigten ihn jetzt wieder, Porträts zu malen. Seine Stimmung war nicht die heiterste, wie man aus seinen Briefen an Karl sieht.

Dresden, den 30. Januar 1815.

„Seit einem Vierteljahre habe ich viel gekränkelt, befinde mich aber gegenwärtig wieder recht wohl, und so sehe ich mit gesundem Muth und gesundem Blut in Ergebung den fernern Evolutionen und Revolutionen von Deutschland und Europa entgegen; denn, daß wir nun schon sollten Ruhe haben bei dem noch so regbaren Gährungsstoffe in den Völkern, deren Erwartung unbefriedigt geblieben ist, glaube ich nimmermehr. Dem Ruhe Liebenden wäre vielleicht eine Reise nach Rußland anzurathen; aber die Erfahrung hat mich gelehrt, daß man allenthalben vom Unglück erreicht werden kann. Ich will daher abwarten, aber in Bereitschaft bleiben, und dann, nach Verhältniß der Umstände, das thun, was der Geist mir eingeben wird. — In der Entfernung wo Du nun lebst, scheint Dir die Ruhe gesichert. Möchte die Uebersicht

Deiner Fabrikgeschäfte Dich nicht so sehr in der Thätigkeit an Deiner Staffelei hindern. — Die Französin, die eine Zeit lang bei Euch im Hause gewesen ist, ist hier durchgereist. Du hattest ihr einmal ein schönes Federmesser zum Geschenk gemacht. Dies habe ich ihr abgehandelt, um doch etwas von Dir zu besitzen. Es liegt eben neben mir, und Du glaubst nicht, wie mir es rührend ist, solch ein todtes Werkzeug zu besitzen, welches in Deinen lebenden Händen war. Ich weiß nicht, ob ich Dir schon gemeldet habe, daß die hiesige Akademie der Künste bei ihrer neuen Organisation mich zum außerordentlichen Professor aufgenommen hat, wo ich, bei geringer Verpflichtung, einstweilen einen Gehalt beziehe von 200 Thalern, jedoch mit der Zusicherung, bei der ersten Vacanz weiter fortzurücken, da vor der Hand alle Stellen der Professoren besetzt waren. Man hat mich hierdurch nur für die Zukunft gewinnen wollen, welches mir sehr schmeichelhaft ist."

Dresden, den 3. Februar 1815.

Du erhältst mit dieser Gelegenheit auch einige gedruckte Blätter aus dem Conversations-Lexikon. Sie enthalten die Lebensgeschichte der Zwillingsbrüder Kügelgen. Man hat uns allerdings viel Ehre angethan, daß man in diesem interessanten Werke auch unserer hat erwähnen wollen. Aus dem gleich darauf folgenden Aufsatze über Kunst wirst Du sehen, wie die Begriffe über diese erhabene Himmelstochter sich nun zu entwickeln beginnen, und wie die Deutschen, im Gegensatze der beschränkten Umsicht anderer Nationen, sich bemühen, das Ewige, das Unendliche ihres

Weſens wenigſtens anzudeuten. Im Denken ſteht der Deutſche gewiß ſeinen Nachbarn voran; wäre es auch ſchon im Handeln! Die letzten Jahre geben auch hier die erfreulichſten Ausſichten, und beurkunden einen kräftigen Willen, eine Sehnſucht nach Ordnung und Geſetz und Einheit der deutſchen Geſammtkraft, wodurch allein dieſer mächtigen Nation ein Rang in der Politik kann zugeſichert werden."

Dresden, den 23. März 1815.

„Ich ſehe ein, wie nothwendig es iſt, daß ich ſelbſt nach Ehſtland reiſe, um meine Geldgeſchäfte in Ordnung zu bringen, da man auf meine Briefe ſo gar keine Rückſicht nimmt. Wenn ich im September in Petersburg ankomme, werde ich Dich wohl dort noch finden, und dies mag uns beiderſeits für die Trennung von den Unſrigen entſchädigen. Von fertigen Bildern werde ich mitbringen, was ich kann. Dich endlich einmal wieder zu ſehen, ſchwebt mir als ſo außerordentlich erfreulich vor, daß ich es um deswillen bezweifle, weil das Außerordentliche ſo ſelten geſchieht. — Den größten Theil meines Vermögens ſehe ich alſo in Ungewißheit, ich mag mich drehen, wie ich will. Die Nachricht von Deiner ſchwankenden Geſundheit quälet mich noch mehr. Ich leide ſchon lange an Schlafloſigkeit, theils durch Gemüthsunruhe, theils körperlich. Die beſte Arznei hingegen iſt: ruhige Ergebung in den Willen Gottes. Je weniger man auf der Welt zu hoffen hat, je weniger hat man zu fürchten. In dieſer Gottesergebenheit und in der Anſpruchloſigkeit auf die ſogenanten Lebensfreuden finde ich mit meiner Lilla mich geiſtig ſo

gehoben, daß, wenn ich durch zufälliges Einklingen irdischer Mißtöne nicht verstimmt werde, ich mich als den allerglücklichsten Menschen betrachten muß. Denke deswegen nicht, daß wir an irdischen Freuden so ganz verarmt seyn u. s. w. — — Ganz besonders freue ich mich, daß Du in Deiner gegenwärtigen gedrückten Lage und hinkenden Gesundheit Deinen Frohsinn so aufrecht zu erhalten vermagst. Ich glaube, wenn ich über meine sämmtlichen Lebensfreuden aufrichtig Buch führen würde, so möchte doch, mit einer ähnlichen Rechnung von Deiner Seite verglichen, mein Summa Summarum das größere seyn. Das Klagen ist eine fatale Unart, aber so ein Sentimentalitätsgemüth glaubt sich vorzüglich zu Harmonie und Wohllaut berechtigt, und jeder Mißton thut ihm weh, und wenn's noth thut, so liebt man zu klagen. Deine Kränklichkeit besonders verursacht mir solche Bangigkeit, daß Du vielleicht darüber lachen wirst. Ich sehe Dich im Geiste oft auch schon in dem Sarge liegen, und Emilie und Deine Kinder. — Ich vermag das Bild nicht auszumalen. Habe Mitleiden mit mir, lieber Bruder; denn ich habe dieses so sehr besorgte Herz mir ja nicht selbst gegeben. Oft lobe ich mich darum, und sage mir, daß eben diese Sorgsamkeit mich aller Wege zur Arbeit gespornt hat, mit gutem Erfolge für die Meinigen zu sorgen; aber aufrichtig muß ich bekennen, daß das Glück weit mehr gethan hat als all mein Streben."

Dresden, den 13. April 1815.

„Die seit Kurzem in Frankreich vorgefallenen Dinge machen wieder jeden Entschluß und jede Unternehmung

unsicher. Diese Krisis, wo in der Begattung des Alten mit dem Neuen das Kind solcher Aeltern als das versöhnende Resultat erwartet wird, ist schrecklich. Die Wehen, die dieser Geburt vorausgehn, sind furchtbar. Die Menschheit zittert und stöhnt. Es schwebt mir eine ziemlich klare Ansicht über die neuere Geschichte vor. Die Reformation war die Vorbereitung zur gegenwärtigen Epoche. Nachdem der Geist sich die Freiheit des Denkens errungen hatte, nahm er eine neue Richtung. Hatte man früher das Herrschsystem der Kirche drückend gefunden, so fand man nun in den Systemen der Staatsverfassungen ähnlichen Druck. In Neuerungen suchte man Verbesserungen, die Regierungen aber hielten auf das alte Hergebrachte, als auf ein ererbtes Recht, vielleicht blos der Bequemlichkeit wegen. Verdenken kann man es den Monarchen auch nicht, wenn sie nicht gleich einwilligen wollen in die Anmaßungen und frechen Plane ihrer Völker; noch unwilliger sieht man einen Papst und einen König von Spanien mit eisernem Eigensinn auf Einführung des Veralteten beharren. Das Alte wird nimmer neu, und jedes gewaltsame Eingreifen in das große Rad, welches vom Geiste der Zeit geschwungen wird, bringt Zermalmung hervor. Muß doch sogar die Form der Religion sich dem Geiste der Zeiten anpassen, wie sollten es nicht auch die Regierungen! Nichts bleibt, wie es ist, und die ganze Natur spiegelt uns ein ewiges Vergehn und Neugestalten vor. In Wissenschaften und Künsten ist dieselbe Gährung nachzuweisen, wie in der Politik; aber der versöhnende Niederschlag kann sich dann nur bilden, wenn

jedes Volk seiner Ureigenthümlichkeit wird zurückgegeben seyn. Für's erste müssen die Waffen entscheiden. Nur sie entscheiden überzeugend (?) für Jedermann, denn der Gewalt fügt sich Alles. So halte ich die Zurückkunft Napoleons für ein glückliches Ereigniß. Das war Dir ein Geschrei und ein Spectakel von der guten Sache, und kein Mensch wußte, wo die gute Sache war. Jetzt weiß man wenigstens wieder, wo die böse Sache ist. Ist Frankreich erst besiegt, so wird das Geheimniß des Guten, wie aus einem Nebel, sich offenbaren, und man wird dann hoffentlich wissen, was man soll. Es wird schon gehn. Alles strömt zu den Waffen. Mein Wilhelm ist erst zwölf Jahr alt, und er wollte im verwichenen Jahre schon mit den freiwilligen Jägern ins Feld. Nun führt er den Krieg wenigstens mit der Feder mit und componirt Schlachtlieder. — Es ist eigen, daß man gerade zur Unzeit am meisten zu sagen hat. So giebt es Menschen, bei denen der Damm der Beredsamkeit nur dann losbricht, wenn man sie mit dem Lichte in der Hand zur Thür begleitet."

Wie gedrückt sich K. damals fühlte, spricht eine andere Stelle dieses Briefes aus.

„Von Jugend auf glaubte ich nie über vierzig Jahre alt zu werden, und so finde ich es für gut, von meinem vierzigsten Jahre an mein Leben als geschlossen zu betrachten und alles, was mir nun noch weiter vom Leben wird, als eine Beilage anzunehmen. Wenn es mir auch oft scheint, es wäre besser, ich läge in tiefer Grabesruhe, um

dort den neuen Tag der Ewigkeit zu erſchlafen, ſo finde ich es doch höchſt intereſſant, noch einige Zeit Zuſchauer des bunten Erdgetümmels zu ſeyn. Es fällt mir dabei oft ſo ganz unerwartet, gar manche ſüße Freude anheim. Auch finde ich es beſſer, die Sorge um die Meinigen vor der Hand noch ſelbſt zu übernehmen als ſie Andern zu übergeben. Das Erbärmlichſte bei allen dieſen Planen iſt immer das, daß ich von Neuem als Porträtmaler in die Schranken treten muß."

„Ich bin dieſer Porträtwirthſchaft, ſagt er in einem ſpäteren Briefe an Karl, Dresden den 30. Mai 1816, oft ſo herzlich müde, daß ich mich ſchäme, es auszuſprechen; denn am Ende muß ich noch froh ſeyn, daß es noch Leute gibt, die Luſt haben, ſich von mir malen zu laſſen. Glaube mir, Bruder, wenn Einer die Sorge für Frau und Kinder übernehmen wollte, ich ginge gern der ewigen Heimath zu! — Ja, ſo ſcheint es dem Menſchen öfter, aber bei aller Ehrlichkeit iſt nichts leichter, als Selbſtbetrug."

HOOVER WAR COLLECTION

In dieſe Zeit fallen einige Kunſt- und Geſchäftsreiſen nach Berlin und Ballenſtedt, die der Meiſter über Leipzig und Halle machte, auf welchen er ſeine dortigen Freunde beſuchte. Damals ſchrieb er aus Leipzig, den 1. Auguſt — an ſeine Freundin Thereſe von Winkel: „Ueber das Wohlthätige meines hieſigen Aufenthalts habe ich nicht nöthig, Ihnen etwas zu ſagen, da Sie es ſo treffend ſchon ſelbſt empfunden und dargeſtellt haben. Deſſen

ungeachtet sehne ich mich schon wieder nach dem lieben Dresden und nach meiner Arbeitsstube. Wie würde es mir erst seyn, wenn ich dies liebe Dresden ganz verlassen müßte! Wie ist Alles so unvollkommen hienieden, — und doch lebt der Mensch gern!!! und warum sollte man auch nicht gern leben? Ist doch die Welt so schön!" —

31. Gerhard ist wieder Porträtmaler. — Sein Aufenthalt in Berlin. — Seine Reise nach Ballenstedt. — Die Jahre 1816 bis 1818.

Da K. befürchten mußte, daß sein Vermögen in Rußland, welches er um die Zukunft seiner Familie zu sichern, erworben hatte, ohne Hoffnung verloren sey, so beschloß er aufs Neue, einige Jahre seines Lebens dem Bildnißmalen zu widmen. Er wollte zum zweiten Male sein Wort lösen, das er früher dem Vater seiner Helene gegeben hatte, als er dessen Sohn werden sollte. So sah er sich in seiner Künstlerbahn von dem Schicksale zurückgeschleudert auf den Punkt, von welchem er in St. Petersburg vor sechzehn Jahren ausgegangen war! Dieses Gefühl machte auf seinen durch den Ernst und die Bedeutung der Zeit, welche er durchlebt und durchgekämpft hatte, noch höher in die Ideenwelt entrückten Geist einen tiefen Eindruck. Eine fast zur Schwermuth oder Lebensmüdigkeit sich hinneigende Religiosität erfüllte jetzt ausschließend sein Gemüth, und die angestrengteste Thätigkeit

im Bildnißmalen, welches mit seinem künstlerischen Streben offenbar im Widerspruche stand, verdüsterte nur noch mehr seine nur ungern in der Wirklichkeit verweilende Einbildungskraft. Ermattet, wie er war, von den Drucke der Kriegsjahre, entschloß er sich, etwas zu unternehmen, was zugleich seinen Geist erheitern und erheben und seine Kraft neubeleben könnte. Da hörte er, daß die Justiniani'sche Galerie in Berlin angekommen und das berühmte Danziger Bild dort noch befindlich sey: dies veranlaßte ihn zu einer Kunstreise nach Berlin, wo er im Herbst 1815 und in dem darauf folgenden Winter mit vielen Aufträgen von der königlichen Familie und dem dortigen Publicum beehrt wurde. In weniger als drei Monaten fing er zehn Porträts an, von welchen er sieben gleich fertig zurück ließ. Zwei Kniestücke vollendete er zu Hause. Auch verkaufte er in dem kunstsinnigen Berlin mehrere von seinen Arbeiten und nahm Bestellungen auf andere an. So tummelte sich der Meister nochmals mit erwerbpflichtiger Thätigkeit und mühevoller Anspannung herum, aber — wie er seinem Bruder schrieb — mit weit geringerem Erfolge als ehemals in St. Petersburg; denn jetzt zeigte ihm nur das kältere Pflichtgefühl die Möglichkeit, noch einmal durch große Anstrengung ein bedeutendes Vermögen und dadurch ein unabhängiges Leben erringen zu können.

Gleich nach seiner Zurückkunft aus Berlin trat er im Frühjahr 1816 eine Reise nach Ballenstedt an, wohin er seinen zweiten Sohn Gerhard brachte, der daselbst als Gesellschafter des Erbprinzen mit diesem zugleich unter-

richtet und erzogen werden sollte. Hier erhielt K. die Nachricht von dem Hinscheiden seines alten Schwiegervaters.

„Ich wurde, schrieb er an seinen Bruder (Dresden den 30. Mai 1816), von so gewaltigem Schmerz ergriffen, daß ich mit lauter Stimme weinen mußte. Wenn auch der Tod für den Entschlafenen nicht als ein Unglück zu betrachten ist, so wirket er doch stets als das ernsthafteste Geheimniß der Natur auf die Nachbleibenden. — Ein Blick in die unermessene Höhe des Himmels aus der unergründlichen Tiefe unseres Gemüths, in dessen krystallenem Quell sich die ewige Liebe und Barmherzigkeit Gottes abspiegelt, — ein solcher Blick schlichtet allen Streit der tief bewegten Brust. So ruhe denn sanft, edler Geist des geliebten Vaters, nach so mannigfaltigen Leiden eines langen Lebens, — ruhe aus von der mühseligen Reise im Schooße der ewigen Liebe und Barmherzigkeit!" —

K. malte damals die Prinzessin Wilhelmine Luise, die Tochter des Herzogs, die im folgenden Jahre mit dem Prinzen Friedrich von Preußen vermählt wurde. Bald darauf kehrte er nach Dresden zurück, wo sich die Aeltern über die große Entfernung von ihrem Sohne allein durch den Gedanken tröfteten, daß sie bei dieser kurzen Trennung blos das Glück ihres Sohnes vor Augen hatten. Während des Sommers 1816 war K. mehr ernst als froh gestimmt. Seine gute Frau litt viel. Er brachte sie ins Bad nach Radeberg; dann bezog er mit Frau und Kindern einen Weinberg bei Loschwitz, anderthalb Stunden von Dresden, wo die Bergluft und der ruhige Naturgenuß

in einer schönen Gegend wohlthätig auf die Gesundheit der Familie einwirkten. An Häuslichkeit von jeher gewöhnt, fand K. hier das schöne Glück der Einsamkeit des Fleißes und Freude die Fülle in dem fröhlichen Aufblühn seines Wilhelm.

Im Herbste dieses Jahres verkaufte K. seine Copie der Madonna von Raphael an den Fürstbischof von Ermeland in der Abtei Oliva bei Danzig für 2500 Thaler. Dieses Geld wurde aber in Leipzig von einem Postofficianten gestohlen, der sich nachher entleibte. Die Post war zu dem Ersatze verbunden; nur machte der traurige Vorfall dem Künstler viel Sorge und Unmuth.

Den Winter des Jahres 1817 verlebte der Meister in Berlin, wo er wieder mit vieler Liebe und gastfreundlichem Wohlwollen aufgenommen wurde. Doch man höre ihn darüber selbst.

Berlin, den 16. April 1817.

„Ich bin nun wieder in einem so tumultuarischen Thun und Treiben, wie ich es nie mehr war, wie ich nie Freude daran hatte und nie haben werde. In früheren Jahren, wo ich weit unreifer war, da lohnte meine Arbeit besser als nun, wo ich meine Bildnisse so sorgsam ausarbeite. Dieses Jahr werde ich mit doppelter Anstrengung im Pfluge gehen müssen. Porträts! Alltagsgesichter gegen meine Ideale! Du kennst mein altes Klagelied, was ich so gern singe, Du aber nicht gern hören magst. Ich klage auch nur vor Dir, mein Bruder, und schäme mich doch dabei, indem ich wohl weiß, wie Menschen, weit würdiger als ich, ganz andere Leiden zu ertragen haben.

Ich bin nun seit zwei Monaten hier und wirklich fast erdrückt von Arbeit. Von Morgens 6 Uhr bis 6 am Abend vergönne ich der Essenszeit und der Ruhe oft nur eine Stunde. Dabei sind meine Zimmer wie ein Taubenschlag, denn die große und schöne Welt spazirt beständig aus und ein. Meine arme Künstlerseele wird dabei zertrampelt wie ein Marktweg. Die Finger werden mir vom Pinselhalten oft so steif, daß ich sie gar nicht gerade machen kann. Bin bei alle dem gesund, und lerne Geduld. — Was mich jammert, sind so manche Ideen, dem liebenden Herzen entwachsen, um von meinem Pinsel Gestalt und Wirklichkeit zu erhalten — die schwinden hin wie bunte Seifenblasen." —

K. malte jetzt in Berlin binnen sechzehn Wochen vierzig Köpfe. Zwei Bildnisse wurden dort von ihm vollendet; die übrigen acht und dreißig nahm er mit nach Dresden: eine Arbeit von anderthalb Jahren, da viele Gruppen von halben Figuren und die Prinzessin Charlotte von Preußen, die nachmals vermählte Großfürstin Alexandra, in ganzer Figur, darunter sich befanden. Er hatte anfangs nicht die Absicht, so viele Bestellungen zu übernehmen; „aber — dies sind seine eigenen Worte — die guten Menschen halten sich für beleidigt, wenn man sie abweist."

So lernte K. Berlin fast nur durch die Menschen kennen, welche er malte. Er kam wenig aus; hatte er sich den Tag über müde gearbeitet, so ging er den Abend zu seiner Erholung mit seiner Guitarre im Zimmer herum. Von dem angestrengten Pallet- und Pinselhalten aber war ihm die linke Hand so erlahmt, daß er sie nicht mehr

nach Willkür gebrauchen konnte; doch gab sich das bald nach dem Gebrauche stärkender Bäder. Indeß störte ihn noch im Winter 1818 öftere Kränklichkeit in seinen Arbeiten.

Unter den in Berlin gemalten Bildnissen zeichneten sich vorzüglich aus das Porträt des Kronprinzen und der Prinzessin Charlotte von Preußen, als halbe Figuren, nach Petersburg bestimmt; dann das schon erwähnte Bildniß der nunmehrigen Großfürstin Alexandra in ganzer Figur, für S. Maj. den König; ferner das Bildniß des königlichen Prinzen Albert von Preußen und seiner Schwester, der Prinzessin Luise, in einer Gruppe, Kniestücke, und bestimmt für die Großfürstin Alexandra nach Petersburg; die des Prinzen Friedrich (im Küraß) und der Prinzessin Friederike, als halbe Figuren; die der Familie Radzivil: der Fürst, seine älteste Tochter und seine zwei jüngsten Söhne auf dem einen, und die zwei ältesten Söhne auf dem andern Bilde gruppirt; und die der fürstlichen Familie San Guszhko, in drei Gruppenbildern: die Schwester von sechszehn Jahren hält den jüngern Bruder umschlungen, die Mutter mit ihrem ältesten Sohne und den Vater. Vorzüglichen Beifall erhielten auch verschiedene Bildnisse in halber Figur, das des Fürsten Blücher, wozu der Held, der dem Künstler wohlwollte, mehrere Sitzungen gegeben hatte; ferner das kräftig aufgefaßte Bild des berühmten Generals Grafen von Gneisenau, einige Kindergruppen u. a. m. Ueberhaupt malte er im J. 1817 sieben gruppirte Bilder. Ein Bild

mit zwei Porträts wurde ihm gewöhnlich mit 60 Frd'or bezahlt.

So mühte Gerhard sich ab mit Bildnißmalerei in den besten Jahren seiner Kraft. Denn, ob er wohl Gesichter fand, deren wahrhafte Abbildung sich wirklich zu einem Kunstwerke eignete, so waren sie doch keine Schöpfungen aus seiner Seele. „Daß ich aber die Conception — dies beklagte er selbst, — zu so manchem herrlichen Bilde, was die Welt erfreuen würde, in meiner Seele muß verfaulen lassen, — sieh, lieber Bruder, das thut gar zu weh!" — Indeß schrieb er seiner Frau: „Zum Glück führt mir Gott diesmal lauter interessante und charakteristische Köpfe zu, und die Zufriedenheit, mit der man meine Arbeiten aufnimmt, ist ordentlich schmerzstillender Balsam von Gott gesendet." —

Uebrigens gefiel er sich in Berlin. „Hier — schrieb er an seinen Bruder, — rühret sich so viel Gutes, und die königliche Familie, die ich sehr genau kennen zu lernen das Glück hatte, ist gewiß eine der frömmsten und zugleich sehr geistreich, vorzüglich der Kronprinz. Man hat mich in Berlin wirklich auf Händen getragen, und ich werde nie dankbar genug seyn können für so viel Milde, Schonung, Liebe, Würdigung meines Talents und meiner Persönlichkeit." — „Gott hat seine Gnade, — setzt er mit frommer Rührung hinzu, vielfältig über mich ausgegossen, und ich denke, er thut es besonders wegen meiner frommen Frau und meiner guten Kinder." —

Der Künstler hatte nämlich während seines Aufenthalts in Berlin die Auszeichnung genossen, daß sämmt-

liche Glieder der königlichen Familie ihm in seiner Privatwohnung Sitzungen gaben, um ihm seine Zeit nicht durch das Hin- und Herfahren zu verkürzen. Auch geruhte der König selbst, nebst dem damals durchreisenden Großfürsten Nicolaus, den Künstler in seiner Malerstube zu besuchen. — Ueberhaupt erfreute sich der Meister in Berlin des persönlichen Wohlwollens vieler ausgezeichneter Menschen. „Ich weiß nicht, sagt er selbst in einem Briefe, womit ich es verdiene, daß mich die Menschen hier so lieb haben." — „Leider bin ich, sagt er in einem Briefe an seine Frau, Berlin d. 1. März 1817, für diese Weltehre bei weitem nicht unempfänglich genug. Du meinst, ich würde noch lange meinen Pinsel mit Ruhm führen, wenn Lilla lange schon ruhen wird. — Meine geliebte, einzige Lilla, wie es dann seyn wird, das kann ich mir nicht denken, wünsche aber, Gottes Liebe so sehr werth zu werden, daß er mich würdig befinden möge, den Tag nicht zu erleben, wo man Dich zur Ruhe trägt. — Sieh, liebe Lilla, das ist es eben, was mich so anspornt zur Thätigkeit, daß ich weiß, daß wir Alle in Gottes Hand stehn. Er kann mich morgen abrufen; was dann gethan ist, das ist gethan; und will Gott erhalten, was ich dann erworben habe, so darfst Du Dich mit den Kindern doch nicht mit drückenden Sorgen fürs Leben plagen. Dafür hat mich Gott zum Arbeitsthier geschaffen, und ich erfülle meinen Beruf auch als Christ, indem ich thue, was ich eigentlich nicht möchte, und stelle es Gott anheim, der es so haben will."

Doch in einem späteren Briefe, Berlin den 12. April

1817, sieht er seinen Beruf von einer schöneren Seite an: „Wie süß ist mir der Gedanke, für ein Weib, wie Du, für solche Kinder, wie Gott durch Dich mir gegeben hat, für Euch zu arbeiten! Täglich fühle ich die Einwirkung göttlicher Gnade; werde stets im Innern ruhiger und hoffe mit Gottes Hülfe noch so freundlich zu werden, wie unser lieber Hofrath und der Pastor Roller."

Seine Familie war im Mai d. J. in Ballenstedt gewesen, wohin er selbst von Berlin aus reisen wollte, allein er wurde durch die vielen dringenden Arbeiten davon abgehalten. Frau von K. brachte daher allein den ältesten Sohn Wilhelm auf die Schule nach Bernburg, wo Herzog als Lehrer und der würdige Superintendent Krummacher, der Freund des Vaters, sich um die Bildung des vielversprechenden Jünglings sehr verdient machten; so wie Möller und Beckedorf in Ballenstedt an dem Unterrichte des jüngeren Sohnes vorzüglichen Antheil hatten. „Leider, schrieb K. an seine Frau, von Berlin aus, den 15. Junius 1817, ist mein Versuch, von einigen Aufträgen loszukommen, nicht gelungen, und so habe ich bis zum Freitage viel zu überstehn. Gott wird mir wohl helfen, wie er bis dahin so treulich gethan, und ich hoffe dann zum Sonnabend abreisen zu können. Wie groß meine Sehnsucht ist, Dich, meine einzige L., wiederzusehn, kann ich nicht sagen. Oft habe ich an Göthe's Lied vom gefangenen Gretchen gedacht, wo diese sagt: ja in der Ferne fühlt sich die Macht, wenn zwei sich redlich lieben, drum bin ich in des Kerkers Nacht auch noch lebendig geblieben. — Gottes Gnade ruht sichtlich auf

Dir, und ich vermag Gott nicht genug zu danken, daß er Dein Bemühen, unsern Wilhelm zu dem würdigen Apostel Krummacher zu bringen, hat gelingen lassen.“ — —

Im September des Jahres 1817 reiste Gerhard nach Bernburg und Ballenstedt, um nachzusehen, wie es mit seinen beiden Söhnen stände. Doch man höre den Vater selbst! Er schreibt von dort an seine Frau:

Ballenstedt, den 22. Septbr. 1817.

„Von Halle aus habe ich Dir, meine geliebte Lilla, meine bis dahin glücklich zurückgelegte Reise gemeldet; in Bernburg hatte unser herrlicher Krummacher es übernommen, Dir meine dortige Ankunft zu berichten, um, wie er sagte, mir die Zeit der Geselligkeit dort nicht zu schmälern; und nun melde ich Dir, daß ich Wilhelm von Bernburg mitnahm und gestern Mittag wohlbehalten hier im großen Gasthof angekommen bin. Während ich den Wagen auspacken und mir Zimmer einräumen ließ, lief Wilhelm ins Schloß zu Gerhard, dem er weis machte, daß er eine Woche Ferien hätte und sich im Gasthofe mit einem seiner Cameraden etablirt habe, welcher ein ganz fideler guter Bursche sey, der ihn auch möchte kennen lernen, und er solle ihm doch dahin folgen. Ohne etwas zu ahnen, stand Gerhard auf, folgte dem Bruder und sagte unterweges: „Ach ich wollte, dein Camerad wäre der Vater!“ und so stürzten beide ins Zimmer. Im ersten Momente erkannte Gerhard mich nicht, indem er mich nicht vermuthet hatte, fiel mir aber dann mit Heftigkeit um den Hals, und Thränen der Freude standen in seinen klaren Augen.

Nun ließ ich den Tisch für drei Personen decken, ließ eine Bouteille Rheinwein holen, gab aber dem Gerhard nur ein halbes Glas auf Deine Gesundheit zu trinken; und wie ich nun glückselig war mit meinen zwei Jungen, das wirst Du wohl begreifen. Gerharden fand ich in der Gestalt veränderter als den Wilhelm; doch war mir dieser durch sein reifendes Wesen und seine Baßstimme viel mehr entfremdet. Das Zeugniß, welches Krummacher unserem Wilhelm gab, hat mich fast zu Thränen gerührt; ich bin nun fester wie je davon überzeugt, daß Gottes Gnade recht sichtlich auf Dir ruht; und ich vermag Gott nicht genug zu danken, daß er Dein Bemühen, unsern Wilhelm zu dem würdigen Apostel Krummacher zu bringen, hat gelingen lassen. Für unsere beiden Söhne hat Gott gesorgt; denn auch unserm Gerhard gab mein Freund Beckedorf das beste Zeugniß." —

„Der Herzog, welchem ich gestern meine Aufwartung noch machte, war so gnädig, mir so gleich wieder meine alte Wohnung einräumen zu lassen, und ich habe diese Nacht schon hier geschlafen. Im Gasthof aber hatte ich dieselben Zimmer, welche Du bewohnt hattest, und es war so rührend, wie die Kinder sich immer erinnerten: hier saß die Mutter — hier stand das Bett — und hier war's so ꝛc. In Gerhards Zimmer fand ich alles in der schönsten Ordnung, und was er nur von Bildern in seinem Vermögen hat, klebt an den Wänden. Der Erbprinz erkundigte sich gleich sehr angelegentlich nach Dir und Adelheid, und lachte laut auf, als ich ihm sagte: die kleine Mutter befände sich mit allen ihren Puppenkindern

im höchsten Wohlseyn; die Prinzessin habe ich noch nicht gesprochen, da sie nicht wohl ist und den Keichhusten haben soll. — Wilhelm sitzt neben mir und schreibt. Das gesunde und kräftige Aussehen unserer blühenden Jungen macht mir große Freude; beide werden kräftigere Körper bekommen als ihr hinter der Staffelei halb vertrockneter Vater. Wilhelm ist jetzt schon so groß als ich, aber dicker; Gerhard verspricht schlank zu werden, und die Gesichtsbildung beider ist schon durch den Ausdruck von Verstand und Herzensgüte äußerst einnehmend; wobei mir für ihre Zukunft wegen Verführung der Welt bange werden könnte, wenn man nicht deutlich sähe, wie vorsorgend die Gnade Gottes so vorzugsweise für ihre religiöse und sittliche Bildung gesorgt hat und noch sorgt. Mein geliebtes Weib, Du bist immer eine fromme, treue und vorsichtig aufmerksame Mutter gewesen. — Wie hat mich Gott in Weib und Kindern gesegnet! Könnte ich Dich jetzt an mein Herz drücken mit den drei Kindern, die mir Gott durch Dich geschenkt!" —

„Ueber Gerhards fernere Entwickelung in religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht hat Krummacher mich sehr beruhigt. Also traure nicht ferner über Möllers Trennung von unserm Gerhard, denn so unersetzlich auch mir sein Verlust erscheint, so wird gewiß Alles geschehen, einen Lehrer aufzufinden, der eben so treu seine Pflicht erfüllt, wie Möller es gethan. Dieser war leider sechs Stunden vor meiner Ankunft schon abgereiset. Ueber Gerhard hatte Beckedorf eine Klage, nämlich, daß er der Versuchung, ganz heimlich einmal Tabak zu rauchen, nicht habe

widerſtehen können. Sage, wo haben unſre Jungen dieſen Trieb zum Tabakrauchen her, wenn er ihnen nicht im großväterlichen Blute angeboren iſt? Indeſſen ſah Wilhelm doch ganz ruhig zu, wie ich mit Krummacher eine Pfeife rauchte und war ſehr geſchäftig, mir von Zeit zu Zeit Fidibus zu reichen. Mit Krummacher ſprach ich über die intereſſanteſten Gegenſtände einen ganzen Nachmittag und war äußerſt glücklich durch die Mittheilungen dieſer ſo lebendigen und reichhaltigen Seele; den Abend brachte ich bei einem fröhlichen Mahle, bei Geſang und Gläſerklang ſehr vergnügt zu. Das Lied von Claudius: Am Rhein, am Rhein, habe ich noch nie ſo ſchön ſingen hören. Ich wußte nicht, ob ich vor Freude und Rührung weinen oder lachen ſollte, wenn ich unſern Wilhelm neben mir anſah, der zurückgelehnt auf ſeinem Stuhle — ſo etwas ſchaukelnd — mit dem ernſthafteſten Geſichte ſeinen Baß wie ein alter Cantor mit ſang. Marie Krummacher iſt ein ſehr angenehmes Weſen; ſie hat eine ſchöne reine Menſchenſtimme; auch ihre Mutter hat mir als eine geſchäftige, herzliche Hausfrau überaus wohlgefallen. Wilhelm iſt von Allen geliebt, von Krummacher ſelbſt aber ſo wie ſein eignes Kind.“ —

„Oft kann ich doch den Wunſch nicht unterdrücken: Du möchteſt uns hier ſehen; doch es konnte ja nicht ſeyn, du arme Mutter! Daß ich aber dieſe Reiſe gemacht habe, wird mich nie gereuen; denn jetzt erſt fühle ich, wie nöthig mir eine ſolche Erholung war! Die Freude über unſre Kinder wirkt ſo wohlthätig auf meinen Körper, daß ich ſchon dieſe Nacht faſt wie ein Todter geſchlafen habe, und

alle die vorigen unwohlen Empfindungen kaum noch wahrnehme. Gerhard hat sich jetzt auch zu uns gesetzt, um an die Mutter zu schreiben. Du Schutzengel, den mir Gott beigesellt, lebe wohl!

Dein glücklicher Gerhard."

Das nächste Frühjahr wollte K. mit seiner Frau den Sohn in Ballenstedt besuchen, und dann im Spätjahre mit Frau und Kindern nach Kurküll, einem Gute in Ehstland, reisen, wo sich sein Bruder abwechselnd mit St. Petersburg aufhielt. Was ihn bisher von der Ausführung des letzten Planes abgehalten hatte, sagt er selbst in einem Briefe an seinen Karl, den wir als eine Probe, wie er seine äußeren Lebensverhältnisse ansah und beurtheilte, hier einrücken.

Dresden, den 14. October 1816.

„Lillas Sehnsucht, die Ihrigen wieder zu sehen, wird mit jedem Jahre stärker. Mein Reisewagen, wie auch eine angemessene Summe Geldes stehen immer in Bereitschaft. So wie es die Umstände erlauben, machen wir uns auf; aber mir ist angst und bange vor den Folgen einer solchen Reise. Es hat mir weh gethan, daß man blos meinen Willen als das bisherige Hinderniß dieser Reise ansieht. Wie oft hat Lillas schwache Gesundheit den Plan vereitelt! Nun ist wieder gar manches zu bedenken; denn ich bin einmal gewöhnt, die Umstände zu Rathe zu ziehen, und all' mein Handeln blos dem Wohle meiner Familie anzupassen. Zu künftigem Winter sind in Berlin wieder funfzehn Porträts bestellt, die mir jedes doch mit 20

Louisd'or honorirt werden. Dieſen Verdienſt muß ich fahren laſſen und auf meine hieſige Beförderung bei der Akademie Verzicht leiſten, wo mir mit der Zeit ein jährliches Einkommen von 800 Thalern werden wird; denn bleibe ich einen Winter in Berlin, und dann wieder ein Jahr in Rußland, ſo bin ich für immer aus dem Sattel gehoben. Was bei Euch meine Kunſt für Ausbeute haben wird, ſteht noch dahin. Nach Petersburg habe ich keine Luſt, weil man von dort ſo bald nicht wieder hinweg kann, und in euren kleinen Städten iſt wenig zu machen. Von der andern Seite fodert mich wieder die Kindespflicht zu dieſer Reiſe auf, deren großer Nachtheil für meinen Erwerb ja noch nicht erwieſen iſt. Des Lebens Zweck iſt überdem höher, als daß man blos zu kauen habe. Die Seele dringt auch auf die Befriedigung ihrer Bedürfniſſe. Es iſt eben nicht leicht, die Weiſung des Heilands vernünftig zu befolgen, wo er ſagt: Sorget vor allem für das Reich Gottes, das Uebrige wird euch von ſelbſt zufallen. Iſt's nicht, um auf der Stelle ein Kapuziner zu werden, wenn man ſich gegen alle Scrupel und Zweifel in Sicherheit bringen will! Ja wohl iſt das Leben ein Irrgarten, wo wir ohne Gottes Gnade gar bald den Leitfaden verlieren. Um dieſe, mein lieber Bruder, laß uns jederzeit bitten; denn mit der geprieſenen Vernunft iſt es ein trügeriſch Ding. Des Menſchen Seele, welche die Ewigkeit empfindet und an die Zeitlichkeit gebunden iſt, unterfängt ſich gar leicht, jene mit dieſer auszumeſſen. Da nun aber die Zeit nicht weiter in die Ewigkeit hinaus ragt, als unſre Naſe in den blauen Himmel, ſo iſt es wohl

kein Wunder, wenn alle Menschenphilosophie und Weisheit gegen das, was wir als Ewigkeit, als Gott und seine Weisheit erkennen, nur Nasenweisheit ist. Das Christenthum allein lehrt uns den wahren Gebrauch unserer Vernunft; denn es ist höher als alle Menschenweisheit. Deswegen aber ist es auch allen denen so unbegreiflich, die auf eigne Weisheit bauen, und so leicht faßlich allen, welche noch in Kindeseinfalt wie in Gottes Paradiese leben. Uns arme Zeitgenossen hat ein sogenanntes philosophisches Jahrhundert jämmerlich hinausgeprügelt. Doch in allen Ereignissen geschieht nur Gottes Wille, und so mußte die Thorheit dieses philosophischen Treibens offenbar werden, damit man gewitzigt sey. — Ach, mein Bruder, wie freue ich mich auf das lang ersehnte Wiedersehn! Wie wird mir seyn, wenn ich vor Dir stehe, und vor Deiner Emilie, eure vier Kinder um mich her! — Wenn ich die gute fromme Mutter wiedersehe, und alle die herrlichen ausgezeichneten Menschen unserer nahen Verwandtschaft!" —

„Ich überlese diesen Brief und finde, daß ich gar gewaltig gepredigt habe. Ist in der That ein guter Kapuziner in mir verdorben, bin aber doch froh, daß ich keiner bin." —

Auch in den Jahren 1817 und 1818 konnte die viel besprochene und von der Familie längst ersehnte Reise in die Heimath der Frau von. K. nicht ausgeführt werden. Der Arzt fand ihren Gesundheitszustand zu bedenklich, und sie selbst bat ihren Gatten, davon abzustehn, weil sie

fühlte, wie sie für die Freuden des Wiedersehens sowohl als für die Leiden der Trennung nicht Kraft genug habe. Der Plan wurde aber darum nicht aufgegeben. „Im Frühling des Jahres 1819," schrieb K. an seinen Bruder, „kommen wir ganz gewiß. So wie ich mir das Wiedersehen lebhaft denke, treten mir gleich die Thränen in die Augen." Allein auch aus dieser Reise wurde nichts. Die Gesundheit der Frau von K. war noch immer zu wankend, und überdies wollte einer der älteren Professoren bei der Akademie auf ein Jahr nach Italien reisen, dessen akademische Geschäfte unserm K. übertragen wurden. Frau und Kinder sollten ohne ihn die theure Heimath wiedersehen!

Dagegen hatte der Meister im Herbste des Jahres 1818 die Freude, daß seine und seines Bruders alten, treuen Freunde, Beck und Stoffregen, in Dresden ihn besuchten. „B., schrieb er seinem Karl, ist noch immer ganz der alte herrliche Mensch mit klarem hellen Verstande, hohem edlen Herzen, ein Held für Wahrheit und Recht; und St. kommt mir vor, wie ein edler Wein, der durch die Jahre an Kraft und Lieblichkeit gewonnen hat. Er ist ein ausgezeichneter Mensch, hoch und tief in seinem Gemüth, unendlich reich an Herz und Geist."

Die Familie war jetzt wieder vereinigt. Denn schon im Frühjahr 1818 hatte K. seinen zweiten Sohn, der nun zwölf Jahr alt war, aus Ballenstedt zu sich genommen. Auch Wilhelm war von der Schule zu Bernburg in das väterliche Haus zurückgekehrt. Außer der Reise nach Ehstland, wohin der Meister alle Kinder mitnehmen wollte, gab es noch andre Gründe, die den Vater so zu

handeln bestimmten. Wilhelm war funfzehn Jahr alt und wollte nun auch ein Maler werden. „In Gottes Namen," äußerte sich der Vater darüber gegen seinen Karl, „an Genialität scheint es ihm nicht zu fehlen." Wegen Gerhard aber drückte er sich so aus: „Mit einem Prinzen erzogen zu werden, ist so eine eigene Sache. Der Junge wäre mir am Ende vielleicht verprinzelt. Der Herzog hatte viele Güte und wollte als Vater in alle Zukunft für ihn sorgen. Reichthum, Ehre und Vornehmheit ist fast das Höchste, was am Glück gepriesen wird; allein — ich weiß es besser. Kinder gedeihen am besten unter den liebenden Augen der Aeltern. Ich hätte dies früher bedenken sollen; aber doch besser spät als gar nicht. Es that mir leid, daß ich dem übergütigen Herzog dies nicht Alles sagen konnte." Der edle Fürst würde die Ansicht des Vaters gewiß gebilligt haben.

Eine andre Reise konnte K. eben so wenig unternehmen. Er sollte im Sommer 1818 mit Frau und Kindern auf mehrere Monate nach Posen kommen, wohin ihn der Fürst Radzivil zu sich eingeladen hatte. Auch eine dritte Reise nach Berlin im Jahre 1818 wurde verschoben, wegen Besorgnisse für seine Gesundheit. Ruhe war ihm jetzt Bedürfniß; doch er sollte keine finden hier auf der Erde!

32. Gerhards letzte Lebensjahre. — Seine Reise nach Bacharach.

Kügelgen hatte seit dem Kriege, der Rußland und das nördliche Deutschland betroffen, viel gelitten. „Drohende

Nahrungssorgen schrecken mich besonders und bringen mich ganz aus dem Gleise meiner Ideen. Sie blähen sich vor mir auf wie ein Gespenst, was da drohet mit der Dienstbarkeit der Porträtmalerei, wobei ich unfehlbar zu Grunde gehen müßte." In solcher Zeit mußte er sich recht ermannen, um die Hypochondrie abzuwehren. Drei Jahre lang, von 1816 bis 1818, that er fast nichts, als daß er Bildnisse malte. Oft ließ er Tage vorübergehen, die er aus Furcht vor einer solchen „Geist und Herz zersägenden" Arbeit dahinträumte, und seine Frau dachte, er ruhe und erhole sich; allein er war dann gerade am meisten gequält. Am wohlsten fühlte er sich nur, wenn er ein tüchtiges Stück Tagewerk, wie sauer es ihm auch wurde, abgearbeitet hatte. Doch machte ihm der Erwerb an sich keine Freude; denn er brauchte wenig bei seiner einfachen Lebensweise und sorgte blos für seine Familie und für die Zukunft derselben. „Meine Ansprüche auf das Leben, sagt er selbst in einem Briefe an seinen Bruder, waren nie weit umfassend, und so sehr ich immer nach Unabhängigkeit trachtete, so habe ich doch nie Reichthum erzielen wollen. Bei Reichthum habe ich noch niemals Segen erblickt. Verschenke Deine Güter an die Armen, und folge mir nach, sprach Jesus zu dem Jüngling, der ihn um das Geheimniß des Reiches Gottes befragte; der Jüngling aber hing am Gelde, weinte und folgte nicht."

In jener trüberen Stimmung aber, die seinen Lebensmuth bisweilen ganz niederdrückte, äußerte er sich mehr als einmal gegen seinen Bruder, wie Einer, der den Tod

als einen zur Ruhe winkenden Engel betrachtet: „Man kann wohl müde werden von einer solchen Lebens-Pilgerreise. Wird es einmal heißen: Es ist Schlafenszeit, so wird man mir nicht lange ein Liedchen singen müssen.“ Doch in einem andern Briefe rief der fromme Meister seinem Karl und sich selbst das Trostwort zu: „Halte aus, und Du wirst Wunder sehen!“ —

Diese Gesinnung führte ihn stets mit neuem Muthe zu seiner Staffelei zurück, und er fand Zeit, selbst in jenen arbeitvollen Jahren einige kleinere Kunstwerke zu vollenden, — Vorläufer von größeren, so hoffte er, — die aber bald zu seinen letzten Werken gehören sollten!

Im Anfange des Jahres 1819 nöthigte ihn eine Familienangelegenheit in die väterliche Heimath seiner Jugend zu reisen. Er ging mit schwerem Herzen an die weitere Entfernung von Weib und Kind. Aber unendlich freute er sich, als er Ort und Stelle seiner Kindheit wieder sah. Man erkennt den frommen, lieben Schwärmer ganz in dem Briefe an sein zweites Ich, mit dem er ja die innigsten Gefühle stets so gern austauschte.

Bacharach, den 14. Februar 1819.

„Ach mein geliebter Bruder! Aus Bacharach, dem Orte unserer Geburt, schreibe ich an Dich! O selige Wehmuth in der Erinnerung an eine glückliche Jugend! Viele stumme und auch noch manche redende Zeugen jener Zeiten sehe ich um mich her! — Ich komme so eben aus der Kirche, wo wir als Schulknaben so oft die Messe bedienten und vor dem Hochaltare die geweihten Fahnen trugen, wo der Same des Christenthums Wurzel faßte

in der zarten Kinderseele, so tief, daß auch der Stolz der alles absprechend zerstörenden Aufklärung sie nicht auszureissen vermochte. Mit jugendlichem Triebe brechen aus diesen alten Wurzeln neue Keime, Knospen und Blüthen hervor, und im gereiften Alter fühle ich noch eben so wie damals die ewige Jugend meiner Seele. Ich kniete, wo ich als Kind, als Knabe und Jüngling so fromme Gebete aus unschuldigem Herzen zum Himmel schickte; ich kniete, wo der selige Vater immer kniete, wo ich in frommer Einfalt die Versöhnung fühlte, welche die Philosophen im stolzen Selbstbewußtseyn ihrer Vernunft hinwegprotestirt haben. O der thörichten Aufklärung, zu früh dem Gängelbande entwachsen! Alles fand sie unzureichend und schlecht, riß nieder — und so blieb es, denn als es zum Wiederaufbauen kam, fehlte es an Plan und Material!" —

„O mein Bruder! hättest Du gesehn unsern ehrwürdigen Pater Landulf, — damals Kapuziner und Pastor, unser Beichtvater, Lehrer und Freund — wie er nun, von Altersschwäche gebeugt und von Brustkrämpfen zusammen gezogen, sich stützend auf den die Messe administrirenden Knaben, den Gottesdienst hielt — wo die uns so wohlbekannten Lieder gesungen wurden, welche mit einer magischen Kraft die Vergangenheit in meine Gegenwart riefen! — Mir war's, als ob sich die Gräber öffneten, und Vater, Mutter und so viele Verwandte und Bekannte wieder um mich ständen! Mein Gott, mein Gott! Ich hätte sterben mögen in diesem Gefühl. — Wie schneidet doch die Zeit, die Sünde der Welt, mit ihren fürchterlichen Zerstörungen in den nach Versöhnung dürstenden, alles als ewig empfin-

denden Geist unseres Wesens! — Das war die Freiheit, das waren die guten Zeiten, die Frankreichs Söhne uns über den Rhein brachten! — Morsch und moderig liegen Kirche und die Altäre, und alles Heilige, was die Menschen mit dem Himmel befreundet, bildet Trümmer und Ruinen. Nur die ewig jugendliche Natur, die Berge und die Felsen recken noch wie ehemals ihre kecken wunderlichen Gesichter in die vorübereilenden Wolken, und baden ruhig ihre Füße in dem nie versiegenden Quell des alten Vater Rhein. Die dunklen Berge beugen noch eben so, wie sonst, ihren hohen Rücken in den mannigfaltigsten Formen und nähren willig den Weinstock für den fleißigen Winzer. — — Alles was ich in Italien gesehen habe und anderwärts, scheint mir keinesweges den Vorrang zu behaupten vor diesen Rheingegenden, deren Ufer mir noch nie so herrlich und lieblich erschienen. Von der Ruine der alten gothischen Kirche, wie von dem alten verfallenen Felsenschlosse, den Lieblingsplätzen unserer Jugendspiele, wie ahnungsvoll blickt man von da in die sich hinter einander schiebenden Berge, die mehr noch errathen lassen als sie vorbilden! Mit heißem Verlangen sehnte sich da meine Seele nach Dir, mein Bruder, um sich mit Dir und in Dir zu verständigen über das unendliche Gefühl, welches mir die Brust zersprengen will. — — Seit vorgestern Abend bin ich hier, wo ich beim Vetter Diel, dem Schwestersohne unseres Vaters, wie ein leiblicher Bruder aufgenommen bin. Seine Frau ist die kleine Lorchen des Herrn Klebers, das dicke muntere Kind, mit dem wir noch wie mit einer Puppe spielten, die nun aber schon wieder sechs

Kinder hat. Es geht unserm Vetter sehr wohl. Sein Haus und Garten gränzet an unseren ehemaligen Garten, der nun auch ihm gehört und mit dem daranstoßenden Weinberge bis hoch hinauf in die Bergspitze eine so schöne Besitzung macht, als ich nicht kenne. Der ehrwürdige alte Maulbeerbaum, den wir so oft bestiegen haben, steht noch, und mit unbeschreiblicher Rührung stand ich vor ihm und weinte wie ein Kind. . . . . Du kannst Dir denken was es für ein Aufsehen macht in der kleinen Stadt, daß einer von den Zwillingen wieder da ist. . . . . Daß ich den ehrwürdigen Pater Landulf noch am Leben fand, achte ich als eine große Gnade von Gott. Er ist so schwach, daß er kaum gehen und wegen seiner leidenden Brust nur wenig reden kann. Er erkannte mich nicht, und als ich mich nannte, fing er an zu weinen. Er faßte mich bei der Hand, und indem er sie fest an seine Brust drückte, sagte er oft hintereinander: o Gott, Gott, mein Herr und mein Gott, das hast du mich noch erleben lassen! — Sein heißester Wunsch war, daß er doch auch den andern Bruder noch einmal sehen möchte!" . . . .

Von Bacharach reiste K. über Mainz und Mannheim nach Heidelberg. Auch hier traten ihm die schönen Bilder seines frühesten Künstlerlebens entgegen. Doch war er nur halb so seelenvergnügt wie vor acht und zwanzig Jahren auf der Wanderschaft mit seinem Bruder nach Rom. „Unmöglich, mein lieber Bruder, schrieb er von Heidelberg am 18. Febr. 1819, kann ich Dir sagen, wie ich allenthalben auf dieser Reise mich so gewaltig nach

Dir sehne. — Ich habe, um mancherlei Kunstwerke in Augenschein zu nehmen, meine Reise etwas weiter ausgedehnt und will von hier über Karlsruhe, Stuttgard und Nürnberg nach Dresden zurückreisen. Bei Artaria in Mannheim sah ich schöne Sachen, und hier in Heidelberg die auserlesene Sammlung von altdeutschen Gemälden. Ich bin erstaunt, wie hundert Jahre vor Raphael die Kunst in unserem Vaterlande schon im Flor war. Ach, wie vieles hätte ich Dir mitzutheilen! Morgen bin ich in Karlsruhe und sehe unsern alten römischen Freund Weinbrenner, und den Kalmucken Feodor. Könnten wir doch einmal zusammen eine solche Kunstreise machen!"

Dasselbe Gefühl spricht sich auch in dem Briefe aus, den er von Mannheim an seine Frau schrieb, und den wir bereits mitgetheilt haben *).

In den ersten Tagen des März 1819 war K. wieder in Dresden; er fand seine Frau von einem schmerzlichen Nervenübel hergestellt. Ihm selbst war auf der beschwerlichen Reise selten wohl gewesen; doch hatte sie auf Geist und Körper so vortheilhaft nachgewirkt, daß er sich nun recht frisch und wie neugeboren fühlte.

Wie immer, so lebte er mit den Seinigen auch die letzten Jahre sehr eingezogen. Ja er gestand offen, daß er einen wahren Abscheu vor allen Gesellschaften habe, und doch meinte er, wäre er nur einmal da, so gefiele es ihm recht wohl, und er würde sich noch besser gefallen, wenn er weniger zum Ernste geneigt wäre. „Das Theater,

*) S. S. 19.

sagte er öfter, würde mir große Freude machen, wenn es nicht die große Kanzel wäre, von der der Teufel sein Reich verkündet." — „Mit der Musik, schrieb er an den lebensfroheren Karl, bin ich auch so ziemlich abgefunden. Selten hört man eine, welche im Einklange mit der Harmonie steht, nach welcher sich so sehr die Seele sehnt. Der gewöhnliche Ohrenkitzel frivoler Meisterschaft, der höchstens Verwunderung hervorbringen kann, — ist nicht für mich. Unter den Meinigen fühle ich mich am glücklichsten, und bin auch selten außer dem Hause. Denke aber nicht, daß wir immer so ernsthaft beisammen sitzen. Wenn meine Lilla wohl ist, so ist sie so munter wie eine Lerche, und die Kinder gehören zu den lustigsten, die ich kenne."

Die Familie Kügelgen sah daher bei sich nur wenige auserlesene Freunde und Freundinnen, ob sie gleich ausgebreitete Bekanntschaften haben konnte, da sie allgemeine Achtung und Liebe genoß. Bisweilen nahm der gute Meister gern Antheil an der Abendunterhaltung einiger Dresdner Familien, die man den Liederkreis zu nennen pflegt. „Doch die zu nahe Berührung mit der größeren Welt, sagte K. öfter, taugt dem Künstler nicht; uns insbesondere würde sie kein Frommen bringen." „Wer sich der Kunst gewidmet hat, der kann mit der angestrengtesten Thätigkeit nur einen geringen Theil von jener Schuld abtragen, die er mit dem Künstlerstande übernommen hat. Die Sorge für die Familie muß noch die Thätigkeit verdoppeln." So lautete eine Stelle in seinen Briefen, die ganz in eine Haustafel — für das Künstlerleben gehört.

Die Lieblingsunterhaltung der Familie war noch immer die Reise nach Ehstland. Die frühere Absicht, sich ganz mit Frau und Kindern in das nordische Vaterland, wo sein Bruder sich eine Heimath gegründet hatte, zurückzuziehen, hatte K. jetzt aufgegeben. Er wollte in Dresden bleiben. „Ich bereite mir, schrieb er an Karl am 29. Oct. 1819, hier eine Heimath und einen Reisestab. — Sollten jedoch politische Unruhen meinen Frieden stören, so ziehe ich ab, was es mich auch kosten möge, und dann baue ich mir bei Euch eine Hütte!"

Dresden, den 29. Oct. 1819.

„Was Du uns von Eurem Leben schreibst, wie Du mit Deiner Frau und Deinem halben Dutzend, mit Bruder Heinrich, der nun auch schon Frau und Kind hat, und mit der vortrefflichen frommen Schwiegermutter, in der Gott unsere ganze Familie segnet, wie Ihr da zusammen lebt, ganz ein Herz und eine Seele — sieh, dies alles hat die schon tief in meinem Herzen schlummernde Sehnsucht, kommenden Frühling zu Euch zu kommen, dermaßen aufgeregt, daß ich gleich mich beeilen möchte, Anstalten dazu zu treffen. Auch meine Lilla, welche in frommer Ergebung sich schon ganz an den Gedanken gewöhnt hatte, vielleicht erst nach einigen Jahren die Ihrigen wieder zu sehn, wurde aus dieser Geistesruhe dermaßen aufgeweckt, wie ein Vogel, den man zur Nachtzeit aus dem Schlafe schreckt, so daß es uns Mühe kostet, die gewohnte Ergebung wieder zu finden. Solch ein friedliches, stilles und doch freudenvolles Landleben, dessen Einerlei durch öftere Besuche geliebter Verwandten häufig unter-

brochen wird, ist wirklich das neidenswertheste, vorzüglich da Ihr alle reichlich euer Auskommen habt, und ich fühle allerdings Verlangen, es eben so zu genießen. Doch die Betrachtung, daß es uns wohl an Raum fehlen würde, zusammen bequem wohnen zu können, daß — ach es ist tausenderlei zu bedenken. Ich habe mich hier eingelebt, kann nirgends so gut die Erziehung und das weitere Fortkommen meiner Kinder besorgen, bin von Kunstschäzzen umgeben, deren Beschauung meinem Genius Bedürfniß geworden ist, habe die Aussicht, künftig nie mehr mit Portraitmalerei gehudelt zu werden, da meine historischen Bildchen auch Abgang finden, habe überdem wieder etwas Vermögen beisammen, und einen Gehalt von 300 Thlr. mit der Aussicht bei der nächsten Vacanz 800 Thlr. zu bekommen, welches bei herannahendem Alter ein gar schöner Rückenhalt ist. Sieh, mein lieber Bruder, solche Vortheile kann ich unmöglich mit einem Schicksale vertauschen, dessen reelle Vortheile in gar mancher Hinsicht ungewiß sind, um so mehr, da hier das mildere Klima der immer schwächlich bleibenden Gesundheit meiner Frau gewißlich zuträglicher seyn wird. Wir kommen also nur zum Besuch, aber auf ein ganzes Jahr, sobald es die Umstände füglich erlauben wollen, nach denen mich zu richten ich rathsam finde, weil ein eigenmächtiges Eingreifen in das Schicksal oft sehr nachtheilige Wirkungen haben kann."

Das stille Glück ruhiger Erwartung, milder Sehnsucht und häuslicher Liebe, welches dem gesunden Herzen

des in seinen Wünschen bescheidenen Mannes entquoll, wurde von Zeit zu Zeit durch den leidenden Zustand der Gesundheit seiner geliebten Frau wohl unterbrochen, aber nie ganz gestört. Der Arzt gab ja Hoffnung, daß in einigen Jahren die Natur neue Kraft gewinnen werde. „Möge Gott bis dahin, — dies waren Gerhard's letzte Worte an seinen Karl, im November 1819, — uns ferner beistehen, seinen Willen in Liebe und Ergebung zu ertragen! Die seltenen Tage von Lilla's Wohlseyn genießen wir mit doppelter Freudigkeit. Seit wir vom Weinberge zurück sind, mußte sie einige Tage im Bette zubringen, um welches wir gewöhnlich am Abend herumsitzen, lesend oder zusammen plaudernd, wobei wir recht oft sehr heiter und wohlgemuth sind." —

Diese Stunden sind jetzt ausgelöscht aus dem Buche seines Lebens — aber sie werden nicht verschwinden aus dem Herzen seiner Kinder.

„Weine Du nicht, o die er innig liebte,
Daß ein trauriger Tag von ihm Dich scheidet! *)"

33. Des Meisters letzte Werke. — Seine Religiosität.

Die Frömmigkeit unsres Künstlers, der Katholik aus Ueberzeugung war, hatte ihren Grund in seinem Gemüth und in den sinnlichen Eindrücken, die er in seiner früheren Jugend empfing, doch ward sie von der Vernunft erleuch-

*) S. Klopstocks Ode: Selma und Selmar.

tet, daher artete sie nicht in weichliche Andächtelei aus, sondern strebte nach dem Lichte der Erkenntniß. Sie durchdrang sein ganzes Wesen und wurde je länger je mehr die Seele seines Kunstlebens. Für Ideen überhaupt empfänglich, fühlte Gerhard sich von der Idee des Christenthums in der Form des Katholizismus vorzüglich angezogen. Das Positive, und noch mehr das mystische Element des kirchlichen Glaubens entsprachen seiner Vorliebe für die Kunstsymbolik, die wiederum aus jener Hinneigung seines Gemüths zu der innern Beschauung des Uebersinnlichen hervorgegangen war. Auch flüchtete er sich nur zu gern aus dem Kampfe des äußern Lebens, von welchem er oft hart genug berührt wurde, in das stille Heiligthum der innern Welt des Glaubens und der Hoffnung. Die Psyche dieses Künstlers glich der zarten Sinnpflanze; daher war ihm nichts so sehr zuwider, als der Meinungszwist, der um ihn her in den Ansichten seiner Zeitgenossen von der alten und der neuen Zeit in Beziehung auf Kirche und Staat immer lauter wurde. Doch machte er sich die Gegensätze selbst, auf die es dabei ankam, nie ganz klar, weil ihn die Form beleidigte, unter der sie das gesellige Leben unsanft, ja feindselig bewegten. Dies war der Fall bei dem Streite zwischen Voß und Stolberg. Indem sich Kügelgen, der dem Mysticismus sein Herz in den letzten Jahren mehr öffnete, zu Stolberg hingezogen fühlte, war es natürlich, daß ihm Philosophie und Aufklärung, deren eigentliche Aufgabe er zu wenig ins Auge faßte, überhaupt verdächtig erschienen; daher seine oft einseitigen Urtheile über manche Leistungen

in dem Gebiete der Wissenschaft; daher sein Widerwille gegen kirchliche oder politische Reformen und gegen die ernsten Erscheinungen der neuen Zeit, in welchen er nicht die höhere Führung Gottes demuthvoll ahnete, sondern nur den Leichtsinn, die Anmaßungen und die Verwegenheit eines revolutionären Dünkels, der, von dem ihm verhaßten Franzosenthum ausgegangen, Staat und Kirche bedrohe, zu erblicken glaubte. Jedoch seiner Unkunde, über solche Gegenstände des Lebens der Menschheit treffend zu urtheilen, sich bewußt, suchte er Belehrung in Schriften; allein es fehlte ihm dazu an Zeit, und Karl Ludwig von Haller's Restauration der Staatswissenschaft, welche ihm in die Hände kam, konnte er nicht durchlesen. Uebrigens bemerkte man an ihm in den letzten Jahren eine gewisse Abneigung gegen die Lauheit des sogenannten Protestantismus, und er soll mehrere Glieder der protestantischen Kirche, die ihm mit dem Geiste des Christenthums wenig vertraut und daher von der Liebe zu dem Evangelium noch nicht erfüllt zu seyn schienen, ermahnt haben, für das Heil ihrer Seele in der katholischen Kirche Schutz zu suchen. Daß er aber die wahre evangelische Kirche auch bei den Akatholiken anerkannte, zeigte er in der protestantischen Erziehung seiner Kinder, deren Unterricht in der Religion er den würdigsten Männern anvertraute, und deren feierliche Aufnahme in die christliche Gemeinde ihm ein Fest war, das er mit der frömmsten Rührung feierte. Er nannte den würdigen Krummacher einen Apostel des Herrn, und dem Pastor Roller in Lausa, einem Dorfe bei Dresden, übertrug er die Unterweisung seiner

Söhne im Christenthum und ihre Vorbereitung zu der ersten Communion. Hierauf bezieht sich, was er an die fromme Mutter von Berlin schrieb.

Berlin, den 30. März 1817.

„Es ist heute der Tag, wo Jesus Christus nach Jerusalem zog, um dort für seine Lehre und Liebe zu den Menschenkindern verhöhnt, mißhandelt und dann getödtet zu werden. In Liebe gab er seine Lehren, und mit Geduld ertrug er Schande und Tod. O wie unwürdig fühle ich mich, nach Ihm ein Christ zu heißen in doch so mancher laut und nicht laut gewordenen Ungeduld und Klage! Ich fühle mich in mancherlei so sündig, daß ich vergehen möchte und Thränen weinen muß der Reue, der Schaam und der Rührung. O wie ist Gott so gut in seiner Liebe und Barmherzigkeit! Ich wünsche mir recht viele Gelegenheit, durch Entsagungen aller Art — wie es denn Gott gefallen mag sie mir aufzulegen — ihm nur einigermaßen gefällig und seiner Gnade würdiger zu werden, die Er mir in meinem Leben in so reichem Maße hat zu Theil werden lassen, und die er mir auch ferner schenken möge, nicht um meinetwillen, sondern für Dich, meine einzige Lilla und unsre guten Kinder. Heute — und vielleicht gerade in dieser Stunde kniet unser Wilhelm vor dem Altar und weihet Gott sein junges Leben im Namen Jesu. Ich bin nur im Geiste bei Euch — und sollte eins der Eltern fehlen, so verdienst Du allerdings mehr gegenwärtig zu seyn als ich. Möge Gott Dich stärken, und die Rührung Deiner Gesundheit nicht nachtheilig werden! Meine Entfernung von Euch und dies

angestrengte Leben hier ertrage ich nur mit einer mir selbst fast unbegreiflichen Freudigkeit der Seele. Gott erweiset mir so viele Gnade in so mancher Art bei meinem jetzigen Aufenthalte, in dem ich mich auch körperlich so gestärkt fühle, daß ich über nichts klagen kann. Am grünen Donnerstage werdet Ihr alle an mich denken; denn ich werde in frommen Gedanken unter Euch seyn, wenn ich auch nicht anders, als in angestrengter Arbeit hinter der Staffelei beten kann. — Gott segne Dich, mein Wilhelm, dich, meine Adelheid, und mit Euch unsern entfernten Gerhard, eure Mutter, und wenns ihm wohlgefällig ist, auch mich! Zum Donnerstage soll Wilhelm einen Brief von mir haben, begleitet von des Vaters bestem Segen."

„Meine, meine Lilla, bis in den Tod

Dein treuer Gerhard."

Auch verdienen folgende Zeilen, mit denen er ein kleines Gemälde von seiner Hand, Maria mit dem Kinde, begleitete, das er dem würdigen Pfarrer, der seine Söhne unterrichtet hatte, als Andenken gab, hier aufbewahrt zu werden.

Ruhig an der Mutter Brust
Schläft das Kindlein sanft und warm,
Wonnevoll mit froher Lust
Hält's die Mutter in dem Arm.

So hast Du mit Lust und Freude
Meine Kinder alle beide
Unterrichtet und bewahret,

Keine Mühe hast gesparet,
Hast sie Christenpflicht gelehret
Und Dein Christenthum bewähret.

Nimm denn mit Zufriedenheit
Dieses Bild zum Unterpfand
Meiner Lieb' und Dankbarkeit,
Nimm es aus der Kinderhand
den 18. April 1818.

von Deinem Freunde
Gerhard von Kügelgen.

Seine Ansicht über Katholicismus und Protestantismus sprach der Meister selbst in einigen Briefen an seinen Bruder aus, aus welchen die zur Kenntniß seines Innern in dieser Hinsicht beitragenden Stellen hier nicht fehlen dürfen. Obgleich nicht frei von einseitigem und befangenem Urtheil, sind sie schon an sich merkwürdig, weil sie zeigen, wie der fromme und denkende Katholik sich sein Glaubenssystem selbstständig ausbildet.

„Deine Ansichten, schrieb er aus Loschwitz den 3. Julius 1817, über das Christenthum haben mir sehr gefallen. Sie sind so ziemlich auch die unsrigen, die wir uns ganz rein zu dem Evangelium bekennen. Freilich wird wohl in unsern Tagen viel Unfug mit dem geistlichen Wesen getrieben; es ist aber doch gut, daß wieder so allgemein die Rede davon ist." — „Das Wissen in der Religion, sagt er in einem andern Briefe, Dresden im October 1818, ist geschichtlich; es gründet sich auf Tradition, und der Schlüssel zu diesem Wissen ist der

Glaube. Ohne diesen Schlüssel dringt kein Philosoph in das Heiligthum, und mit diesem Schlüssel öffnet jeder sich die Thür, der Eine so, der Andre so. Die größte Schlußfolge in den Dogmen der geoffenbarten Religion, vom Sündenfalle bis zum Schlusse der Offenbarung Johannis, hat sich durch alle Jahrhunderte im Katholicismus bewährt, welcher in seiner großen Einfachheit und Einheit einen Glaubenstypus aufstellt, welcher sich leicht einer jeden Individualität aneignet, und wo der Mensch ohne alle Grübelei am leichtesten seine Heiligung erreichen kann. Der Protestantismus stritt anfangs nur gegen Mißbräuche, und das mit Recht, verschüttete aber bald das Kind mit dem Bade. Doch, wo gerathe ich hin? Mündlich kann man nur über dergleichen sich aussprechen. Ich habe zu wenig gesagt und zu viel." — K. schien bei diesen Worten selbst es zu fühlen, daß ihm Kirchengeschichte fremd, und der Begriff vom Christenthume nicht ganz klar seyn mochte. Er hatte sich seine ihm eigene Vorstellung von der katholischen und von der protestantischen Kirche angebildet.

Doch sein Herz war durchdrungen von dem lebendigen Evangelium. Der Glaube an das Licht der Wahrheit reinigte sein Gemüth und zog seinen Geist von dem Irdischen ab. Er empfand, wie er dachte, und er handelte, wie er fühlte. So rief er einst sich und seinem Bruder, der sich eben auch in einer mühsamen und gedrückten Lage befand, den gemeinschaftlichen alten Wahlspruch zu: „Halte aus, und Du wirst Wunder sehen!" — „Der höchste Trost, waren seine Worte, — in allen

Leiden ist die Alles umfassende Liebe zu Gott, ja zu Gott, wie wir ihn in der Person Jesu kennen gelernt haben. Aber ich bin noch lange nicht auf dem Punkte, wohin ich strebe." — Wie er an seiner Selbstbesserung, im wahren Geiste des Christenthums, arbeitete, sagt er in einem seiner letzten Briefe an den geliebten Zwillingsbruder.

Dresden, den 29. October 1819.

„Gehorsam ist das einzige, wodurch wir uns der Gnade Gottes würdig machen können. Liebe Gott über alles und deinen Nächsten wie dich selbst — dies ist der Inbegriff aller göttlichen Gesetze, denen wir Gehorsam schuldig sind. Frage nun ein Jeder sich aufrichtig, ob er diesem Gesetze Genüge leiste, auch bei seinem eifrigsten Bestreben, und er wird beschämt seinen Ungehorsam gegen Gott sich gestehen müssen. Wer nun bei seinem heiligsten Willen, Gott nicht ungehorsam zu seyn, sich dennoch gestehen muß, daß er ein Sünder ist, der wird in Zerknirschung und Demuth seine Unwürdigkeit erkennen und zum Gebet seine Zuflucht nehmen, daß Gott die Versuchung fernerhin von seiner Schwäche abwenden und ihm alles Sündhafte vergeben möge, so wie gewiß auch er zu jeder Stunde bereit seyn wird, alle ihm zugefügte Beleidigungen von Herzen zu verzeihen. Sieh, mein lieber Bruder, so meinen wir, daß man nach dem Reiche Gottes streben müsse und nach seiner Gerechtigkeit. Dann wird man jeden Abend in Demuth bekennen müssen, daß man seinen Tagelohn nur als ein unnützer Knecht empfangen habe. Muthlos aber darf man deswegen nicht werden; denn wir haben einen Mittler, der uns Gerechtigkeit geben will,

wenn wir an ihn glauben, ihm vertrauen und das Geheimniß seiner Erlösung mit einfältigem, frommen und demüthigen Gemüth in uns wirken lassen. Der stolze Verstand wird es nie ergrübeln, nie begreifen. Deswegen sagt Jesus: Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, daß du diese Dinge den Weisen und Klugen verborgen und den Unmündigen offenbaret hast."

In einem andern Briefe aus Berlin, vom 16. März 1817, schrieb K. an seine Frau: „Ich habe so eben zu meiner Sonntagsandacht Deine Auszüge aus F . . . Religionsvorträgen gelesen, und finde, daß bei der vielen Gnade, welche Gott an mir bewiesen, diejenige doch die größte ist, daß er Dich mir zum Weibe gegeben hat! Deine mir geschickten, eben erwähnten Abschriften haben mich recht gestärkt und manche recht getroffen. Besonders finde ich, daß ich mich vom Vater des Bösen, vom Eigenwillen, noch so oft abhängig fühle; denn, was ist es anders, wenn ich nicht gern Porträts male, als daß ich dadurch vorzüglich an dem gehindert werde, was ich eigentlich möchte. Obgleich das, was ich möchte, mir besser als Porträtiren erscheint, so will ich es doch mit mehr Kraft zu verläugnen suchen, es aber tief im Herzen bewahren und denken, daß auch dazu die Zeit kommen wird, wenn es gut ist, und — in Gottes Namen ferner Menschengesichter abschreiben." —

Wie Gerhard über Religion und Christenthum dachte, und wie er Glauben und Frömmigkeit mit seinem ganzen Wesen verschmolz, darüber erklärte sich sein Bruder Karl in einem Briefe an den Herausgeber auf folgende Art:

„Was meinen Bruder von Jugend auf ganz besonders auszeichnete, war eine große Neigung zur Frömmigkeit, die mit den Jahren immer stärker wurde und zuletzt in der kirchlichen Form der Lehre Jesu ihre vollkommene Befriedigung fand. Daß er den Ansichten des Katholicismus auf eine vorzügliche Weise huldigte, hinderte ihn nicht, jede Confession als seligmachend anzuerkennen, bei welcher Seelenfrieden errungen werden kann. Dem Pharisäismus aber, wie er den Glaubensstolz nannte, war er von ganzem Herzen abhold. Die sorgfältige Ausbildung seines religiösen Princips erfüllte sein ganzes Gemüth und übergoß ihn mit einer unbeschreiblichen Wonne. Was nun vor seinen gläubigen Augen so sonnenhell glänzte, bestrebte er sich ohne Unterlaß, mit aller Anstrengung des Verstandes, dem er übrigens gar nicht gewogen war, in allgemein zu erkennender Klarheit darzustellen. Wer würde solche Hinneigung zum Mystischen tadeln wollen, wenn so, wie es hier der Fall war, daraus eine Quelle unendlicher Freuden sich ergießt? — Seine ihm heilige Kunst verwebte er ganz mit seinen religiösen Vorstellungen. Beide stammen ja aus jenem ernsten Geisterreiche, von wo aus die Idee des Vollkommenen der Seele den göttlichen Ursprung verkündet und mit dem ungenügenden Gefühl alles Wirklichen uns die hohe Ahnung eines höheren reinen Lebens jenseits dieser Erde empfinden läßt. Bei dieser geistigen Erhebung war das ideale Streben seines Kunstfleißes zu einer seltenen Gediegenheit gereift."

Daß aber Religiosität und Kunst in Gerhard von Kügelgen Eins waren, sieht man aus den letzten Werken des

Meisters, die schon als die reifsten Erzeugnisse seines religiösen Gemüths eine nähere Betrachtung verdienen, und deshalb in Umrissen, gleich stummen Zeugen, von seinem innern und höhern Leben den Beweis ablegen. So erhielt die von Andern schon gemachte Bemerkung, daß es, um die Mysterien und die Triumphe der Religion darzustellen, bei Weitem nicht genüge, Maler zu seyn, sondern daß man auch religiös seyn müsse, durch Kügelgen, als Mensch und Künstler gewürdigt, ihre volle Bestätigung. Wer nämlich jene Bilder betrachtet, fühlt es, daß der Meister sie aus der reinen Begeisterung des Glaubens an Christus hervorgerufen hat. Dieser Glaube, welcher schon in dem kindlichen Gebete seines zarten Alters die Gestalten übermenschlicher Wesen auf den Grund seiner Seele gezeichnet hatte, verwirklichte jetzt in den Kunstschöpfungen des Mannes mit belebender Kraft jede Form, zu welcher das Ideal in ihm, die Natur außer ihm erhöhte; daher nicht nur die Leichtigkeit des Schaffens und der Anordnung, mit der K. dieselben verwandten Ideen in vielerlei Beziehungen und Gestalten auf die Leinwand rief, sondern auch die Unschuld, die Anmuth und die Innigkeit, welche er seinen Kunstbildungen einzuhauchen wußte. Er glich in Absicht auf Glauben und Andacht, — seine zur Schwermuth sich hinneigende Gemüthsstimmung jedoch abgerechnet, — den alten Malern, welche durch die Gesundheit und Frische des in ihnen waltenden sittlichen Lebens ganz vorzüglich berufen waren, das Heilige in ihren Kunstschöpfungen darzustellen. Man könnte ihn vielleicht in gewisser Hinsicht, wie den frommen Fiesole, den Maler der rein-

sten Seele nennen; so fromm ist sein Ausdruck der Unschuld, Liebe und Andacht!

K. erlebte die Zeit, wo der Sinn für die altdeutsche Schule und für die Werke vor Raphaels Kunstepoche allgemein sich regte; allein er glaubte, bei Vielen dafür eine mehr erkünstelte, als wahre Begeisterung wahrzunehmen. In der Meinung, daß es wohl nur eine Laune der Liebhaberei sey, drückte er sich gegen seinen Bruder (Dresden den 12. Mai 1819) unverholen so aus: „Die Jagd nach alten Bildern ist auch in Deutschland epidemisch, und Gott weiß, wo das alte Zeug nur herkommt; doch befindet sich manches darunter, was wir Neueren nicht mehr so machen können. Möchte doch die neue Kunst wieder einmal Bedürfniß werden und in ihre Rechte treten, zum Schmuck der Kirchen und Paläste! Den Großen würden es dann die Kleinen im Kleinen nachmachen. Aber da ist leider nicht daran zu denken. Der Luxus nimmt immer mehr überhand, und keiner kommt aus mit seiner Einnahme für das, was er die nothwendigsten Bedürfnisse nennt."

Was Kügelgen an der alten Kunst wahrhaft schätzte, das mußte ihm die flache Zierlichkeit, den bloßen Sinnenreiz und Farbenduft in der neuen Kunst widerwärtig machen. „Daß in Petersburg," schrieb er (im October 1818) seinem Bruder, „eben so, wie hier bei uns, der Kunstgeschmack dem Lieblich-Süßlich-Niedlich-Behaglichen nachleckt, beschränkt den armen Genius, der sich oft mehr ernsthaft und tragisch, mehr geistig- als farbenschön ergießen möchte. Recht üppige und frechlüsterne Bildlein

machen am meisten Glück, ist aber nicht mein Geschmack; sie entehren die Kunst, mit welcher überhaupt Unwesen genug getrieben wird. Wie vieles hätte ich über dergleichen Dir noch mitzutheilen, wenn ich's nicht niederschreiben müßte!"

Ueberhaupt enthalten K's Briefe über Kunstkritik und über das Technische in der Kunst keine nähere Belehrung. Er selbst war in seinem Kunstverfahren so wenig regellos, was viele genial nennen, — als bloßer Naturalist. „Du warnst mich, schrieb er im Oct. 1818 an seinen Bruder, bei der religiösen Bildung meiner Kinder vor dem Systematischen und mit Recht; denn nichts verträgt sich mit der Religion und was mit ihr verwandt ist, mit der Kunst, so wenig als Systematik. Dessen ungeachtet sehe ich allenthalben, in Religion sowohl als in Kunst, wo in der Form, im Praktischen das Systematische fehlt, nur Dilettantismus. Jede Kunst hat ihre Wissenschaft in sich, und diese ist das System."

K. hatte das System seiner Kunst sich selbst aus seinem Innern heraus gebildet. Er entfernte sich dadurch ganz von dem herrschenden Kunstgeschmack, den er nach der eben angeführten Stelle aus seinem Briefe, in dem Wohlgefallen an dem Sinnlichschönen befangen sah, ohne sich darum der wiederauflebenden alten Schule anzuschließen, die er in ihrer vollen Bedeutung nicht einmal genau kannte. Daher gehört er, was Behandlung und Ausführung betrifft, der modernen Kunst mehr an, als er vielleicht selbst glaubte. Denn in seinen Darstellungen des Heiligen ist die klare, kindliche Einfalt der guten alten

Meister weniger sichtbar, als die Innigkeit eines frommen, — man könnte sagen — entzückten Gemüths und die sinnvolle Erhebung eines von religiösen Ideen erfüllten Geistes; eben so erinnert er in der Ausführung seiner Werke weniger an den kunstlosen oder wenn man lieber will, beschränkten Naturstyl der alten Meister, als an die reichere Technik der Kunstmittel des modernen Styls. Indeß bleibt stets der ideale Charakter seiner höchst einfachen Compositionen das Hauptverdienst Gerhard's von Kügelgen, dessen Kunst recht eigentlich in den Tiefen der Menschheit ruhte, wie sie auf ihren Höhen glänzte.

Der fromme Meister sehnte sich in Farben zu weissagen und in Bildern zu beten; je mehr ihn nun in den letzten Jahren seines Lebens die Last des Irdischen drückte, desto anhaltender und inniger bewegten sein Herz die Ideen: Tod und Befreiung, Liebe und Versöhnung, Christus und der Sünder. Aus dieser Empfindung quollen jene Bilder hervor, welche als die letzten Blüthen seines reichen Gemüths und zum Theil auch als die gelungensten Werke seines Kunsttalents, seinem Namen einen ehrenvollen Platz in der Kunstgeschichte anweisen.

Große Compositionen zu entwerfen, fühlte er sich nicht frei genug; so lange noch das Porträtiren seine besten Kräfte und seine Zeit in Anspruch nahm. Also blieb es bei einzelnen Gestalten, — meistens halbe Figuren in Lebensgröße —, welche er lange in seinem Innern beschaute, ehe er sie als die Heiligen seines Hauses aufstellte. Der Verkauf solcher Bilder war ihm dann nur Nebenzweck.

Das erste dieser Bilder aus dem Jahre 1816 war Johannes der Evangelist in der Grotte zu Patmos, — eine halb liegende Figur, ganze Gestalt, voll Ausdruck und Geistesglut —, wie er das Gesicht hat vom Throne Gottes mit den vier Thiergestalten; aus der Offenbarung *). In diesem Bilde dachte sich der Künstler den höchsten Moment eines der Andacht und Liebe geweihten Lebens, den der religiösen Begeisterung, wo dem Blicke des Sterblichen — wie einst dem sterbenden Herder — die Himmel mit ihrer Herrlichkeit sich öffnen, und die Zukunft von Jenseit sich vergegenwärtigt offenbaret. Der Hintergrund ist in den weichsten Duft verschmolzen; daher sieht man gleichsam traumartig den Thron Gottes, gebildet von den vier symbolischen Thiergestalten, — den Sinnbildern der Evangelisten —, und zur Seite auf goldenen Stühlen sitzend die zwölf Apostel in weißen Kleidern; man sieht das Lamm mit dem geöffneten Buche des Lebens und Chöre von Engeln, welche die Posaune schwingen. Johannes schauet tief begeistert hin und, ganz ergriffen von der hohen Offenbarung, zeichnet er mit freudigem Entzücken auf, was er erblickt.

Das Gegenstück, die sterbende Magdalena, erscheint, dem begeisterten Evangelisten gegenüber, als der letzte lichte Augenblick eines durch Reue und Buße entsühnten Lebens. Alles ist beruhigt; Magdalena, die mit schon geschloßnen Augen auf dem harten Lager der Erde, auf einem Felsen liegt, scheint eben zu entschlummern, in-

*) Man vergleiche den Umriß davon, Nr. 1.

dem sie noch ein Kreuz, das Zeichen der Versöhnung, mit beiden Händen innig an die Brust gedrückt hält. Der Hintergrund zeigt ihr, wie im Traume des Vorgefühls der Seligkeit, den sich öffnenden Himmel, wo Engelchöre auf Wolken ruhend die heimkehrende Seele in die ewige Harmonie aufzunehmen bereit sind, wo die geahnete Herrlichkeit des Himmels sich als wirklich offenbart, und wo Satan, der nun keine Macht mehr hat, vor dem Tagesglanze des ewigen Paradieses in die Felsenschlüchte seiner jammervollen Nacht sich verbirgt.

Ein drittes Bild aus dieser Zeit, die Madonna im blauen Schleier, dessen Motiv der Maler nach Carlo Dolce aufgefaßt hat, ist überaus zart empfunden und ätherisch ausgeführt. Es athmet darin mit bewußtlos in sich einkehrender Lieblichkeit die heilige Unschuld der Jungfrau. Ueberhaupt gilt von Kügelgen's Madonnen, was man von Raphael's Madonnen sagte: seine Madonnenköpfe würden nie auf die Schultern einer Galatea oder Venus passen; aus Raphael's Madonnen wird man nie etwas anders machen können, als — Madonnen. Der Meister hat dieses Bild nachmals wiederholt, und Andere haben es copirt. Als Gegenstück malte Kügelgen den Engel der Verkündigung; ein Kranz von weißen und rothen Rosen und ein Lilienstengel bezeichnen den Boten des Heils; und der Ausdruck einer himmlischen Freude leuchtet auf dem Gesichte dieses Seraph, der die Hand zum Gruße bewegt. Der Engel und die Maria sind zwei Brustbilder, die der Besitzer nie trennen sollte.

In dem folgenden Jahre 1817, malte Gerhard, außer

mehreren Porträts, eine gefesselte Psyche, das Seitenstück zu der von ihm schon früher in Oel ausgeführten, nachsinnenden Psyche. Er dachte sich das zarte Kind des Himmels festgehalten von dem Jammer der Erde; daher stellte er die Unsterbliche dar, wie sie, mit den Händen auf dem Rücken, durch eine goldne Kette an die Erdkugel gefesselt, nach dem Himmel sehnsuchtsvoll aufblickt. Ist jene goldene Kette die Macht der irdischen Liebe, welche den Jammer der Erde zum Begleiter hat, so rettet die trostlose Seele sich allein durch das erhebende, selige Gefühl der himmlischen Liebe. Diese Betrachtung leitete den Meister, der überall das Irdische auf das Himmlische bezog, auf den glücklichen Versuch, die schöne hellenische Mythe von der Vermählung des Eros und der Psyche in eine bildliche Darstellung der erhabenen Idee des Christenthums zu verwandeln. So entstand das kleine sinnvolle Doppelbild in zwei trefflichen Kreidezeichnungen: Der geflügelte Eros und die himmlische Liebe, oder der irdische Liebesgott, mit Bogen und Pfeil bewaffnet, wie Anakreon ihn sah, und der Gott der Liebe, das Christuskind, die Arme gegen Erde und Himmel hin ausbreitend *).

Der mächtigste der Götter, wie ihn die Dichter nennen, der Gott der irdischen Liebe ist von dem Meister dargestellt als ein schöner Knabe, der von einer Felsenspitze hoch über dem Meere sich aufschwingt, die Gluthfackel in

*) Man sehe den Umriß beider Bilder in Nr. 2. neben einander gestellt. Der Künstler stellte den himmlischen Eros, bald nach dem mystisch-christlichen Kunstprincip dar, bald nach dem plastisch-hellenischen.

der Rechten, um die Erde anzuzünden und mit dem Sturme der Leidenschaft die spiegelglatte Fluth in ihren Tiefen aufzuwühlen. Die glänzenden Fittige, aus Azur, Purpur und Gold gewoben, die weichen, zarten Formen des Körpers widersprechen den drohenden Augen, der gebietenden Haltung des Kopfs mit den aufflatternden Locken und der Kraft des stolzen Aufschwungs. Dieser Amor hat keine Binde vor den Augen; der denkende Künstler nahm sie dem kleinen Unhold weg, damit die Welt ihn erkenne.

Wie ganz anders stellt sich die himmlische Liebe dar! Von den Strahlen des Lichts umglänzt, mit einem das Kreuz gestaltenden Widerschein im Rücken, schwebt sie in der Gestalt dieses holdseligen Knaben, von Rosenduft getragen, über dem Erdball, der aus trübem Nebel auftaucht; sanft neigt das Kind des Himmels sein goldgelocktes Köpfchen, und mit dem milden Blicke des Friedens, den Mund wie zu Worten des Segens halb geöffnet, breitet es liebevoll die Arme aus, als wollte es den Himmel herabziehen auf die Erde. Hier ist in der sanften Haltung und in der zarten Bewegung des Körpers Harmonie und Ruhe sichtbar, während dort die Leidenschaft jeden Muskel des weichgeformten Körpers spannt und anstrengt. — Der Meister wollte diese beiden kleinen Gegenbilder auch in Lebensgröße malen. Jene Zeichnungen wurden 1822 in Berlin ausgestellt, wo sie den Beifall der Kunstfreunde erhielten.

Zu dem Cyklus heiliger Gegenstände, mit denen Kügelgen sich in den letzten Jahren seines Lebens gern und oft beschäftigte, gehört auch Johannes der Täufer. Er

dachte sich in ihm den Warner, der zum Heile ruft, den heiligen Ernst der Wahrheit in menschlicher Rede und das streng richtende Gewissen in der Brust des Mannes. So malte er im Jahre 1817 den Täufer — halbe Figur in Lebensgröße — als den Prediger in der Wüste, mit dem von Licht umflossenen Kreuze in der Linken, auf das er mit der Rechten hindeutet, den strengen Blick, der zur Buße auffodert, vor sich hin auf das Otterngezücht der Erde richtend. An dem Kreuze weht ein Streifen mit den Versen: Ecce Agnus Dei, qui tollit peccata mundi, was vielleicht zur Deutung des Ganzen nicht nothwendig war. Uebrigens erkannte man auch in diesem Gemälde die ideale Charakteristik, mit welcher Kügelgen, bei kräftiger Körperform, schönem Farbenschmelz und sinnvoller Anordnung, die bedeutungsvollsten Erscheinungen der innern Menschenwelt darzustellen wußte. Es war jener Johannes, von dem der Dichter sagte:

In seiner Seele reift ein groß Beginnen,
Den Kampf mit sich begann er als ein Mann,
Den mit der Welt wird er als Held vollenden.

In demselben Jahre entwarf der Meister noch die schöne Kreidezeichnung: eine Madonna mit dem Kinde, das auf ihrem Schooße steht. Maria unterstützt mit ihren Händen das Kind, wie schon auf Erden, Mutterliebe die Trägerin der christlichen Liebe ist. Das göttliche Kind blickt zum Himmel mit dem Ausdruck wehmuthsvoller Liebe, flehend um Erbarmen und Hülfe gegen Sünde und Tod, welche in dem Schlangenhaupte von unten heraufzischen; es umfaßt mit dem rechten Arm die Mutter und hebt den

linken aufwärts, beide Hände offen, um den Schutz von oben aufzunehmen. In ruhiger Demuth blickt die Mutter des Erlösers auf den Feind des Himmels herab, und hält mit sichrer Zuversicht das Kind der Allmacht an sich, wie in den Gedanken versunken: die Pforten der Hölle können dich nicht überwinden! Die schön geordnete Gruppe ist in dieser Composition neu erfunden, und das reichgefaltete Gewand hebt die Handlung des stehenden, die Arme ausbreitenden Kindes gut hervor *).

So mit seiner Seele zwischen Himmel und Erde schwebend, neigte sich der fromme Meister zu der innigsten Anschauung des Geheimnisses der Erlösung, zu der versöhnenden Liebe Gottes hin. Da beschloß er, das selige Gefühl der Mutter des Erlösers auszudrücken. So entstand (im Jahre 1818) sein tief empfundenes, mit allem Zauber der Kunst ausgeführtes Bild in Oel: Die Königin des Himmels. Der oft behandelte Gegenstand ist hier neu gedacht. Von dem Sternenkranze des Himmels umleuchtet, wendet Maria voll Dank und Anbetung, das Gesicht etwas nach oben, und schließt mit holder Innigkeit beide Arme um das göttliche Kind, als ob sie es fühle, daß sie den Erlöser der Welt an ihr Herz drücke. Ernst blickt das Kind, auf dem Schooße der Mutter knieend — weil aus kindlichem Gehorsam zuletzt alles Gute auf der Erde entkeimt — vor sich hin, gleichsam die Worte ahnend: Es ist vollbracht! — **).

*) S. den Umriß Nr. 3.

**) S. den Umriß Nr. 4. Doch war es dem Kupferstecher nicht möglich, die zarten Wellenlinien der Farbengebung, in welchen

Die Zusammenstellung des Bildes ist edel und einfach; Form und Ausdruck sind schön und gemüthvoll. Um Maria's schlicht gescheiteltes Haar weht ein grüner Schleier, der sich auch, in schöne Falten geordnet, um ihre Brust legt. Ihr Gewand ist ganz dunkelroth, ihr über die Knie geschlagener Mantel, von dem tiefsten Blau. Diese Farben sind alle drei von solcher Schönheit und Kraft, daß sie, wie eine Kunstfreundin bemerkte, Symbole der drei christlichen Haupttugenden: Glaube, Liebe und Hoffnung, werden, und wohl nicht ohne Grund ist das stille Grün der letzten dem Himmel zugewendet. Ein leichtes gelbes Gewand bekleidet das Jesuskind, dessen Köpfchen blonde reiche Locken umspielen. Wenig Künstler haben so wie hier die schwere Aufgabe — das Gesicht eines Kindes — erträglich gelöst; dennoch bleibt das Schönste immer noch das Kind in Raphael's Madonna di S. Sisto.

Der Künstler weihte diese Regina coeli seiner Gattin. Eine fromme, treue Mutter ist ja die Schutzheilige des Hauses, und gleicht ihre Freude, gute Kinder auferzogen zu haben, nicht der seligen Freude einer Königin des Himmels? Dieß war das heilige Vermächtniß von Gerhard's dankbarem Herzen, das er seiner Lilla hinterließ.

Das letzte Jahr seines Lebens war fast ausschließend der cyklischen Darstellung der wichtigsten Gegenstände seiner frommen Betrachtungen geweiht. Sündhaftigkeit und

---

das Glück des Herzens mit dem Ernste der Andacht und die Einfalt der kindlichen Ruhe mit dem Vorgefühle einer hohen Bestimmung verschmolzen erscheint, hier ganz auszudrücken. Fräulein von Winkel hat das schöne Bild copirt.

Reue, Ermahnung zur Buße und Besserung, das Licht göttlicher Offenbarung und das Leben in Gott durch die Wahrheit: diese vier Stufen, welche die Menschheit aus dem Verderben zur Seligkeit hinaufführen, wollte Kügelgen in eben so vielen Bildern als Bekenntnisse seiner heiligsten Ueberzeugungen vor die Welt hinstellen. So entstanden fast zu gleicher Zeit, im Winter 1819 bis 1820, sein Christus in der Glorie *), der mit der Rechten sanft gen Himmel weisend, die linke Hand, gleichsam bekräftigend auf die eigene Brust legt, als ob Herz, Blick und Mund aus ihm sprächen: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben;" dann sein zweiter Johannes der Täufer **), mit seitwärts geneigtem Kopfe und milderm Ausdruck, als der Blick des Predigers in der Wüste hatte, auf das Kreuz — das Bild der Versöhnung hinweisend; hierauf sein Johannes der Evangelist ***), mit dem auf Gestein liegenden aufgeschlagnen Buche, das er mit der Linken ergreift. In seinem entzückten Auge leuchtet die Begeisterung des Himmels, welche den trostbedürftigen Sterblichen verkündigt: „Hier ist Gottes seligmachende Offenbarung;" endlich das letzte Bild von allen: Der verlorne Sohn †), an das er noch am Tage vor seinem Tode die Hand gelegt hatte; doch war es nur erst, wie die beiden Johannes, alla prima gemalt. Sämmtliche vier Bilder sind Kniestücke in voller Lebensgröße.

---

*) S. den Umriß Nr. 5.

**) S. den Umriß Nr. 6.

***) S. den Umriß Nr. 7.

†) S. den Umriß Nr. 8.

Die drei ersten Gemälde bilden ein Ganzes unter sich. Man denke sich das Christusbild in der Mitte, rechts Johannes den Täufer, und links den Evangelisten. In diesem Christus suchte Kügelgen die hohe Aufgabe des irdischen Daseyns, die göttliche und ewige Bestimmung des von Gott Gesandten in dem Augenblicke, wo der Heiland die angeführten Worte sagt, durch den Charakter der Physiognomie und der ganzen Stellung auszudrücken. Die Frage möchte jedoch schwer zu beantworten seyn, ob dieses Christusbild der Vorstellung besser entspräche, welche sich Lavater davon machte, als er in den schönen Christusköpfen, die man dem Pinsel eines Raphael, Leonardo da Vinci, Rubens und Poussin's verdankt, die ausdruckvolle Vereinigung von Redlichkeit, Güte, Kraft, Scharfsinn, Würde, Milde, Ansehen im Gebieten und Nachsicht im Richten vermißte, und auf diese Art die Grenzen der bildenden Kunst verkennend, ein ganzes Leben in allen den verschiedenen Augenblicken seiner innern Entfaltung vor sich erblicken wollte. Der Beschauer kann hier aus dem Lichte des Kügelgen'schen Farbenbildes nur das, was er selbst von dem Gegenstande fühlt und denkt, herausempfinden und wahrnehmen; darum findet der Eine mehr, der Andre weniger in den Idealköpfen unsers Meisters. Auch zieht den Einen mehr die Idee, den Andern mehr die Ausführung an, und dann fällt das Urtheil oft einseitig aus, wie dieß bei einigen von Kügelgen's letzten Bildern, namentlich bei dem verlornen Sohne, der Fall gewesen ist.

In jenem lehrenden Christus wenigstens thront auf der edlen Stirne Gedankenhoheit, im Auge leuchtet volle

Klarheit, und die erhabenen Züge des Gesichts vereinigen himmlische Liebe mit dem Ernste eines Lehrers der Wahrheit. Die Haltung des Körpers, im Wuchse des schönsten Mannesalters von dreißig Jahren, ist einfach und hat dennoch jenen Anstand, den die innere Würde gibt. Insbesondre sind die Hände von vorzüglicher Schönheit und Klarheit. Die Färbung ist kräftig, das sich herabringelnde Haar schwärzlich braun; das Gewand dunkelroth, der Mantel blau, beide sind in reiche Falten geordnet: eine einfach grüne Drapirung bildet den Hintergrund. Im Helldunkel und Colorit hat das Bild eine schöne Harmonie. Der Kenner entdeckt zwar in dem Kügelgen'schen Bilde einige Verwandtschaft mit den Werken des Leonardo da Vinci und des Giovanni Bellino; doch behauptet dieser Christus im Ausdruck seine Eigenthümlichkeit. Denn der fromme Meister malte seine Christusköpfe, jedesmal von der Andacht selbst an die Staffelei geführt, mit der innigsten Liebe und mit einem Pinsel, den er in glühende Farben tauchte. Uebrigens stellte er sie meist ganz von vorn dar.

Der Evangelist hat eine jugendliche, fast an das Weibliche streifende Körperform, weil der Künstler glaubte, daß solcher Offenbarung vor allen gewürdigt sey die schuldlose Reinheit und Liebe eines Engels in Jünglingsgestalt. Selbst in der Weichheit dieser ernsten Züge des jugendlichen Sehers drückt sich das kindliche Gemüth der Unschuld aus, welche auf die innere Geisterstimme sinnend achtet, wie auf eine Stimme von oben. Diese soll der neben dem Evangelisten sich niedersenkende Adler andeuten, welcher ihm einen Papierstreifen — gleichsam das Wort der Weihe —

bringt. Die Schwingen desselben dienen zu einem vortheilhaften Hintergrunde für den schönen Johanneskopf, um welchen sich das blonde Haar in sanften Wellen schmiegt. Die Augen sind von dem reinsten Blau. Die rechte Hand, welche die Feder hält, drückt das Aufmerken auf die Stimme von oben, sprechend aus. Das Untergewand ist, von einer warmen, hellgrünen Farbe, der Mantel roth, doch sind diese lichten Farben so gebrochen, daß das volle Licht auf den Kopf, auf die hohe Stirn fällt. Indeß wünscht man dem Farbentone des ganzen Bildes mehr Kraft.

Auch Johannes der Täufer, obwohl weniger ausgeführt, als jene beiden Bilder, ist in Hinsicht des Ausdrucks ein Idealcharakter. War Kügelgen's Johannes vom Jahre 1817, ein Hoherpriester der Wahrheit und des Glaubens, so ist dieser aus den letzten Tagen des Meisters —, ein Zeuge von der Innigkeit seines mit göttlichen Dingen beschäftigten Gemüths —, ein erhabener Himmelsbote. Jener blickte zürnend, dieser blickt mit ernster Wehmuth herab auf die irrende des Heils bedürftige Menschheit. In technischer Hinsicht wird der Kunstfreund in der klar behandelten Untermalung dieses Bildes wohl die Kraft, aber nicht die Kunst des Meisters vermissen.

Kügelgen hatte die Absicht, diese drei Gemälde in ganzen Figuren in Lebensgröße zu wiederholen. Hierzu entwarf er eine kleine Skizze, wo derselbe lehrende Christus auf dem Gipfel eines Berges steht; tief hinter ihm liegt von der untergehenden Sonne beleuchtet, das Meer und ein fernes Gebirge. Um das Haupt des Heilands aber erglänzen hellere Strahlen; denn von ihm geht eine

neue Sonne auf, das Licht der fleckenlosen Klarheit. So lebte der Meister bis zu den letzten Augenblicken ganz in seinen Ideen von der Erscheinung des Göttlichen auf der Erde.

Der verlorne Sohn, aus dem Evangelio *), — eine jugendlich kräftige, aber durch die Macht der Leidenschaft entweihte Gestalt — ist das Bild der Zerknirschung und Reue. Der tiefgesunkene Sünder kehrt in sich zurück; mit unaussprechlichem Schmerzgefühl in den ausgeweinten Augen und in den verstörten Zügen hebt er das verwilderte Haupt empor, und preßt die festgefalteten Hände betend an die Brust. Man sieht ihn so, daß der Körper halb seitwärts gewendet ist, der Kopf noch etwas mehr, fast im Profil. Eine nicht mehr weiße Binde, die bei vielen den Eindruck des Ganzen störte, umschlingt die Stirn und das struppige, röthlich blonde Haar. Ein weißes Tuch ist von der rechten Schulter her über die linke Hüfte geworfen. In den flehend aufgehobenen Händen liegt der Wanderstab des Verirrten. Der Hintergrund ist ein trüb umwölkter Himmel und ein ödes Feld, wo die Herde liegt, die des Unglücklichen äußern Zustand bezeichnet. Der Meister selbst gab von diesem Werke, kurz vor seiner Ermordung, die treffendste Auslegung **).

---

*) Halbe Figur in Lebensgröße. Auf Leinwand 2 Fuß 8 Zoll breit, 3 Fuß 5 Zoll hoch. S. den Umriß Nr. 8.

**) Böttiger hat sie aufbewahrt in seinen im Anhang zu dieser Schrift abgedruckten Andeutungen am Grabe Gerhard's von Kügelgen. Er bemerkt daselbst S. 17 in den Anm. folgendes: „Das in der Färbung noch nicht ganz vollendete Bild des verlornen Sohnes tritt durch gewaltsamen Ausdruck in eine dem

Das ganze Bild, welches aus des Künstlers Innerstem hervorging und mehr noch sein Gefühl als seine Kunst darstellt, hat mit keinem andern, das denselben Gegenstand zeigt, die entfernteste Aehnlichkeit. Unstreitig ist Battoni's verlorner Sohn, der an das Herz des Vaters sinkt, malerischer componirt *); aber diesen Seelenzustand, den man hier erblickt, drückte Battoni nicht aus. Um so auffallender war die in einem öffentlichen Blatte gemachte Bemerkung eines Ungenannten: „Kügelgen's verlornem Sohne sey es mit seiner Reue so wenig Ernst, als Battoni's Magdalena!" Jedes gesunde Auge wird diesem Urtheile widersprechen. Denn in Kügelgen's Sünder erkennt der Unbefangene den edlen Grund des Gemüths, den innern Kampf, die bittre Reue, den Sieg des bessern Ich. Die männlich schöne Gestalt ist sinnlich entstellt, ohne widrig zu werden; die Züge sind verstört, aber nicht verzerrt; man fühlt es, sie hätten edel werden können, wenn sie rein geblieben wären. Darum verhüllte der Meister die Stirn. Der Jüngling hat des Adels der Natur, der auf der hohen Stirne des Mannes sichtbar wird, sich verlustig gemacht. Die Binde deckt die Spur des Lasters zu, wel-

---

Meister sonst fremd gebliebene Gattung über, und ist der sprechendste Beweis von der zur Wehmuth und Trauer über ein ausgeartetes Geschlecht verstimmten Aufregung seines Innern. Siehe Böttiger's Würdigung des verlornen Sohnes aus dem Gesichtspuncte des Künstlers, in der Uebersicht der Kunstausstellung in Dresden vom Jahre 1820, im Wegweiser zur Abendzeitung d. J.

*) Man vergleiche das von Sebast. Langer gestochene Bild Battoni's in der vom Buchhändler Haas in Wien, nach den Zeichnungen Siegm. von Perger's herausgegebenen k. k. Bildergalerie.

che dort sich zeigen, hier im Gemälde aber nur widrig seyn würde; darum ist auch das Gesicht fast ganz seitwärts gewandt. Der Unglückliche möchte es gern den Augen der Welt ganz entziehen. Nach dieser Ansicht erscheint hier die Vielen so mißfällige Binde, welche das entweihte Antlitz verhüllt, als das natürliche Zeichen der Schuld und Scham. Das Bild selbst ist, wie schon bemerkt wurde, alla prima gemalt, daher geht der Schatten zu stark ins Violette, wenn anders der Künstler die ernste Grundlage in der Färbung nicht absichtlich gewählt hatte, um das Elend der äußern Dürftigkeit, die kein Licht verträgt, dadurch anzudeuten. Mit einem Worte: Kügelgen's verlorner Sohn soll und will nicht dem Auge schmeicheln; desto mehr aber weiß er das Herz zu treffen. „Dieses Bild wird selbst in dem, was davon weg oder hinzuzudenken wäre, stets von der höchsten Bedeutsamkeit bleiben" *). Uebrigens ist, von jenem Tadel des Technischen abgesehen, die Wahrheit des Fleischtons und die Kenntniß der Anatomie im Muskelspiele auch in diesem Bilde bemerkbar. Der König von Sachsen hat es für seine Galerie gekauft, wo es zum fortwährenden Andenken aufgestellt worden ist.

Zu einem Gegenbilde, die Rückkehr des Reuigen in die Arme des Vaters, hatte Kügelgen schon den Entwurf gemacht, als Er, der Reine, selbst in die ewigen Vaterarme gerufen ward.

---

*) Böttigers Worte a. a. O.

34. Er fällt unter die Mörder. — Seine Todtenfeier.

Kügelgen war jetzt auch in Rücksicht seiner irdischen Besorgnisse zu jener behaglichen Ruhe gekommen, wo er nicht mehr nöthig hatte, Bildnisse zu malen. Allein bei geliebten Personen und bei merkwürdigen Menschen machte er fortwährend gern von seinem Lebensplane eine Ausnahme. Das letzte Portrait, welches er im Jahre 1820 vollendete, war das Brustbild des Fürsten Reuß XLIV, in Berlin, ein ausdrucksvoller Kopf, dem eine düstre Waldgegend zum Hintergrunde dient. Ein andres, von der Gräfin Eberhardine von Stolberg-Wernigerode, gebornen Freyin von der Reck, ward von ihm angefangen. Er malte an demselben noch an dem letzten Tage seines Lebens, und der Erbgraf von Stolberg-Wernigerode hat es so, wie es nach der ersten Sitzung war, erhalten und aufbewahrt.

Der bescheidene Meister hielt, wie jeder wahre Künstler, der nach empfangener Kunstweihe immer noch innere Mysterien ahnet, das von ihm bisher Geleistete nur für Vorübung und Studium zum Vollkommneren *). Es entging ihm nicht, daß man ihn hier und dort vorzüglich nach dem beurtheilte, was er noch vollenden wollte. Er fühlte es also selbst, daß die Welt größeres von ihm erwarten durfte, als er bisher geschaffen hatte. Darum

*) Dieß bezeugt Böttiger in der Anmerk. zu seinen Andeutungen am Grabe G. v. K. S. 19.

sollte jetzt, in der männlichen Reife seiner Darstellungskraft, sein höheres Kunstleben erst recht beginnen. Doch mehr als Alles erhob ihn der heilige Friede seines Gemüths zu großen Werken der Andacht, zu Werken des freien Genius, den nichts Irdisches mehr fesselte, und er trug sich mit herrlichen Ideen zu neuen Kunstkreisen. So gestaltete er *), z. B. schon lange mit großer Liebe in seinem Innern einen wunderbaren Cyclus der Prometheusfackel und Prometheusfabel, der die Leiden und Freuden des Künstlers oder Kunstmenschen vorstellen sollte. Auch in Herder's Dramen und Dichtungen **) öffnete sich ihm ein ganzes Pantheon plastischer Compositionen.

Mit diesem erhöhten Kunststreben wollte er ein großes Altarbild ausführen, in Auftrag seines alten Freundes Hanns Schwarz, für eine Kirche in Riga. Nach der davon entworfenen Skizze, deren bereits gedacht worden ist, stellte es Christus vor, in ganzer Figur, die eine Hand auf der Brust, die andre segnend erhoben, in der vollen Beleuchtung des neuen Lichts, das durch die Wolken bricht. Doch des Meisters Wohnung war für Werke von dieser Größe nicht bequem eingerichtet. Also faßte er den Entschluß, sich anzukaufen, um eine größere Werkstatt ganz für seine Zwecke anlegen zu können.

---

*) Nach Böttiger's Zeugniß a. a. O. S. 18. Daß K. zu seinem geistreich gedachten Cyclus von acht Gemälden, der die Leiden der geprüften Menschheit darstellte, einen zweiten Cyclus der rein menschlichen Freuden in acht Bildwerken gleicher Größe als Gegenstücke ausgedacht, ist schon oben erzählt worden.

**) In dem 6. Theile von Herder's Werken zur Literatur und Kunst.

Das schöne Winzerdorf, dessen reine Bergluft seiner Gattin und ihm schon mehrere Sommer hindurch Gesundheit, Ruhe und stillen Naturgenuß gewährt hatte, zog ihn vor allen andern Orten in Dresdens Umgebungen an. Er kaufte sich daher einen Weinberg auf dem reizendsten Punkte der Loschwitzer Pflege, wo sich eine herzerhebende Aussicht öffnet auf die Lustgestade der Elbe und auf das böhmische Hochgebirge. Hier sollte ein neues, bequemeres Wohnhaus für seine Familie hergestellt werden. Dieser Bau beschäftigte ihn noch in den ersten Monaten des Jahres 1820, und er hatte bereits daselbst ein Malerzimmer mit einem hohen Fenster eingerichtet, wo er mit jenem Altarbilde, dem ersten großen Gemälde der Andacht, seine neue Kunstbahn eröffnen wollte. Auch alles Uebrige für Weib und Kind besorgte er selbst mit der verständigen Liebe eines guten Hausvaters. „Kurz, dieß Häuschen soll uns — so schrieb er am 15. Nov. 1819, an seinen Bruder — ein Feenpalast werden, bis die Zeit kommt, wo wir durch ein noch kleineres, engeres Haus die Thüre finden zu dem großen Hause des himmlischen Vaters, wo viele Wohnungen sind, und wo sich einmal wieder die ganze Familie wird beisammen finden. Sollte es Gott gefallen, mich bald nach Hause zu rufen, so hat Lilla einen Witwensitz, von wo sie die Erziehung der Kinder leicht vollenden kann, da die Stadt nur eine Stunde Weges entfernt liegt. Sollte ich allein übrig bleiben, so wäre es meine Klause, wo ich als Einsiedler der bessern Erkenntniß meines Geistes entgegen leben würde, in Thätigkeit und Frömmigkeit bis an mein Ende."

HOOVER WAR COLLECTION

Mit dem Erwachen des Frühjahrs besuchte er fast alle Nachmittage gegen Abend, wenn er an der Staffelei nicht mehr arbeiten konnte, die Bauleute, weil er schon im Sommer das neue Wohnhaus beziehen wollte. „Sein Gesicht erglänzte von Begeisterung, wenn er von dem sprach, was er in bequemerer Ruhe auf seinem schönen Weinberge mit dem entzückten Blicke auf das reizende Elbthal, von Aeolsharfen umsäuselt, im Schooße des reinsten Familienglücks, das ihm über alle Geselligkeit ging, nun erst erschaffen und ausbilden wollte *)." Bei dieser frohen Thätigkeit erholte sich seine Gesundheit außerordentlich. Aber auch alles Andre trug dazu bei, sein Gemüth in die selige Ruhe des Vertrauens und der Hoffnung zu versenken. Er ging einem sorgenfreien Kunstleben mit verjüngter Kraft entgegen; er hatte seine Kinder wieder um sich, und sah die glückliche Entfaltung ihres Geistes und die fromme Richtung ihres Herzens; er hoffte, daß die Gesundheit seiner geliebten Gattin sich mit jedem Jahre stärken und ein froheres Alter nach dem heißen Mittag ihres Lebens sie erquicken werde; er hatte endlich die nahe Erfüllung seines liebsten Wunsches vor sich, seinen von der Natur freundlich begabten Wilhelm nach wenig Jahren selbst nach Italien zu führen und mit gereiftem Blicke ein lang ersehntes Erinnerungsfest zu feiern; — da warf ein Wetterschlag aus der Hölle den frommen Pilger zu Boden und mit ihm das irdische Glück der Seinigen.

Am Sonnabend den 25. März hatte Kügelgen den

*) S. Böttiger's Worte in der a. Schr. S. 18.

letzten Pinselstrich an dem verlornen Sohne gethan. Der folgende Tag, der Palmsonntag, war für ihn ein doppelt heiliges Fest. Er feierte denselben in Hermsdorf, einem Gute des Burggrafen zu Dohna, drei Stunden von Dresden, wo sein zweiter Sohn Gerhard eingesegnet ward und das Mahl des Herrn zum ersten Male genoß. Der würdige Geistliche in Lausa bei Hermsdorf, Pastor Roller, hatte den Jüngling auf Bitten der Aeltern, welche ihre Kinder an einem solchen Tage der Zerstreuung in der Stadt nicht überlassen wollten, schon längere Zeit darauf vorbereitet. Als nun der Tag kam, trug Kügelgen, als Katholik, wohl bei sich die Sorge, daß die Einsegnung der jungen Christen nicht mit der frommen Weihe geschehen möchte, wie er sich dieselbe dachte; allein wie sehr ward er überrascht durch das Rührende der Feierlichkeit, mit welcher der evangelische Geistliche jene Handlung der Einsegnung im wahren Christus-Sinne vollzog! Nach derselben versammelten sich in der Wohnung des Pfarrers mehrere gräfliche und andere Personen; unter ihnen befand sich auch der alte ehrwürdige Schullehrer Eckhard. Unten sangen die eingesegneten Kinder, darunter auch der junge Kügelgen, Choräle, und ihre Gesänge quollen herauf zu den christlich heitern Gesprächen voll gegenseitiger Liebe und Herzlichkeit in der obern Stube des Pfarrers. Da fühlte sich Kügelgen der Vater, der einzige katholische Christ in der Versammlung, ihr jedoch durch evangelischen Glauben und ächte Frömmigkeit brüderlich verwandt, innigst ergriffen von dem Geiste, der Alle beseelte, und er drückte laut aus seine herzliche Zufriedenheit mit der Art, wie die Kin-

der zu Christen eingeweiht würden. „So werde ich es, rief er froh bewegt, nur im Himmel wieder finden, daß Fürsten, Grafen, Minister, Pfarrer und Schullehrer beisammen sind in frommer, heitrer Stimmung!"

Ueberhaupt war er selbst in der letzten Zeit mit frommen Betrachtungen viel beschäftigt. Er trug oft des Thomas von Kempen zur Nachahmung des erhabensten Musters ermunterndes Büchlein oder des heiligen Augustinus Bekenntnisse bei sich *). Auch am Montage, den 27. war er in einer wahrhaft glückseligen Stimmung, aus Freude über den gestrigen Tag, und er äußerte dieß mehrmals mit den Worten: „Ich weiß, so finde ich es im Himmel wieder." An diesem Tage malte er noch die Gräfin Eberhardine von Stolberg-Wernigerode; auch nahm er sich vor, in wenig Tagen seinem Wilhelm den ersten Unterricht in der Oelmalerei zu ertheilen. Dieß Glück sollte dem hoffnungvollen Sohne nicht werden, und er bewahrt jetzt nur Palette, Pinsel und Farben mit kindlicher Liebe auf, so wie sie der Vater bei dem letzten von ihm angefangenen Bildnisse gelassen hatte. Am 27. Nachmittags fragte der Meister einen seiner Schüler, Hn R.., ob er ihn auf seinen Weinberg begleiten wollte; dieser mußte aber Geschäfte wegen die Einladung ablehnen. Kügelgen ging allein.

Es war die Zeit des Osterfestes, das er dieses Jahr mit erhöhter Rührung, in stiller Freude zu begehen sich anschickte. Gewöhnlich besuchte er die Messe am frühen

*) S. Böttiger's Andeutungen ꝛc. S. 17.

Morgen, und nahm das Abendmahl in einsamer Stille; dann begab sich der fleißige Mann an seine Staffelei. In der Charwoche aber war sein Gemüth ganz dem Himmel geweiht, und dieses Mal konnte er sich ungestörter als je der seligen Ruhe seines Herzens hingeben. So begleiteten ihn heute auf seinen Weinberg die Erinnerung an Gestern und die Vorbereitung auf den Tag des Herrn.

Er kam gegen fünf Uhr an, ordnete und besorgte was nöthig war, bezahlte die Arbeiter, bestellte junge Birken für den Weinberg, und begab sich nach halb sieben Uhr auf den Rückweg. Als er jetzt, ungefähr ein Viertel nach sieben Uhr, bei Mondenlicht, auf der fast nie menschenleeren Landstraße, die von Dresden nach Bautzen führt, mitten in einer freien, überall leicht zu übersehenden Gegend, 180 Schritte vor dem gräfl. Marcolinischen Vorwerke, der Vorstadt des schwarzen Thores und dem Linke'schen Bade schon bis auf einige hundert Schritte sich genähert hatte, beschlich ihn, meuchlings im Rücken ein Raubmörder und zerschmetterte ihm den Schädel mit einem Beile. Darauf schleppte er den Bewußtlosen seitwärts von der Straße, über einen schmalen Sturzacker, etwa hundert Schritte weit hinab nach der Elbe zu, die eben ausgetreten war und den Fußsteig am Ufer ungangbar gemacht hatte. Dort legte er ihn hinter einem deckenden Feldraine in eine Vertiefung des daselbst befindlichen Röhrenlagers, wo er ihn beraubte und bis aufs Untergewand entkleidete, ohne von einem der auf der Straße vorübergehenden Menschen bemerkt zu werden.

Beunruhigt durch das Ausbleiben des geliebten Gat-

ten und Vaters, sandte die Familie noch in der Nacht Boten aus, die ihn aber vergeblich suchten, und mehrmals ging Wilhelm, der ältere Sohn, vor der Stelle vorüber, wo sein unglücklicher Vater lag. Erst am folgenden Morgen in der neunten Stunde fand ihn — der Sohn! —

Ein Sturm des empörten Abscheus durchflog die Stadt. Vor wenig Monaten erst war ein ähnlicher Raubmord nahe vor den Thoren auf der Heerstraße an einem Tischlergesellen verübt worden und unentdeckt geblieben. Auch jetzt war anfangs jede Nachforschung vergeblich. Zwar wurden einige Personen, die in der Nähe des Orts oder auf der Straße um dieselbe Zeit gesehen worden waren und verdächtig zu seyn schienen, verhaftet; aber es zeigte sich keine nähere Spur. Die Regierung setzte daher schon am 29. März, nach dem Vorschlage des Justizamts, einen Preis von tausend Thalern auf die Entdeckung des Mörders. An demselben Tage fand man den Mantel des Erschlagenen. Kinder, die bei dem aufgefahrenen Schutte hinter dem Accishause vor dem schwarzen Thore spielten, zogen ihn unter den Steinen hervor. Noch befand sich in demselben das kleine Gebetbuch, welches Kügelgen bei sich gehabt hatte. Nach dieser Spur mußte der Raubmörder innerhalb der Mauern der Stadt sich aufhalten! Er hatte nicht gewagt, das große Kleidungsstück durch das Thor in seine Wohnung zu bringen; darum verbarg er den Mantel an jenem Orte, um ihn ein andres Mal unbemerkt auf die Seite zu schaffen. Am 4. April brachten einige jüdische Handelsleute die Uhr des Ermordeten dem untersuchenden Richter, und veranlaßten die Verhaftung

eines Untercanoniers, von dem sie dieselbe gekauft haben wollten. Jedoch bei näherer Betrachtung erkannten sie ihn nicht als den Verkäufer. Gleichwohl gestand dieser am 19. April, den doppelten Raubmord verübt zu haben, und zwar allein; indeß widersprach seine Aussage den schon erforschten Umständen der That. Endlich führte am 24. April die Anzeige eines andern jüdischen Handelsmanns in Dresden, welcher von einem Untercanonier den Oberrock des Ermordeten gekauft hatte, auf die Entdeckung des Thäters *).

Der Erschlagene ward in seine Wohnung gebracht. Noch wußte die kranke Frau von Kügelgen das Entsetzliche nicht. Er sey krank, sagte man ihr schonend, ein Schlag habe ihn getroffen. Aber mit steigendem Angstgefühle rief sie aus: Er ist todt! Da gab der Schmerz ihr die Kraft, aufzustehen von dem Lager, und ihren Kindern ganz Mutter zu seyn!

Noch verschwieg man ihr den grausenhaften Tod. Sie wollte den Geliebten sehen. Aber sein Anblick mußte sie zu Boden werfen. Die höllische Faust des Mörders hatte die schönen Züge, die reine edle Form des Antlitzes gänz-

---

*) Den weitern Gang der höchst merkwürdigen Untersuchung, welche die Bestrafung des wirklichen Mörders und die völlige Lossprechung seines angeblichen Mitschuldigen zur Folge hatte, wollen wir aktenmäßig in dem Anhange erzählen, weil diese Untersuchung bewies, welche Theilnahme das Publicum an der Entdeckung des Urhebers nahm, und wie sehr die Privatmeinung eines Jeden durch Kügelgen's Schicksal beschäftigt und aufgeregt wurde.

lich zerstört. Flehend baten sie die Söhne und die Freunde des Hauses, ihr Verlangen aufzugeben. Da ahnete sie zusammenschaudernd ein furchtbares Geheimniß. Sie fragte nicht weiter und ertrug schweigend den ungeheuern Schmerz. Doch an dem Tage der Bestattung nahte sie dem Sarge, in welchem ihr Gerhard mit verhülltem Antlitze lag; still betend sank sie auf die Knie zu den Füßen des Todten; darauf ließ sie sich, ohne seine Hände zu berühren — dieß hatte sie versprochen — in ihr Zimmer zurück leiten. Nach einer Woche erst entdeckte man ihr das Schreckliche. Sie sank in Ohnmacht nieder. Doch in der Einsamkeit ihres namenlosen Jammers gab ihr die Religion jene Stärke, welche das schwache Weib zur Heldin macht, im Ertragen, Dulden, Vergeben und im Erfüllen dessen, was die Mutterpflicht gebeut.

Am 30., am Grünendonnerstage Abends, ward Gerhard von Kügelgen auf das Feierlichste bestattet.

Es war ein herrlicher Frühlingstag und die schönste Vollmondnacht, als die öffentliche Theilnahme Männer und Jünglinge aus allen Ständen in und vor dem Hause der Trauer vereinigte. An den Zug der Zöglinge und Mitglieder der Akademie schlossen sich viele der ersten Bewohner der Stadt vom Civil und vom Officiercorps an. Dem Leichenwagen folgten vier und zwanzig Wagen aus der Stadt; achtzig Fackeln, von hundert und funfzig Zöglingen der Akademie begleitet und getragen, flammten, von dem milden Mondlichte gebleicht, dem langen Trauerzuge voran. So wie sich dieser von der Wohnung der Familie, aus der Hauptstraße der Neustadt über die Elb-

brücke durch die Straßen der Residenz über den Neu- und Altmarkt, dann durch die große Ostraallee bis in die Friedrichsstadt nach dem katholischen Kirchhofe hin langsam fortbewegte, umwogte ihn vom Mitgefühle der Wehmuth tief beklommen und schweigend, eine dichte Menschenmenge. Tausend Thränen feierten den geliebten Todten. Als nun seine sterbliche Hülle in der Vorhalle des Friedhofes von den Geistlichen, unter leisem Beten der Todten-Psalmen, nach altem ehrwürdigen Gebrauche der Kirche eingeweiht und hierauf ins Grab gesenkt, dem Schooße der Natur zurückgegeben war, kniete Wilhelm, der ältere Sohn, in namenlosen Schmerz aufgelöst, an das noch halboffene Grab und sprach biblische Worte des Vertrauens zu dem Gott der ewigen Liebe, um Trost von oben zu erflehen für sein zerrissenes Herz. — Er betete das hohe Wort von der Liebe des himmlischen Vaters, der den eingebornen Sohn der Welt gegeben; — diesen Trost habe ihm sein Vater hinterlassen; mit diesem Danke rief er ihm das kindliche Scheide-Lebewohl bis jenseits des Grabes nach.

Schon erloschen allmälig die Trauerfackeln, da trat der vieljährige Freund des edlen Kügelgen, Hofrath Böttiger, in den dunklen Kreis, und sprach einige Worte, so wie sie dem tiefen Schmerzgefühle seiner Brust in diesem Augenblicke entquollen, zu den das Grab umschließenden Zöglingen und Freunden des Heißbeweinten. Es waren Andeutungen seines reinen Strebens, seiner edlen Leistungen, Erinnerungen an sein bescheidenes, frommes Pilgerleben und erhebende Blicke in das Reich des Lichts, das den Treuerfundenen aufgenommen. „Was

Du, von uns genommener Freund und Lehrer, rief der begeisterte Redner, in umflorten Idealen, die Du in der Stunde künstlerischer und religiöser Begeisterung ahnend erblicktest, doch nur im Halbschatten irdischer Beschränkung vor Deine Seele und vor Deinen Pinsel zu rufen vermochtest, wird Dir nun in himmlischer Klarheit erscheinen *)!"

Aber nicht allein bei dieser Todtenfeier hörte man die Klage der öffentlichen Theilnahme. Ein als Dichter ausgezeichneter, allgemein verehrter Staatsmann weihte seinem edlen Mitbürger folgendes Sonett, das an demselben Tage in der Abendzeitung erschien **).

Gerhard von Kügelgen.

Dem Meuchelmord mit Raubsucht kühn verschworen,
Auflauernd mit gespreizten Tygerkrallen,
Ein köstlich Opfer ist ihm heimgefallen!
Der Künstler fiel — vor seiner Kunststadt Thoren!

Den ächten Priester hat die Kunst verloren,
Werth den Genossen, Freunden, Schülern, Allen!
Als Gatte, Vater, Mensch, wie in den Hallen
Der Kunst, zu seltner Trefflichkeit erkoren!

---

*) Das schöne Ganze, wie es später von dem Redner nur aus der Erinnerung aufgefaßt und niedergeschrieben worden ist, wird in dem Anhange mitgetheilt; denn solche Andeutungen und das Zeugniß dieses Mannes durften in dem Leben unsers Künstlers nicht fehlen.

**) Es ist hier abgedruckt, so wie es in Kind's Monatsschrift: Die Muse, Januar 1821 (Leipzig bei Göschen) S. 91 als Denkmal aufgenommen ist.

Dem Mörder Fluch! wie einſt beim Kranichfluge*)
Die Schuldigen im Cirkus ſich verriethen,
So müſſe Nemeſis ihn ſchnell ereilen!

Bringt dar zum Schmuck vom theuern Aſchenkruge
Die edelſten, die erſten Frühlingsblüthen!
Sein Künſtlerkranz prangt an der Nachwelt Säulen!

Arthur vom Nordſtern.

An demſelben Grünendonnerstage dichtete Kind, der Freund des Verſtorbenen, das herrliche Denkmal auf Gerhard von Kügelgen, in welchem die Meiſterwerke des Unvergeßlichen, wie ſie vor den Blicken des Sängers vorüberſchwebten, gleichſam in dem Spiegel ſeiner Phantaſie uns ſich zeigen; ein ſchön geordneter Reihen, welcher die heiligen Stunden der Künſtlerweihe aus des Meiſters Leben ganz vergegenwärtigt. Dieſe Phantaſie erſchien zuerſt in der Abendzeitung **), dann in zwei beſondern Abdrücken, die unentgeltlich vertheilt wurden. Den erſten in groß Quart, zu dreihundert Exemplaren, hatte der Buchhändler Göſchen, und den zweiten zu 1800 Exemplaren in klein Octav, der Buchhändler Arnold auf eigne Koſten drucken laſſen ***).

---

*) Beziehung auf die durch Schiller's „Kraniche des Ibikus" bekannte Entdeckung eines an einem berühmten Dichter des Alterthums begangenen Mordes.

**) No. 77. des J. 1820.

***) Das Gedicht iſt im Anhange ganz mitgetheilt, nach dem von dem Dichter ſelbſt durchgeſehenen Abdrucke deſſelben in der Monatſchrift: Die Muſe. Jan. 1821. S. 93 fgg. Ihm ſind einige andre von dem Dichter ſeinem Freunde gewidmete Gedichte beigefügt, die ſich auf einzelne Gemälde beziehen.

In den vertrauteren Kreisen der Freunde Kügelgens ward sein Andenken, ohne Verabredung, aus freiem Antriebe des Herzens, still gefeiert. Dieß geschah an dem letzten Abende des Jahres 1820, in dem Liederkreise einiger Dresdner Familien, bei der Feier des Jahresschlusses. Als Kind derer gedachte, die der Genius mit gesenkter Fackel im Laufe des Jahres von hinnen gerufen, sagte er in Beziehung auf Gerhard von Kügelgen Folgendes: „Ein edler Mensch und trefflicher Künstler, durch Bande des Geistes und Herzens uns Allen nahe verbrüdert, der wohl auch zu Zeiten mit seinen freundlich-sonnigen Blicken in dieser Versammlung weilte, ward uns und der irdischen Welt leider entrissen. Sey denn diese Erinnerung an ihn am Schlusse des Jahres, in dessen Lenze er seinen edlen Geist aushauchte, noch ein Requiem für ihn! Schmerzlos, als ein leichter Genius der Kunst, wie sein Meister und Freund Raphael, wie Winckelmann, der gleich ihm Getödtete, lebe er von nun an in unserem, in dem Andenken aller Guten, wie er fortleben wird in den Werken, die er der Erde zurückließ."

So trauerten um Gerhard von Kügelgen seine Mitbürger. Nicht bloß die Theilnahme des Mitleids an seinem Schicksal, nicht bloß die Achtung für seine Kunst weinten Thränen an seinem Grabe; nein, das Herz Aller, die Menschenwerth verstehen und schätzen, das Andenken, an seine zarte Milde, an sein anspruchloses, frommes Leben, an seine seltenen Eigenschaften als Mensch und als Christ: diese Erinnerung trat an sein Grab und bethaute es mit den Thränen unaussprechlicher Wehmuth.

Kein Ruhm vor der Welt vermag solche Thränen hervorzurufen.

Als die Nachricht von dem blutigen Frevel ins Ausland sich verbreitete, ward in weitem und immer weiterem Umkreise durch Aeußerungen des Schmerzes kund, wie viele Herzen voll Achtung und Liebe an dem guten Kügelgen im Leben gehangen. Seine Freundin, Frau Johanna Schopenhauer erhielt die Nachricht von dem Unglück auf die schmerzhafteste Weise, durch ein Zeitungsblatt in Danzig. „Wenige Wochen vorher, sagt sie in einem ihrer Briefe, hatte ich bei dem Fürsten von Hohenzollern in Oliva vor der herrlichen Copie der Raphaelischen großen Madonna mit stiller Freude verweilt. Mir ist nun, als habe mir mein unvergeßlicher Meister damals den Abschiedsgruß zugewinkt."

Ein gleiches Gefühl sprach sich in ganz Deutschland aus: das Gräßlichste, was der Verstand im Bunde mit der Bestialität denken und vollziehen kann, ein Todtschlag aus kalter Mord- und Raubsucht verübt, hat ein schönes Leben getroffen, das von den ersten Blumentagen seiner Empfindung an bis zu der Sonnenhöhe seiner Kraft einheimisch war in dem Paradiese seines irdischen Himmels! Diese That der Hölle, welche zugleich den Purpurfarben eines Doppellebens, das irdische Band der Liebe des seltensten Zwillings-Bruderpaares zerschnitt, rief eine ähnliche Mordthat, welche vor zwei und funfzig Jahren den berühmten Winckelmann dahinraffte, in ihr schmerzvolles Andenken zurück *).

*) S. die Anm. 7. im Anhange.

Aber keine Worte hat die Sprache für das, was Gerhards Zwillingsbruder empfand, als er die grausenvolle That erfuhr. In dieser Zeit erhielt er folgende Briefe von zwei Freunden des Verewigten, welche als eine Stimme der Trauer aus dem Norden, der des Erschlagenen zweite Heimath war, die Erzählung von der Feier seines Todes beschließen mögen.

Von dem wirklichen Staatsrathe Stoffregen in St. Petersburg, an Karl von Kügelgen.

St. Petersburg, den 24. April 1820.

Es geht wohl keine Stunde hin, mein theurer unglücklicher Freund, in der wir Ihrer nicht gedenken, und kein Tag, an welchem wir nicht von Ihnen sprechen und alle mögliche Weise aussinnen, wie Sie die Schreckensnachricht aus Dresden mögen erhalten haben. Trost hat keiner Ihrer Freunde für Sie, aber alle, die Sie lieben, die herzlichste Theilnahme. Von dem Zustande Ihrer armen unglücklichen Schwägerin fehlt es uns durchaus an Nachricht. Mich hat nicht leicht irgend etwas so erschüttert und außer Fassung gebracht, als da unser Freund Beck früh Morgens ganz zerstört mit dieser Schreckensnachricht zu mir kam. Auf demselben Fleck, wo die schauderhafte That geschah, stand ich noch vor anderthalb Jahr mit ihm und machte Plane für die Zukunft, suchte ihn zu einer Reise nach Petersburg zu bewegen, und erneuerte den alten Freundschaftsbund. Wir waren hinausgegangen ganz ungestört zu seyn und ein Paar Stunden in der

herrlichen Gegend zuzubringen. Wer hätte da geahnet, daß gerade da, wo sein höchster Genuß war, der stille Aufenthalt auf seinem Landhäuschen, wovon er mir mit so viel Freude sprach, der Schlupfwinkel seiner grausamen Mörder werden sollte! — Wenn ich mir den herrlichen Menschen denke, edel, rein, weich und gut, mit dem Schönsten ausgestattet, was der Himmel den Sterblichen auf dieser Erde giebt, — die unversiegbare Quelle geistigen Genusses: friedliche Stimmung, froher Kunstsinn und Kunstfertigkeit, das Gemüth eines Johannes, die Achtung und Liebe der Edelsten und Besten genießend, mit der ihm eignen Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit — so fällt mir ein, was Thekla von ihrem Max sagt: Da kam das Schicksal rauh und kalt, und nahm des Freundes herrliche Gestalt und warf ihn — nicht unter den Hufschlag der Pferde — nein, unter die Beile unmenschlicher Mörder. Freund! was haben Sie für einen Bruder, was haben die Seinigen für einen Vater, die Welt für einen herrlichen Menschen an ihm verloren! Ach, ich sollte Ihnen etwas tröstliches sagen, und ich stimme den Klageton von neuem! —

Von dem Etatsrathe Dr. Morgenstern an den Herrn Karl von Kügelgen.

Dorpat, den 9. Mai 1820.

— — Es vergeht kein Tag, wo nicht zwischen Minna und mir von Dir und Gerhard die Rede wäre. Bald er-

innert unsere Freundschaft für Dich uns von selbst daran; bald Zeitungsnachrichten über ihn, dergleichen sich immer noch in so manchen Blättern finden; bald ein und das andere Angedenken von ihm, was an den Wänden hängt. — — Gewiß gehörte dein Zwillingsbruder unter die geliebtesten und geschätztesten Menschen seiner Zeit. Sein Leben war im Ganzen gewiß eins der glücklichsten; sein Tod höchst wahrscheinlich ein Ereigniß weniger Secunden. Betrachtungen dieser Art können in ruhigen Stunden die Hinterbliebenen, die in ihm ihr Liebstes auf der Welt verloren, einigermaßen trösten in Hinsicht seiner selbst; doch wird ihnen wohl bis zur Wiedervereinigung in einem besseren Leben die nie wieder sich ganz schließende Wunde bleiben, und der ewige Schmerz. Waren uns jemals die Wege der Vorsehung dunkel, so sind sie es dießmal. Dennoch schöpft, deß bin ich gewiß, Deine edle Schwägerin mit ihren trefflichen Kindern, die solcher Eltern werth sind, ihren besten Trost aus der Quelle der Religion. Die so Gestärkten erheben sich auf einen höheren Standpunkt der Gegenwart und Zukunft; — der Zukunft jenseits —

Dann trennt kein Schicksal mehr die Seelen,
Die Du einander, Natur, bestimmtest.
Dann wägt, die Waagschaal' in der gehobenen Hand,
Gott Glück und Tugend gegen einander gleich;
Was in der Dinge Laut jetzt mißklingt,
Tönet in ewigen Harmonien.

Auf dem katholischen Begräbnißplatze in der Friedrichstadt zu Dresden deckt des frommen Meisters sterbliche Hülle ein einfacher Hügel mit einem von Blumen umpflanzten Denksteine, auf dessen Vorderseite unter einer Strahlenkrone das Wort Jehovah steht und die Inschrift:

Franz Gerhard von Kügelgen
geb. d. 6. Febr. 1772,
gest. d. 27. März 1820.

Auf der Rückseite steht unter einer Strahlenkrone der Name Jesus, und darunter die biblische Stelle, welche den Trost des Himmels ausdrückt, der allein die vom Schmerz zu Boden gedrückten Hinterlassenen wieder aufrichten konnte:

Evangel. St. Joh. Cap. 14, Vers 27.

Der Landschaftmaler Friedrich in Dresden hat in einer Kirchhofscene das Grab seines Freundes Gerhard von Kügelgen mit Geist und Gefühl dargestellt. Jener Denkstein bildet den Mittelpunkt; bedeutsam deckt den Grabhügel noch kein Rasen. Die wehmüthig ernste Anordnung des Ganzen, durchsichtig zart entsproßne Bäume, die Gräber umher, wie sie von diesem Standpunkte aus sich gruppiren, mit ihren Sarkophagen, Säulen und Kreuzen, treu nach der Natur, aber in Hinsicht auf malerische Wirkung künstlerisch zusammengestellt, sprechen zur Empfindung. Ueber dem Bilde des Todes geht der Stern der Hoffnung und der Liebe auf, dem Sterblichen

ein schöneres Seyn verkündigend. Die Wand im Hintergrunde verschließt ein Gitterthor, durch welches in leicht auszudeutender Erhellung die Abendröthe hereindämmert. Friedrich malte dieses Bild im Jahre 1822 in Oel, und weihte es der Frau von Kügelgen bei ihrer Abreise von Dresden nach Reval, als ein Denkmal dessen, was ihr Herz zurückließ.

Welch' ein Anblick für die edle Frau, deren Trauer keine Zeit zu mindern vermag, als sie im Sommer 1822, den geliebten Zwillingsbruder Karl wieder sah! Mit einem lauten Schrei des Entsetzens fuhr sie vor dem Ebenbilde ihres Gerhard's zurück. Auch die Kinder wollten vergehen vor Schmerz, wie sie die Gestalt ihres Vaters vor sich sahen und die wohlbekannte Stimme hörten und er es doch nicht war! Die drei und siebzigjährige Mutter aber weinte laut, als der Wagen anfuhr, der nach achtzehnjähriger Trennung die theure Tochter wieder in ihre Arme führte, ohne ihn, den so lange Ersehnten! —

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht;" — schrieb Karl von Kügelgen an den Verfasser dieser Biographie, — „Ihm ist wohl. Aber vieles hat die Welt an ihm verloren, unendlich viel die Seinigen. Stückwerk ist alles auf der Erde, und so ist auch dieses schöne Menschenleben als ein Bruchstück bei Seite gesetzt in der großen Todtenhalle der Vergangenheit. Das Wenige, was sein Schicksal aus dem unendlichen Vorrathe seiner Ideen darzustellen ihm vergönnte, ist indeß nichts Weniges. In Vielm liegt oft Wenig, wie in Wenigem Viel. Sein Gewesen[e]

seyn kann in verschiedener Rücksicht auf die Mitwelt wie auf die Nachwelt wirken. Vielleicht wird die Betrachtung seines hohen Strebens in der Seele von manchem Kunstjünger Funken erwecken, die den vorhandenen Brennstoff zur schönen Flamme entzünden, und mancher Jüngling wird vielleicht aus der Betrachtung seines ganzen Lebens die Beherzigung ziehen, daß dem engen Erdenleben durchaus kein Glück könne abgewonnen werden, welches der Vollkommenheit entspräche, wornach zu ringen, der Trieb uns angeboren ist. Sie winkt dem Suchenden aus einer andern Welt."

„Ihn folterte so manches Leiden, so mancher Druck der Erde; aber jede Klage schloß er mit dem Bekenntniß: Er sey einer von den glücklichsten Menschen. Sein Ziel war nicht in dieser Welt. — Die Seligkeit eines höhern Seyns stärkte und erhöhete seinen Muth in den drückendsten Verhältnissen seines Lebens. Vollkommen war er nicht, aber liebenswürdig in einem selten hohen Grade. Von jeher pflegten seine vertrauten Freunde ihn eine wahre Johannes-Seele zu nennen."

„Daß ich den, der mein Zwillingsbruder war, der mich sein anderes Ich nannte, daß ich den auf einem so hohen Standpunkte betrachte, halte man nicht für eitle Lobrednerei. Gern gestehe ich, daß die bessere Hälfte von meinem Herzen losgerissen ist, und wenn ich an dieser Wunde nicht verblute, so sind es meine Gattin, meine sechs Kinder, mein Kunststreben und der Blick nach Oben — aus solchen Quellen fließt Balsam, welcher alle Wunden heilt. So mag denn mein Leben fortwalten mit Un-

wetter und Sonnenschein, so lang es Gott gefallen wird. Kurz ist der Schmerz, und ewig währt die Freude!"

Kurkül, den 7. November 1821.

Karl von Kügelgen.

Seit dem Herbste 1823 lebt Frau von Kügelgen wieder in Dresden. Gerhard, ihr zweiter Sohn, studirt in Dorpat. Sie selbst widmet sich der Erziehung ihrer Tochter Adelheid. Der ältere Sohn Wilhelm setzt in der Akademie der Künste zu Dresden seine Studien fort, wozu ihm der Kaiser von Rußland auf vier Jahre ein Jahrgeld von 150 Ducaten huldreich bewilligt hat.

35. Gerhard von Kügelgen, als Künstler und Mensch. — Uebersicht seiner Werke. — Seine Schüler.

Gerhard von Kügelgen, der rastlos weiter Strebende und immer Höheres Gestaltende, stand in der schönsten Reife seines Kunsttalents, in der vollen Blüthe seines Künstlerruhms, als ihn die Welt verlor. Ein Blick auf sein ganzes Leben zeigt in ihm den schönsten Bund, den die Natur mit der Bildung je schließen konnte. Eine sturmbewegte Zeit und ein mit schweren Kämpfen durchflochtenes Schicksal, beide jedoch nicht ohne jene glückliche Vereinigung des Zufälligen mit dem Wesentlichen, welche die reine Grundform der Natur beschützt, hatten seine An-

lagen aus ihrem innersten Kern entwickelt. Der Anfang wie der Fortgang seiner sittlichen und künstlerischen Ausbildung gaben ihm und seinen Werken ein eigenthümliches Gepräge, welches zu noch größeren Erwartungen berechtigte; darum aber darf sein Leben nicht als unvollendet angesehen werden. Denn die sittliche Reife, welche den Menschen in ihm adelte, die Reinheit seiner Gesinnung, die fromme Erhebung seines Geistes und die Innigkeit seines Gefühls verliehen auch seinen Werken einen solchen Werth, daß die Nachwelt sie als Erscheinungen der Kunst aus unserer Zeit gewiß mit Achtung und mit Wohlgefallen betrachten wird.

Beurtheilt man Gerhard von Kügelgen als Historienmaler, so erkennt man in seinen vorzüglichern Werken eine correcte Zeichnung und eine durch das Studium der Antiken erzeugte, schöne und kräftige Form des menschlichen Körpers. Mit dem Geiste Raphael's innig vertraut, wußte er seine Bilder durch Gedanken und Empfindung zu beseelen. Besonders ist der Ausdruck seiner Köpfe groß und edel; die weiblichen Gestalten ziehen durch eine ihnen eigenthümliche sittliche Grazie und einen idealen Liebreiz an, der sie von den bloß sinnlich gelungenen und noch mehr von den süßlich manierirten Schöpfungen eines gefallsüchtigen Pinsels sehr unterscheidet. Sein sanftes, dem Auge wohlthuendes Colorit entspricht seinem Zartsinne, obschon Einige es zuweilen dunkel oder in manchen früheren Werken schwärzlich finden wollten. Man wünschte ihnen größere Wärme, die jedoch in seinen spätern Bildern wahrgenommen wird. Auch haben einzelne

Porträts von ihm etwas nachgedunkelt, was aber wohl mehr in zufälligen Umständen, selbst in der Beschaffenheit der Farbenstoffe gelegen haben mag. Dagegen fanden Andere wiederum in einigen seiner spätern Bildnisse die Farbengebung etwas bunt, oder unruhig.

Die Wahl der Gegenstände zeigt die jedesmalige Richtung seines geistigen Lebens. Immer dem Bedeutungvollen in der Ideen- und Gemüthswelt zugewandt, entnahm er früher den Stoff zu seinen Bildungen gern aus der Mythologie, bisweilen auch aus der Allegorie; doch faßte er dabei stets nur die edlere, reinmenschliche Beziehung und das geheime innere Leben auf. So ward er in jedem Sinne der wahre Psychemaler. „Eine Art von tiefer liegenden Hieroglyphe, bemerkt Böttiger *), war in allen seinen Kunstgestaltungen, war die Seele seiner ganzen Kunst, ohne jedoch der Kraft und Richtigkeit der bestimmtesten Form je Abbruch zu thun." Indem er aber den Weg der vergeistigenden, Alles auf das moderne Princip des Heiligen in der Kunst zurückführenden Allegorie betrat und mit tiefem Gefühle befolgte, ward seine Andeutung des rein Menschlichen oft mystisch, ohne jedoch den geistigen Sinn der mythischen Hülle zu verdunkeln. Darum zog das Geheimniß des reineren Lebens der Psyche in seinen Bildern selbst den Unkundigen an. Dieß war z. B. der Fall bei seinem Ganymed, den er aus dem heidnischen ins christliche Princip übertragen hatte, und bei seinen mythisch-allegorischen Schicksalsbildern. Der

*) In den Andeutungen ꝛc. S. 15.

Ideentausch mit seinem Freunde Fernow, einem strengen Realisten in der Kunst, bewahrte ihn jedoch vor der Gefahr, zu sinnreich bedeutsam in dem symbolischen Kunstkreise zu werden *).

Als er aber in den letzten Jahren seines Lebens das Höchste in den Mysterien der katholischen Christusreligion anzuschauen sich bestrebte, wählte er bloß biblische Gegenstände, in deren Zusammenstellung er sich immer mehr zum mystisch Bedeutsamen hinneigte. Doch nie, und dieß wohl absichtlich, versuchte er sich in dem Gebiete der an Kunststoffen so reichen Legende, noch hat er je in dem Symbolischen des äußern Cultus sein religiöses Gefühl ausgedrückt. Wie der Wahrheitforscher Ideen erschaut, so blickte er stets mit Andacht auf zu den Idealgestalten der heiligen Urkunden. Eben daher stellte er seine Ideale meistens in einzelnen Figuren, seltner in Gruppen dar, die er aber auch nur aus wenigen Gestalten zusammensetzte. Er bildete sie dann, was die Großheit und Bestimmtheit der Frommen betrifft, wenn es der Gegenstand zuließ, im echt antiken Style, ohne jedoch statuarisch, noch theatralisch zu werden. Man darf hieraus schließen, daß sein Genie die in Marmor bildende Kunst mit eben

*) Wie Fernow hierüber dachte, wußte Kügelgen schon aus dessen Vorrede zum zweiten Theile der Römischen Studien (Zürich 1806), wo es u. a. heißt: „Eine träumende Mystik ergrübelt in den drei Grundfarben das Symbol der göttlichen Dreifaltigkeit." Auch Göthe hat sich in der Einleitung der Propyläen gegen die Vermischung der verschiedenen Arten der Kunst, worin er eins der vorzüglichsten Kennzeichen des Verfalles der Kunst überhaupt wahrnimmt, nachdrücklich erklärt.

so viel Beifall würde ausgeübt haben, wie er denn auch einzelne Figuren in Thon meisterhaft dargestellt hat. Unstreitig behauptete bei ihm das Gefühl das Uebergewicht über die Phantasie, die sich mehr in Gestalten-Menge gefällt. Endlich war sein geschäftiger Verstand manchmal sinnreich genug, eine gar zu bestimmte oder vielmehr künstliche Bedeutsamkeit in seine Bilder zu legen. Doch eben aus diesem tieferen Durchdenken seines Gegenstandes ging wiederum das Eigenthümliche seines Kunststyls hervor, der auf das einfache Ideal sich beschränkte.

Beurtheilt man Gerhard von Kügelgen als Bildnißmaler, so wird wohl jeder, der seine Porträts sah, die Bemerkung gegründet finden, daß er nicht nur das Charakteristische der verschiedenartigsten Individualitäten vollkommen treu wieder zu geben vermochte, sondern auch seine Köpfe von solcher Seite und Bedeutung zu nehmen wußte, daß bei ganz geringer Idealisirung des Ausdrucks, seine Abbilder fast jedesmal dem Urbilde sprechend ähnlich und dennoch veredelt erschienen. Wie glücklich wußte er, nach Böttiger's treffender Bemerkung, in Göthe's früherem Bildniß den Feuergeist des Dichters der Iphigenia und des Tasso mit würdevoller Kraft zu vermälen, und in dem späteren Bildniß den Schöpfer des Faust's zu vergegenwärtigen *)! „Wieland's, des frischesten Greises, attisches Lächeln auf den Lippen hat kein andrer Bildner je so erreicht **)." Auch seine Familien-Gruppen haben einen

*) Vgl. oben S. 217.

**) S. Böttiger's Andeutungen ꝛc. S. 15.

sehr gefälligen Charakter, der ihnen ein Interesse gibt, das gewöhnlich Gegenstände der Bildnißmalerei sonst nicht gewähren. Sie zeigen uns jenen natürlichen, anmuthigen und dennoch veredelten Ausdruck der Gefühle und Empfindungen, die ein Familienstück dem erhabenen Charakter eines Historien-Gemäldes nähern. Dabei erfreut die Durchsichtigkeit und Lieblichkeit der Farben das Auge und gibt ihm Ruhe. Die Beiwerke wußte der Maler einfach und mit Geschmack zu wählen. Vorzüglich war sein Faltenwurf meisterhaft.

Was insbesondre der Umgang mit trefflichen Menschen, deren treubewahrte Bildnisse von den Wänden herab ihm freundlich winkten, was sein achtwöchentlicher Aufenthalt in Weimar, im Kreise der Edelsten,

— der zum Ilissus die Ilm macht —

was sein der Liebe und Freundschaft offenes Herz zu der tieferen Seelenkunde, die uns in seinen Bildnissen so deutlich und zugleich so wohlwollend anspricht, beigetragen haben, ist in der Geschichte seines Lebens enthalten.

Dieses reine, mit Anmuth geschmückte und mit beharrlicher Kraft ausgerüstete Leben war der Krystallquell seiner Kunst. Fromm, liebevoll, bescheiden und einfach, wie Gerhard der Mensch empfand, dachte, wollte und handelte, so blicken uns die schönsten seiner Bilder an. Nie dem Gemeinen, noch dem Alltäglichen sich hingebend, beschäftigte ihn auch in menschlichen Verhältnissen vor Allem das Gute und das Heilige. Sein ganzes Wesen strebte von den Fesseln der Erde, die oft bis zu stiller Schwermuth ihn niederdrückte, sich loszuringen und frei

zu athmen in Licht und Harmonie. Von dieſer Sehnſucht erfüllt, ſchaute er, an ſeiner Beſſerung arbeitend, tief in die eigene Bruſt, und erhob ſich dann mit Flügelkraft zu den Sternen ſeines Daſeyns: Religion und Liebe. Dieſer Geiſt erſchuf und beſeelte dann auch ſeine Bilder, ſo daß man mit Recht von Kügelgen ſagen konnte: Seine Kunſt ruhte in der Menſchheit Tiefen und glänzte auf den Höhen des ſittlichen Lebens.

So dachte ſich ihn Kind in der Phantaſie an ſeinem Grabe *). So ſchilderte ihn eine Freundin, Thereſe von Winckel, die er auf dem Pfade ihres Kunſtſtrebens mit wohlwollender Bereitwilligkeit leitete. „Reich mit Himmelsgaben und einer ganz eigenthümlichen Anmuth geſchmückt, war er dabei der Beſcheidenſte und Anſpruchloſeſte; tiefen, heiligen Ernſtes voll, vereinte er mit dieſer höhern Anſicht aller Dinge die rührendſte Kindlichkeit und jene ſtille Freudigkeit in Gott, welche nur die Auserwählten beſitzen. Sein Glück zog ihm oft Neider zu; er ertrug ihre Anfeindungen ſanft und ſtill, ohne ſich je dadurch zur Bitterkeit reizen zu laſſen. Unendlich liebevoll als Gatte und Vater, ſorgfältig als Lehrer, bewährt als treuer Freund, liebenswürdig als Geſellſchafter, mild und wohlthätig gegen Nothleidende, wahrer Chriſt im vollen Umfange des Wortes: dieß war unſer Gerhard von Kügelgen **).“

*) S. das oben angeführte und im Anhange mitgetheilte Gedicht.

**) S. den ſchönen Aufſatz jener Künſtlerin in dem liter. Wochenblatt. Bd. VI. S. 131.

Kügelgen hat die meisten seiner Werke weder mit seinem Namen, noch mit einem Monogramme bezeichnet. Auch fand sich unter seinen Papieren mit Ausnahme der in Riga, Reval und Petersburg verfertigten, kein Verzeichniß derselben. Daher kann folgende Uebersicht, die aus den früheren Mittheilungen von ihm selbst und aus den späteren von seinen Hinterlassenen, aus Kunstkatalogen und aus der eigenen Bekanntschaft des Verfassers dieser Lebensbeschreibung mit den Werken des Künstlers, seit er in Dresden einheimisch war, entstanden ist, nicht in jeder einzelnen Angabe verbürgt werden, zumal da die ersten Käufer und Besitzer der Kügelgen'schen Bilder, welche in dem Verzeichnisse genannt sind, seitdem oft gewechselt haben; doch wird man darin kein wichtiges Bild vermissen. Die Anordnung des Verzeichnisses nach Fächern, so wie die Zusammenstellung der einzelnen Bilder jedes Faches, zuerst nach ihrer gegenseitigen Beziehung, inwiefern mehrere getrennte Bilder dennoch ein Ganzes darstellten, und dann nach ihrer Zeitfolge, wird die Gesammtübersicht der künstlerischen Thätigkeit des fleißigen Meisters erleichtern. Bei den meisten hat man auf die Seite des Buches verwiesen, wo ihrer im Zusammenhange mit seinem Leben gedacht worden ist. Uebrigens sind alle Werke, bei denen nicht Pastell, Miniatur oder Wasserfarbe ausdrücklich bemerkt ist, als Oelgemälde anzusehen.

Uebersicht der Werke Gerhard's von Kügelgen.

I. Größere historische Compositionen.

1. Apollo, der den sterbenden Hyacinth im Arm hält, gemalt in Dresden 1806, Figuren in Lebensgröße; kaufte der König von Preußen. S. 127. Prof. Seiffert in Dresden hat dieses Bild im Umriß für das Kunstblatt des Hrn. D. Schorn gestochen.

   Das Gegenstück:

2. Luna, welche sich dem schlummernden Endymion nähert, gemalt 1814, im Besitz der Witwe. S. 129; denselben Gegenstand früher im Kleinen, besitzt Hr. Hofr. Böttiger. S. 131 und 274.
3. Saul, vor welchem der Hirtenjüngling David die Harfe spielt; und das Gegenstück:
4. Belisar mit dem Knaben, beide (200 Ducaten) gemalt im J. 1807, und im Besitze des Etatsraths v. Slobin zu Wolsky in Rußland. S. 145. Eine Wiederholung des Saul und David, von Kügelgen

gemalt 1808, iſt im Beſitze des Kunſthändlers Hrn. Arnold in Dresden. Saul und David ſind im Umriß geſtochen von dem Prof. Seiffert in Dresden.

5. Michael, welcher mit flammendem Schwerdt den überwundenen Feind in den Abgrund ſtürzt; Figuren halbe Lebensgröße, gemalt im J. 1808, kaufte der Etatsrath von Slobin in Wolsky. S. 243. 245.
6. Moſes auf dem Horeb, die Stiftung des alten Bundes, gemalt 1811, iſt im Beſitze der Akademie der Künſte in Dresden; und das Gegenſtück:
7. Maria und Gabriel: Die Verkündigung, oder die Stiftung des neuen Bundes; gemalt 1810, kaufte der König von Preußen, der ſie in ſeinem Wohnzimmer aufſtellte. In beiden haben die Figuren halbe Lebensgröße. S. 248 fgg.

II. Hiſtoriſche Compoſitionen und ganze Geſtalten, in kleinem Maßſtabe.

1. David, die Harfe ſpielend; gemalt 1793 in Rom; S. 55. erhielt der Kurfürſt von Cöln.
2. Cäcilie, die Orgel ſpielend; gemalt 1794 in Rom; S. 55. kaufte Lord Briſtol; S. 26.
3. Adonis, gemalt 1795 in München; kaufte Lord Briſtol. S. 62.
4. Die Pharaobank, die Spieler ſind Porträts; gemalt 1795—1797 in Riga; kaufte Hr. Thom. Zuckerbecker. S. 63.
5. Die Nacht und der Morgen, ebendaſelbſt, in Paſtell.

6. Die Nacht, den Schlaf und den Tod in den Armen, und ähnliche Verſuche, gemalt in Alt-Harm, 1803 fg. S. 105.

7. Der verwundete Adonis, gemalt in Dresden 1806. S. 131. (60 Ducaten) im Cabinet des Hrn. Klein in Riga.

8. Das Mädchen von Orleans, Bruſtbild; Agnes Sorel und Karl VII auf Pergament in Waſſerfarben. Dresden 1806. S. 131. Im Beſitze des Hrn. von Slobin.

9. Zwei kleine Madonnenbilder, mit dem Jeſuskinde, gemalt im J. 1808, 5 Zoll hoch, (30 Ducaten) im Cabinet des Hrn. Klein in Riga. S. 194. Ein drittes, wo Maria das Jeſuskind, welches mit einem Engelsköpfchen zu ſprechen ſcheint, auf dem Schooße hält, malte Kügelgen als Gegenſtück zu einem Schidone, den er ſelbſt beſaß, im J. 1815, verkaufte es aber in der Folge.

Noch malte er ein viertes Madonnenbild, mit einem maleriſch um das Haar, faſt turbanähnlich gewundenen Tuche, das überaus ſchön war, ein Drittel Lebensgröße. Maria hielt das Kind mit ihren Armen umſchlungen. Dieſes Gemälde aus dem Jahre 1816 beſitzt Frau Conſentius in Königsberg.

Dieſelbe Idee, jedoch mit einigen Abänderungen und in kleineren Verhältniſſen, führte er 1819 im Mai in einer Kreidezeichnung aus, die Hr. von Quandt in Dresden beſitzt.

10. Ganymed, welchen der Adler emporträgt, als das Sinnbild der jugendlichen Sehnſucht nach einer beſſern Welt; ein Viertel Lebensgröße, gemalt 1808, kaufte der Etatsrath von Slobin in Wolsky. S. 246 fg. Iſt nach der Zeichnung von Thereſe von Winkel, geſtochen von Zſchoch, in der Urania 1817, wozu Böttiger die Erklärung geſchrieben hat.
11. Ein Chriſtus, halbe Figur, hinter ihm vier Phariſäer, gemalt im J. 1810, beſitzt Hr. Klein in Nonneburg, jetzt in Kahla. S. 254.
12. Amor, als Weltbeherrſcher über den Erdball ſchwebend, den Bogen ſpannend und mit ſeinem Pfeile ſo zielend, daß der Beſchauer des Bildes auf jedem Standorte die Spitze auf ſich gerichtet erblickt; in halber Lebensgröße gemalt 1812, im Beſitze des Hrn. Kaufmann König in Berlin. S. 258.
13. Die Heimſuchung und
14. Eliſabeth bei Maria und Joſeph mit Jeſus und Johannes, gemalt 1813 fgg. in Ballenſtedt; ein Drittel Lebensgröße; beide im Beſitze der Herzogin von Anhalt-Bernburg, gegenwärtig in Caſſel. S. 271.
15. Die nachſinnende Pſyche, welche den Schmetterling auf ihrer Hand betrachtet, Symbol des Nachdenkens der Seele über ſich ſelbſt, mit einer Senſitiva, gemalt 1813, S. 272; beſitzt Hr. Etatsrath von Stoffregen in St. Petersburg, und
16. Die gefeſſelte Pſyche, nach Befreiung aufblickend, gemalt 1817. S. 248, ebendaſelbſt, bei ebendemſelben.

17. Michael, der den Satan in die Hölle ſtürzt, eine Allegorie, vollendet im März 1814, beſitzt Hr. Klein in Riga. S. 272 fgg.

18. Johannes, der Seher, in der Höhle zu Patmos, gemalt 1816, ſ. den Umriß Nr. 1. S. 323.

Als Seitenbild:

19. Die ſterbende Magdalena, gemalt 1816; beide in St. Petersburg.

20. Die Madonna, als die Mutter des Erlöſers, das Kind ſteht auf ihrem Schooße. Dieſe ſchöne Kreidezeichnung, aus dem J. 1817, beſitzt der Kronprinz von Preußen. Umriß Nr. 3. S. 327.

21. Die Madonna als die Königin des Himmels, in Oel, 1818, Umriß Nr. 4., vom Meiſter ſeiner Gattin beſtimmt; iſt von Thereſe von Winkel copirt. S. 328.

III. Einzelne Geſtalten und Köpfe, wo bald drei getrennte Bilder zuſammen gehören, als Mittel- und Seitenſtücke, bald mehrere einen Cyklus bilden.

1. Kleine Gypsmodelle aus dem J. 1806 fg.: Venus, Mars, Simſon; ſpäter modellirte Kügelgen einen Moſes und einen Chriſtuskopf. S. 126.

2. Sibylla, und

3. Johannes der Evangeliſt; zwei coloſſale Bruſtbilder (100 Ducaten), als Seitenſtücke zu einem gleichfalls coloſſalen

4. Kopf des Dante (30 Ducaten), aus der altitalieniſchen Schule nach einem Original in München, gemalt 1807; dieſe drei Köpfe befinden ſich in Riga in der Sammlung des Hrn. Klein; S. 58. — Die Sibylle und der Johannes, wiederholt im J. 1808, befinden ſich in St. Petersburg. S. 175. 194.

   Die Sibylle iſt verkleinert in Kupfer geſtochen, aber verfehlt.

5. Muhammed, und
6. Moſes, zwei Charakterköpfe in Lebensgröße; als Seitenſtücke zu einem
7. Chriſtuskopf; drei Bruſtbilder (100 Ducaten), gemalt im J. 1807; S. 192; im Beſitze des Etatsraths von Slobin in Wolsky. Eine ſpätere Darſtellung jener drei Bruſtbilder, gemalt 1809, iſt im Beſitze des Hrn. D. Volkmann in Leipzig. Mit dieſer Darſtellung war der Künſtler ſelbſt am meiſten zufrieden, obgleich Andere der früheren den Vorzug ertheilten. Eine Darſtellung des Moſes, gemalt 1808, iſt im Beſitze des Hrn. Arnold, Kunſthändlers in Dresden. S. 194.
8. Chriſtus zwiſchen zwei Phariſäern, drei kleine Bilder in Oel, gemalt 1808, kaufte der Etatsrath von Slobin in Wolsky. S. 254.
9. Die unvollendet gebliebene Reihefolge von kleineren mythiſch-allegoriſchen Geſtalten, die Freude und den Schmerz des Lebens im Gegenſatze ihrer Wirkung auf das männliche und weibliche Gemüth darſtellend. S. 244 fgg.

a) Die Begeiſterung eröffnete dieſen Cyklus. Nach einer mit einigen Abänderungen vom Meiſter im Kleinen verfertigten Zeichnung, geſtochen von W. Böhm für den erſten Theil von Kind's Gedichten.

Dann folgten:

b) der Genius des Guten;

c) der Genius des Böſen, und

d) Pandora.

Hierauf die Wechſelreihe:

e) Prometheus, und

f) Ariadne, wie der Mann mit Kraft, das Weib mit Klage gegen das feindliche Schickſal ſich auflehnt;

g) Philoktet, und

h) Andromeda, wie der Mann und das Weib in hoher und ſtiller Ergebung den Schmerz duldend ertragen.

Später kamen noch folgende vier hinzu:

i) Penelope;

k) Ulyſſes;

l) Nemeſis;

An die Spitze der Freuden des Lebens war geſtellt:

m) Venus Anadyomene, die eben der Muſchel entſteigt, das ſüße Erwachen zum Selbſtbewußtſeyn der Jugend und Schönheit darſtellend. Vgl. S. 259. 261 fg.

Dieſe Venus, ein ſterbender Adonis und Ganymed ſollten die Idee von Geburt, Tod und Auferſtehung verſinnlichen. S. 262. Mehrere Figu-

ren aus diesem Cyklus der Geschichte des menschlichen Schicksals, darunter Pandora, Andromeda, Prometheus, Philoktet und Ariadne, gemalt von 1808 bis 1810, kaufte Hr. von Bethmann in Frankfurt. Drei andre: die Begeisterung und die Genien besitzt der Buchhändler Hr. Hartknoch in Leipzig. Vier andre, als Fortsetzung: Nemesis, Penelope, Ulysses und Venus, wurden einzeln verkauft. Einige davon hat Prof. Seiffert in Dresden gestochen.

10. Ein Jason, ganze Figur, und eine Nemesis, beide gemalt 1810, zwei Cabinetsbilder, kamen nach Halle.
11. Zwei ähnliche Cabinetsbilder, gemalt 1810, Andromeda am Felsen, und Ariadne auf Naxos, sind im Cabinette des Banquier Hrn. Wagner in Berlin.
12. Ein Theseus, und, als Skizze, Hermann der Cherusker, gemalt 1811. S. 260.
13. Ein Jesuskind, als Welterlöser auf dem Erdball stehend, mit liebevoll ausgebreiteten Armen, die Glorie in Form eines Kreuzes; gemalt 1811, kaufte der Herzog von Anhalt-Bernburg, der es seiner Frau Schwester, der verstorbenen Fürstin Pauline von Lippe-Detmold, verehrte. Eine kleinere Darstellung des Christuskindes auf der Weltkugel, gemalt 1814, besitzt Baron von Freyberg in München. S. 244. 271.
14. Ein Madonnenkopf im dunkelblauen Schleier, oft wiederholt, und dessen Gegenstück:
15. Der rosenbekränzte Engel der Verkündigung; beide Brustbilder, gemalt 1813 fg., besitzt die Groß-

fürſtin, Erbgroßherzogin von Sachſen-Weimar; ſie ſind copirt von Thereſe von Winkel.

16. Magdalena, in dem erſten Augenblicke heiliger Rührung ſich aufwärts wendend, Thränen der Reue im Auge; als Gegenſtück:

17. Johannes der Evangeliſt, und

18. ein Chriſtus; drei Bruſtbilder, gemalt im J. 1812, beſitzt Hr. Banquier Schiffert in Königsberg. Dieſelben Bruſtbilder, in Lebensgröße, beſitzt Hr. Lorck in Berlin; eine dritte Wiederholung derſelben, mit einigen Abänderungen, Hr. Banquier Benecke in Berlin. S. 265; copirt von Thereſe von Winkel.

19. Klio;

20. Melpomene, und

21. Thalia; drei allegoriſche Muſenköpfe, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft andeutend, gemalt in den Kriegsjahren 1812 und 1813, beſitzt Hr. Banquier Schiffert in Königsberg.

Dazu gehört noch:

22. Cybele, mit der Aſchenurne, auf welcher die Jahre 1813, 1814 und 1815 ſtehen. S. 265; beſitzt Hr. Benecke in Berlin.

23. Eine Nemeſis, halbe Figur, und im J. 1812 eine andre, ganze Figur. S. 245. 256. 258. Dieſe letztere Nemeſis mit der Jahrzahl 1812, 2½ Fuß Höhe und 2 Fuß Breite, beſitzt Hr. D. Pönitz in Dresden, Arzt und Freund der Familie Kügelgen.

24. Amor im Roſenſtrauche, gemalt 1813, beſitzt Hr. Staatsrath Beckedorf in Berlin. S. 272.

25. Eine Wiederholung der Madonna, mit dem blauen Schleier, gemalt 1816, kam nach Stettin; so auch das Gegenstück: der Engel der Verkündigung, S. 148.
26. Johannes der Täufer, der Prediger in der Wüste, gemalt 1817, mit dem Ecce Agnus Dei, halbe Figur, Lebensgröße. S. 150.
27. Die himmlische und die irdische Liebe, oder der geflügelte Eros und das Christuskind, zwei Zeichnungen, als zwei Gegenbilder im Kleinen ausgeführt, im J. 1817, beide im Umriß Nr. 2. (S. 325.), besitzt Baron von Oelsen, damal. K. Preuß. Gesandter in Dresden.
28. Der lehrende Christus;
29. Johannes der Evangelist, und
30. Johannes der Täufer; Kniestücke in Lebensgröße, gemalt im Winter 1819—1820, in den Umrissen Nr. 5. 6. 7. S. 330.

    Diese drei Bilder besitzt der Fürst Bischof von Ermeland.

31. Der verlorne Sohn, lebensgroßes Kniestück, gemalt 1820, des Meisters letztes Bild, Umriß Nr. 8., ward für hundert Ducaten vom König von Sachsen gekauft und in der K. Gemälde-Galerie zu Dresden aufgestellt. S. 330.

IV. Porträtfach.

Mit Uebergehung der früheren Vorübungen in Oel und Miniaturmalerei, vgl. S. 44., nennen wir zuerst:

1. des damals neunzehnjährigen Künſtlers eignes Bild, als Probeſtück gemalt in Würzburg 1790, unter Feſel's Leitung, in Oel, Knieſtück in Lebensgröße, im Saale der Leſegeſellſchaft zu Bonn aufgeſtellt. S. S. 46; ſo wie das Probebild ſeines Bruders Karl, die Anſicht von Würzburg.
2. Das Porträt des Kurfürſten Maximilian von Cöln, Erzh. von Oeſterreich, gemalt 1791, in Bonn; u. a. m. S. 47 fg.
3. Mehrere Porträts in Rom, 1791 fgg. Darunter war Gerhard ſelbſt und ſein Bruder, auf Holz, in halber Lebensgröße. S. 55. Dieſes Doppelporträt der Zwillinge, gemalt in Rom 1794, beſitzt Mad. Holthof in Coblenz. Der Meiſter hat es wiederholt.
4. Mehrere in München im J. 1795; darunter den Grafen Rumford und den Landſchaftmaler Kobel. S. 61.
5. Mehrere Porträts in Riga und in Reval, aus den Jahren 1795 bis 1798, S. S. 63, z. B. den General von der Pahlen, ganze Figur; mehrere Knieſtücke und Familienbilder. S. 64 und 74.
6. Mehrere Bilder der kaiſerlichen Familie in dem Luſtſchloſſe der Kaiſerin in Paulowsky. Das Bild der Familie Kaiſer Paul's I, gemalt 1800, befindet ſich im Schloſſe zu St. Petersburg; S. 92. und noch viele andre Bildniſſe, gemalt in St. Petersburg, ſeit dem Dec. 1798 bis in die erſten Monate des J. 1803; S. 36. 43. Das Bildniß des Kaiſers Alex-

ander, welches Kügelgen ſo oft wiederholte, S. 94, hat Nettling 1804 in Kupfer geſtochen. Viele davon waren in Miniatur; andre in Paſtell. Auch malte Kügelgen das Auge des Fürſten Tſchertorinsky. S. 77. Mad. Chevalier als Iphigenia. S. 95.

7. Kaiſer Alexander, ganze Figur, befindet ſich in dem Univerſitätsgebäude zu Dorpat, S. 45, und ward, außer mehreren Familien- und andern Porträts, gemalt in Alt-Harm im J. 1803 bis in den Sommer 1804. S. 104 fgg.

8. Das Porträt ſeiner Mutter, gemalt in Bacharach 1804, S. 123, im Beſitze des Bruders, Karl von Kügelgen; ſo auch das früher gemalte Bildniß ſeines Vaters. S. 177.

9. Mehrere Bildniſſe ſeiner Gattin; das letzte 1811; und eine Kindergruppe, 1807. S. 178.

10. Sein eignes Porträt mehrmals, z. B. das in der Reiſemütze 1814; in Kupfer geſtochen von Gottſchick in Dresden. Ein andres Porträt des Künſtlers, von ihm 1807 gemalt, ward in Hamburg lithographirt. S. 178.

11. Sein und ſeines Bruders Bildniß, gemalt 1816; als Andenken für den Director Crevelt in Bonn, nach deſſen Tode der Meiſter beide Bildniſſe der Leſegeſellſchaft in Bonn und, nach deren Auflöſung, der Stadt beſtimmte. Die Geſellſchaft bezeugte ihm dafür ihren Dank ſchriftlich den 6. Febr. 1817, mit der Verſicherung, „daß ſie, ſtolz auf den Beſitz dieſes Kleinods, daſſelbe mit der zarteſten Sorge aufbewah-

ren und die Reihe der bildlichen Erinnerungen vaterländiſcher Gelehrten und Künſtler, wovon ſie eine kleine Sammlung angelegt habe, damit bereichern werde, um ſie den, die Geſellſchaft beſuchenden Fremden, als Beweis ihrer Achtung für vaterländiſches Verdienſt, der aufkeimenden Jugend als Aufmunterung und Muſter zur Nachahmung und ihren Nachkommen als Denkmal aufzubewahren."

12, 13, 14 und 15. Fernow, Seume, Adam Müller und Oehlenſchläger; dieſe vier Porträts malte er 1806 und 1807. Vgl. S. 178—181.

16, 17, 18 und 19. Die vier Bildniſſe der großen deutſchen Dichter, aus eigener Wahl, für ſeine Bildnißſammlung berühmter deutſcher Männer, gemalt im J. 1808;

Göthe, zweimal nach dem Leben, in Weimar 1808, und 1810 in Dresden. S. 217.

Schiller, nach einer Büſte und aus der Erinnerung; das Originalbildniß beſitzt der Herzog von Anhalt-Bernburg.

Herder, nach Schilderungen der Hinterlaſſenen; S. 215 fg.

Wieland, nach dem Leben.

Dieſe Köpfe hat der Meiſter auch in Wachs modellirt; S. 205—229. Von Göthe ſind drei Originalbilder da. Eins vom J. 1810 hat Schloſſer in Frankfurt am Main. Daſſelbe hat K. noch einmal nach der Natur vollendet. Dieſes letztere Bildniß, nebſt dem erſten Originalbilde von Göthe 1808, ſo

wie die von Herder und von Wieland, befinden ſich im Beſitze der Witwe. Jene vier Porträts hat die Kunſthandlung Artaria und Fontaine in Manheim, nach Vorzeichnungen, die der Meiſter im J. 1819 dazu verfertigte, in Kupfer ſtechen laſſen: Wieland von N. Schenker in Genf; Herder von Fauſtin Anderloni in Pavia; Schiller vom Prof. A. Keßler in Freiburg; Göthe vom Prof. Heß in München. Die beiden erſten Blätter ſind im J. 1822 erſchienen. S. 219. Auch befindet ſich Wieland's Kopf, verkleinert in Kupfer geſtochen vom Prof. E. G. Krüger, vor dem erſten Theile der Biographie Wieland's, von Gruber.

20 bis 29. Etatsrath Morgenſtern in Dorpat, gemalt 1809; Bergrath Werner, Hofrath Böttiger, gemalt 1815; Muſikdirector Zelter in Berlin; Prof. Schubert in Erlangen; Legationsrath Bertuch; General Rühle von Lilienſtern in Berlin; D. Volkmann in Leipzig; Leis; Rittner, Kunſthändler in Dresden. Von Zelter, Rühle, Morgenſtern, Seume, Schubert, Böttiger, Leis und Oehlenſchläger beſaß die Witwe die Originale.

30. Das Porträt der Frau Eliſa von der Recke, gemalt 1812, befindet ſich in Curland in der gräfl. Medem'ſchen Familie; eine gute Copie davon in Löbichau.

31 bis 36. Mehrere Porträts in Berlin, als: Fürſt Blücher, S. 287, im J. 1817; Fürſt Radzivil und die Familie; ferner die fürſtliche Familie San

Guſzhko in drei Gruppenbildern, gemalt 1817; General Gneiſenau u. A.

37. Das lebensgroße Bildniß, ganze Figur, der Großfürſtin Alexandra, geb. Prinzeſſin von Preußen. S. 286; ſo wie mehrere Prinzen und Prinzeſſinnen des königl. Hauſes.

38 bis 40. Die Glieder der herzoglichen Familie in Ballenſtedt, S. 271. 284.

41. Das letzte Porträt, welches der Meiſter vollendete, iſt das Bruſtbild des Fürſten Reuß Heinrich XLIV, in Berlin. Unvollendet blieb das Porträt der Gräfin Eberhardine von Stolberg-Wernigerode, geb. v. d. Reck; woran Gerhard von Kügelgen noch an dem letzten Tage ſeines Lebens, Montags den 27. März 1820, gemalt hatte.

V. Copien.

1. Gerhard's erſtes Bild in Oel, ein Chriſtus am Kreuz, Copie nach Januarius Zick, gemalt 1789, im Beſitze der Frau von Kügelgen. S. 44.
2. Copie von Rubens's Frau, iſt verloren gegangen. S. 175.
3. Die Madonna des heil. Sixtus, in der Größe des Originals, copirt in den Jahren 1807 und 1808, kaufte der Fürſt von Hohenzollern, Biſchof von Ermeland, zu Oliva bei Danzig. S. 171.
4. Die Sixtiniſche Madonna, copirt in halber Figur, nebſt den beiden Engeln aus demſelben Bilde, kaufte der Banquier Hr. Benecke in Berlin.

5. Die Transfiguration von Raphael, verkleinert; in der Größe des Kupferſtichs von Dorigné; gemalt im J. 1809, kam nach St. Petersburg. S. 175.
6. Raphael's Madonna della Sedia, mehrmals copirt; die früheren Copien waren die gelungenſten. S. 175.
7. Zwei Chriſtusköpfe, nach Caracci und Guido, auf der Dresdner Galerie, copirt 1808, ſind im Beſitze des Fürſten von Hohenzollern, Biſchofs von Ermeland, zu Oliva; eine ſpätere Copie derſelben (50 Ducaten) befindet ſich im Cabinet des Hrn. Klein in Riga. S. 175.
8. Eine ausgeführte Zeichnung nach Baroccio's Hagar und Ismael.
9. Copie von Correggio's Magdalena, aus den letzten Jahren ſeines Lebens. S. 175, kaufte der Herzog von Anhalt-Bernburg.
10. Mehrere ſeiner eigenen Werke und Bildniſſe; jene jedoch manchmal mit kleinen Abänderungen; dieſe ſind bei den Originalen mit angeführt.

Wenn auch einige der vorbenannten Werke mehr dem Leben des Künſtlers als der Kunſtgeſchichte angehören, ſo verbürgen doch die meiſten darunter ihrem Bildner ein ehrenvolles Andenken. Der Name Gerhard von Kügelgen wird unter den auch im Auslande mit Achtung genannten Meiſtern der Dresdner Schule nie vergeſſen wer-

den. Aber nicht bloß in seinen Werken, auch in den Herzen seiner Freunde und dankbaren Schüler lebt sein Andenken fort. Seines kunstreichen Daseyns erfreuen sich noch lange in der Erinnerung so viele gebildete Männer und Frauen des In- und Auslandes. Denn kein Fremder von Kenntniß und Geschmack reiste durch Dresden, der nicht Kügelgen's Gemälde beschaut und den Künstler selbst in seinen beredten Ausdeutungen und Unterredungen liebgewonnen hätte. Seine ganze durch eigne Anmuth und Lieblichkeit geschmückte Gestalt trug das Siegel der Grazie und gewinnenden Huld, das er selbst seinen Werken aufzudrücken wußte.

Wie tief mußte also ein Mensch und ein Künstler, wie Kügelgen, auf die empfänglichen Gemüther seiner Schüler und Schülerinnen einwirken! Allen, die es werth waren, von ihm geleitet zu werden, gab er sich mit voller Seele hin; aber auch gegen ausübende Kunstfreunde war er die anspruchlose Gefälligkeit selbst. Den nahe wie den entfernt Lebenden theilte er seine Bilder mit und unterstützte sie mit seinem Rathe, ohne durch manche unangenehme Erfahrung, die er dabei machte, zurückhaltender zu werden. Gutmüthig beförderte Er, der keine Ader von Künstlerneid besaß, wie man schon aus mehrern von ihm angeführten Zügen gesehen hat, das Glück mancher jungen Künstler, indem er ihnen seine Werke zum Copiren willfährig überließ; oft arbeitete er selbst in die Copie hinein, damit sie desto besser sich verkaufte; daher gibt es so viele weit verbreitete Copien von seinen vier Weimarischen Porträts. Besonders haben seine Schüler Wie-

land's Kopf sorgfältig studirt und daran die eigene Kraft geübt.

Unter Gerhard's von Kügelgen Schülern hat bereits mehr als Einer in den Jahrbüchern der Kunst sich bemerkbar gemacht. Es können hier nur Einige von ihnen genannt werden.

Zu seinen ersten Schülern in Dresden gehörte der talentvolle Krafft aus Pommern, und Otto aus Dresden. Beide sind in Dresden gestorben. Ein dritter war A. Remy aus Stettin. Dieser geschickte Bildnißmaler lebt jetzt in Rom. Hier hält sich auch Kügelgen's Schüler Anton Träger aus Trier auf, der sich in Dresden durch Copien nach Kügelgen und Andern, und durch mehrere Compositionen, besonders durch seinen Evangelisten Matthäus und in Rom durch seine Cäcilia rühmlich bekannt gemacht hat. Außer diesen genoß Wilhelm Scheben aus Bonn den Unterricht unsers Meisters. Man sah von ihm schon in der Ausstellung 1816 einige Copien nach Gerh. v. Kügelgen und mehrere Porträts nach der Natur. Ein sechster Schüler, Heinrich Cotta aus Rudolstadt, bildete sich zum Schlachtenmaler und gab radirte Kriegsscenen heraus. Ein siebenter, Karl Friedr. Grünewald, hat Landschaften nach Kaaz, einen Niobekopf und Bildnisse gemalt. Der Maler Adolf Wilh. Senff, welcher sich in Rom 1822 durch eine Grablegung Christi und eine Charitas, so wie durch seine Madonna di Foligno auf der letzten Ausstellung in Berlin den Beifall der Kenner erwarb, dankt vorzüglich Kügelgen seine erste Kunstbildung. Senff, der Sohn eines Geistlichen

in Halle, hatte nämlich Theologie ſtudirt und kam als Erzieher in die Familie des Profeſſors von Kügelgen. Dieſer entdeckte bald die Anlagen des jungen Mannes zur Malerei, und wurde nun ſelbſt der eifrige Lehrer des Lehrers ſeiner Kinder. Unter einem ſolchen Meiſter machte Senff bald große Fortſchritte, was er durch mehrere Copien in Paſtell und in Oel nach Kügelgen, durch einige Porträts und durch ſeinen ſchlafenden Chriſtus, vor dem ein Johannes anbetend kniet, bewies. Auf Kügelgen's Rath ging Senff vor etwa ſieben Jahren nach Rom, wo er ſich zu einem tüchtigen Maler ausgebildet hat.

Kügelgen's Unterricht in Dresden genoß auch Caroline Bardua aus Ballenſtedt. Von dieſer jetzt in Berlin lebenden Künſtlerin ſah man 1810 und in den folgenden Jahren auf der Ausſtellung in Dresden mehrere gelungene Porträts in Oel, darunter zwei Damen am Piano, den Landſchaftmaler Friedrich und ſie ſelbſt, halbe Figur, ferner die Copien: Johannes den Evangeliſten und die Sibylle, nach Gerh. von Kügelgen, dann das Porträt eines Knaben, als Amor unter Blumen, und eigene Compoſitionen, z. B. Maria mit dem Kinde, eine Cäcilia u. a. m. Auch iſt vor Kurzem das von ihr auf Stein gezeichnete, ſprechend ähnliche Bildniß des würdigen Israeliten David Friedländer's, ganze Figur, in Berlin erſchienen. Eine andre ausgezeichnete Schülerin des Meiſters, Luiſe Seidler aus Jena, lebt jetzt in Italien. Sie hat mehrere Gemälde deſſelben, unter andern ſein Porträt mit der Reiſemütze, das nach dem Original zu dieſer Biographie in Kupfer geſtochen iſt, copirt.

Die letzten Schüler, welche sich seines Unterrichts erfreuten, waren Gabriel Jäger, jetzt in Meiningen, H. Baumbach aus Ballenstedt, ein viel versprechender Bildnißmaler, und sein älterer Sohn Wilhelm v. K., den der Vater bis zum ersten Anfang in der Oelmalerei geführt hatte, als er dem talentvollen siebzehnjährigen Jüngling entrissen ward. Wilhelm von Kügelgen hat seine Studien bei der Dresdner Akademie unter der Leitung des Prof. Hartmann fortgesetzt.

Unter den Freundinnen des Künstlers, welche, ohne eigentlich seinen Unterricht zu genießen, nach seinem Rathe und von ihm geleitet, in der Kunst sich mit Glück versuchten, müssen vorzüglich zwei edle Frauen genannt werden, die als geistvolle Schriftstellerin allgemein geschätzte Hofräthin Johanna Schopenhauer in Weimar, welche, außer andern Bildern, Kügelgen's Engel der Verkündigung und die Jungfrau (beide im Besitze der Großfürstin zu Weimar) copirt hat, und die durch seltne geistige und künstlerische Bildung ausgezeichnete Therese von Winkel in Dresden. Diese Künstlerin, welche das Andenken ihres rathgebenden Meisters mit der größten Dankbarkeit verehrt, hat seine Madonnen, die Nemesis, den Ganymed, die Sibylle, und andere Idealköpfe, die Magdalena, Johannes den Evangelisten, das Jesuskind, Psyche, Amor, Philoktet, Ariadne, Muhammed und Moses, die Weimarischen Porträts u. a. m. mit eben so viel Liebe als Treue in Oel nachgebildet.

Außer dem engen Kreise seines Hauses und seiner freundschaftlichen Verbindungen, füllte Kügelgen als aka-

demiſcher Lehrer noch einen größern Wirkungskreis aus. Er war nämlich, wie in ſeinem Leben erzählt worden iſt, ſeit 1814 Profeſſor bei der K. Sächſ. Akademie der Künſte und erwarb ſich in dieſer Stellung durch liebevolle Mittheilung, wie durch ſeine gute Lehrart, in einem hohen Grade das Vertrauen und die Liebe ſeiner Schüler. Er unterrichtete ſie, wann ihn die Reihe traf, im Gyps- und im Modellſaale. Beim Schluſſe des Unterrichts wollten ſie ihm ihren Dank mündlich bezeugen; als er aber an dem letzten Tage, an welchem ſie ihn erwartet hatten, nicht in die Akademie gekommen war, ſchrieben ſie an ihn folgende Zeilen, die ganz ihre herzliche Zuneigung zu dem geliebten Meiſter ausdrücken und daher in dem Leben deſſelben eine Stelle verdienen.

Hochgeachteter Herr Profeſſor!

Wie ſehr haben wir es gewünſcht, Sie noch ein Mal bei uns im Gypsſaale zu ſehen! Ohne es vorher verabredet zu haben, hatte ein Jeder auf eine herzliche Dankſagung geſonnen, für die liebevolle Art, mit der Sie uns behandelt, und ſich unſerer Fortſchritte angenommen haben. Wir haben es alle tief empfunden — können daher unmöglich unſerer Rührung und Dankbarkeit Stillſchweigen gebieten. Möchten Sie in unſere Seelen blicken; Sie würden ſehen (was wir zu ſagen unvermögend ſind), welch' einen tiefen Eindruck Ihre Milde auf uns gemacht hat.

Auf Ihre uns wohlbekannte Güte und Nachſicht ver-

trauend, hoffen wir Entschuldigung für die Freiheit, die wir uns nehmen, diese Zeilen an Sie gelangen zu lassen. Mit vorzüglicher Liebe und Hochachtung u. s. w.

Dresden, den 31. Dec. 1818.

Sämmtliche Schüler des
Gypssaales.

Diese freiwillige Huldigung ward von dem braven Meister mit der bescheidensten Herzlichkeit aufgenommen und erwiedert.

So reich war das kurze Daseyn Gerhard's von Kügelgen! Er hat nicht umsonst gelebt. Heilig ist sein Andenken den Freunden, die ihn achteten und liebten; heilig ist es den Jünglingen, die auf sein frühes Grab die Trauerfackel senkten. Zur läuternden Flamme in ihnen werde der tiefe Schmerz um seinen Verlust! Denn in ihres Meisters demuthvollem, reinem Herzen stand geschrieben: Das Reich der Kunst ist auch ein Reich Gottes.

Digitized by Google

Ferdinand Karl von Kügelgen,

kaiserl. russ. Cabinets-Maler, Mitglied der Akademien von St. Petersburg und Berlin.

Wir haben das Leben dieſes Künſtlers, das mit dem ſeines Bruders Gerhard aufs innigſte verbunden iſt, bis zu dem Zeitpunkte erzählt, wo Gerhard Petersburg verließ. Dieſe Trennung ereignete ſich im Sommer des Jahres 1803 *).

Karl blieb in Petersburg. Die Liebe zu ſeiner Emilie und die Anſprüche der Welt auf ſeine Kunſtleiſtungen feſſelten ihn an Rußland. Erſt nach einer Prüfungszeit von ſechs Jahren konnte er die geliebte Braut heimführen. Er kämpfte um ſie mit dem Schickſal, wie ſein Bruder um Helena gekämpft hatte. Die Kunſt hatte davon reichen Gewinn.

Während Gerhard, im Jahre 1804, am Rhein die alte fromme Mutter beſuchte und ihr die Augen zudrückte, welche dreizehn Jahre lang ſo treu die Zwillinge gehütet hatten, befand ſich Karl in der Krim. Hier zeichnete er die dortige Natur und die Denkmale des Alterthums. Sein Begleiter war der berühmte Alterthumsforſcher, der Etatsrath von Köhler. Der großmüthige Monarch hatte jedem tauſend Rubel zu den Koſten bewilligt und beide Reiſende mit den wirkſamſten Empfehlungen unterſtützt.

---

*) S. S. 104.

Eine Krankheit aber nöthigte den Herrn von Köhler, im folgenden Winter die Krim zu verlassen und nach Petersburg zurückzukehren *).

Der Landschaftmaler brachte aus der Krim, nach einem Aufenthalte von vierzehn Monaten, eine reiche Sammlung großer Naturscenen mit, und seine Zeichnungen erhielten den Beifall des Monarchen, der die Kunst nicht bloß liebte, sondern auch zu würdigen verstand. Kügelgen war daher entschlossen, sie in Oel auszuführen. Allein beim Anfang der Arbeit glaubte er das Charakteristische mancher Gegend in seiner Zeichnung nicht tief genug aufgefaßt zu haben; er bat daher den huldvollen Monarchen um die Erlaubniß, eine zweite Reise nach der Krim zu unternehmen, damit er seiner Arbeit die möglichste Wahrheit geben könne. Dem Kaiser gefiel die Unzufriedenheit des Künstlers so wohl, daß er ihm auch diese Bitte gewährte und zur Bestreitung der Reisekosten wieder tausend Rubel auszahlen ließ. Nun durchstreifte Kügelgen den dritten Sommer nach allen Richtungen das durch seine herrliche Natur, durch seinen südlichen Himmel und durch sein hellenisch-classisches Alterthum so anziehende Taurien. Er zeichnete nicht nur die merkwürdigsten Gegenden dieses berühmten Tummelplatzes der gothisch-hunnisch-tatarischen Völkerzüge des Mittelalters mit der größten Treue und Sorgfalt, sondern führte auch bei

*) Eine Frucht der Reise dieses Archäologen waren seine numismatischen und antiquarischen Abhandlungen über die taurische Halbinsel und die Küstenländer am Pontus. St. Petersburg 1810.

fleißigen Nachforschungen ein genaues Tagebuch. Endlich trat der wackre Künstler mit mehr als zweihundert genauen Umrissen nach der Natur, im Herbste 1806, die Rückreise an. Da ward ihm der schönste Lohn für jahrelanges Streben; — er sah sich an dem Ziele seiner theuersten Wünsche. Der Schwiegervater seines Bruders, der alte Herr Zöge von Manteufel, erlaubte ihm, nach Harm zu kommen, und hier wurde er, im folgenden Jahre, der Schwager seines Bruders Gerhard.

Bald darauf ließ sich unser Künstler mit seiner über Alles geliebten zwanzigjährigen Gattin von Neuem in St. Petersburg nieder. Natur und Studium hatten ihn gereift; seine Arbeiten wurden gesucht, und er erfreute sich der Achtung und der Liebe seiner Mitbürger. Die Aufstellung einer großen Galerie von Naturbildern aus dem antikromantischen Taurien war jetzt die Aufgabe seines Lebens und sein Beruf.

Aber schon wälzte sich der europäisch-französische Krieg bis an Rußlands Grenzen. Kluge Köpfe sahen den Frieden von Tilsit nur als einen Waffenstillstand an, und kaum wagte man zu hoffen, daß die Kaiserstadt von einem Besuche des Weltstürmers verschont bleiben könnte. Was würde unter solchen Umständen aus unserem Maler geworden seyn? Die Folgen eines verheerenden Krieges konnten mittelbar auch ihn treffen, seine Thätigkeit lähmen und sein Glück zerstören. Als er so, um Frau und Kind bekümmert, sich und den Seinigen eine ruhige Stätte und seiner Kunst ein sicheres Asyl erspähend, mit bangem Herzen in die Zukunft schaute, stand ihm ein lieben-

der Freund zur Seite. Es war ein reicher russischer Edelmann, Namens Slobin. Dieser öffnete dem besorgten Künstler einen Zufluchtsort an dem schönen, entfernten Ufer der Wolga, wo er ihm einen ganzen Flügel seines prächtigen Hauses einräumte und ihn mit der edelsten Gastfreundlichkeit aufnahm. Doch hatte Kügelgen nur mit Bewilligung seines Hofes diesen Schritt gethan und sich mit dem Freunde auch nicht länger als auf fünf Jahre verbunden. Beide arbeiteten nun gemeinschaftlich voll Begeisterung an schönen Entwürfen zur Bildung der Jugend, für welchen Zweck der edle Slobin eine Lehranstalt gegründet hatte.

Niemand hatte größere Freude darüber, als sein Gerhard. „Gott Lob, mein lieber, lieber Bruder," schrieb er an ihn, „Dresden, den 17. Oct. 1809, daß Du mit den Deinen in dem fernen Wolsky so glücklich und gesund angekommen bist. Ich erkenne mit Rührung, was Dein edler Freund Slobin für Dich thut. Es ist eine herrliche Sache, so ganz allein dem Genius seiner Kunst sich hingeben zu können. Bezeuge dem guten Menschen meinen innigsten Dank, daß er mir dasselbe anbietet. Noch einige Jahre, dann wollen wir sehen. Ich fürchte nur, daß der Fortgang dem Anfange nicht entsprechen werde. Das Schulwesen, was Slobin einzurichten gesonnen ist, kommt mir zu colossal vor für die Kräfte eines Privatmannes, der zwar sehr reich, aber auch sehr verschuldet ist. Zwei Dinge finde ich sehr gut, daß Du Deine Anstellung bei Hofe beibehältst, und daß vor der Hand unser guter Schwager mit Dir zusammen lebt."

Dresden, den 21. Januar 1810.

„Daß ihr zu eurer Gesellschaft auch noch den genialen Doppelmayer bekommen habt, ist ein großer Gewinn, sowohl für den freundschaftlichen Umgang, als auch der Pflege eurer Gesundheit wegen, denn er ist ein trefflicher Arzt.“

Als jedoch Napoleon sich rüstete, in das Innere von Rußland einzudringen, da drohte dem mit Glücksgütern reich gesegneten Slobin die größte Gefahr, und er hielt sich selbst auf seinem Landsitze, wo er bisher mit orientalischer Pracht gelebt hatte, nicht mehr für sicher. Karl von Kügelgen, dessen ganzes Vermögen bei dem Freunde stand, wurde zu rechter Zeit gewarnt, und er nahm dasselbe zurück, obwohl mit bedeutendem Verluste. Aber nun sah er sich wieder in einer ungewissen, traurigen Lage. Wo sollte er das gerettete Vermögen gefahrlos unterbringen? In Weltgeschäften unerfahren, wie unser Maler war, ließ er sich verleiten, eine in dasiger Gegend sehr vortheilhaft scheinende Zuckerfabrik aus Runkelrüben anzulegen. Voller Freuden glaubte er, durch solchen Gewerbfleiß, den das Bedürfniß damals zu rechtfertigen schien, sein und seiner Familie Glück gesichert zu haben. Er betrieb daher das neue Geschäft mit unglaublichem Eifer und mit der größten Thätigkeit. Allein der Feind drang unerwartet immer weiter vor; Moskau brannte; die Häfen des Reichs waren dem See- und Colonialhandel wieder geöffnet; die Fabrik ging schlecht, und der reiche Freund Slobin starb bei gänzlich zerrüttetem

Vermögen. Zwar wurde endlich das Reich von den Feinden befreit, und jede Bruſt athmete freier, aber die Fabrik konnte ſich, bei den neuen Verhältniſſen des Handels, nicht wieder heben; ſie ſank und ſank, bis ſie gänzlich darnieder lag. So war der getäuſchte Landſchaftmaler, mit aller Klugheit und Vorſicht, die er anzuwenden glaubte, um einem gefürchteten Unglück zu entfliehen, einem nicht geahneten in den offenen Rachen gelaufen!

Nur die Kunſt verließ ihn nicht. Bei ſehr geſchwächter Geſundheit führte Kügelgen, nach einer Abweſenheit von beinahe ſieben Jahren, im Januar 1815, ſeine Frau und vier Kinder in die Arme der Schwiegereltern nach Ehſtland zurück. Das Vermögen war verloren, aber nicht der Muth, und der Druck von Schulden brachte neue Krafthebel in Bewegung. Am ſonnigen, neuen Lebensſtrande gedachte er jetzt der ſchweren Abenteuer ſeiner letzten Jahre nur mit dem frohen Gefühle des Ueberſtandenſeyns. Er ſammelte friſche Kräfte, Geſundheit und Stärke zur Arbeit. Die Kunſt war ihm in ſeiner Einſamkeit treuer geblieben, als das Glück. Er hatte unter zweihundert und vierzig der Natur getreuen Umriſſen von merkwürdigen Anſichten des Landes in der Krim eine Auswahl von funfzig Landſchaftbildern getroffen, welche die ſchönſten Gegenden darſtellen ſollten, die ſich durch ihre Eigenthümlichkeit von denen in andern Ländern ſprechend unterſchieden. Aus ihnen war binnen ſieben Jahren ſeine Krimiſche Galerie entſtanden; allein der ſtrenge Meiſter war abermals nicht mit jedem Bilde in gleichem Grade zufrieden; er traf daher unter den funfzig Land-

schaftsbildern eine neue Auswahl von dreißig, die weniger durch Größe, als durch die sorgfältigste Ausführung den Vorzug zu verdienen schienen *). Diese überreichte er seinem Monarchen zu St. Petersburg im Jahre 1816. Der Kaiser nahm sie nicht nur huldreich auf, sondern ließ dem fleißigen Künstler auch ein Geschenk von zehntausend Rubeln nebst einem kostbaren Ringe zum Beweise seines Wohlgefallens zustellen. Zugleich trug er ihm mehrere neue Bilder auf, welche er ihm auf dem Lande in dem Schooße seiner Familie und Verwandten zu vollenden gestattete. Jene Bilderreihe von dreißig Oelgemälden und sechzig Sepia-Zeichnungen, alle nach Gegenden in der Krim, bestimmte der Kaiser für seine Sammlungen und zur Verzierung eines großen Saals im Sommer-Palast auf Kammoi Ostrow, seinem Lieblingsaufenthalte.

Kenner, die in Taurien sich längere Zeit aufgehalten haben, versichern, daß der Künstler die Natur des Landes in ihrer vollen Wahrheit auf die Leinwand überzutragen gewußt habe. In der Sammlung des Meisters bemerkt man Abbildungen von den Felsenwohnungen der Anachoreten zu den ersten Zeiten des Christenthums, die Ruinen genuesischer Städte und Festungen, Denkmäler alttatarischer Baukunst, die patriarchalischen Wohnungen der Tatarn und ihre anmuthigen Baumgärten, die nicht selten zwischen Felsen und unter Ruinen alter Gebäude liegen; auch die Ansichten der neu angelegten Städte und ihrer Umgebungen haben für den unterrichteten Beschauer ein

*) Jedes war eine Arschine breit, und $\frac{3}{4}$ Arschin hoch.

vielfaches Interesse. Die Vollständigkeit dieser Darstellungen verdankt Herr von Kügelgen theils seiner Bekanntschaft mit dem damals in Achmedsched wohnenden Naturforscher, dem verstorbenen Etatsrath Pallas, theils den Nachweisungen mehrerer in der Krim ansässigen, gebildeten Griechen, mit denen er sich in italienischer Sprache verständigen konnte.

Nach seiner Rückkehr von St. Petersburg, lebte der Meister im Schooße einer behaglichen Ruhe ganz seinem wahren Berufe. Der ein und siebzigjährige Schwiegervater war einige Monate, nachdem er die eine geliebte Tochter wiedergesehen und seiner Enkel sich erfreut hatte, schwach und lebensmüde, in ihren Armen entschlafen. Seitdem wohnte Kügelgen mit den Seinigen bei der Schwiegermutter, die zwar schon betagt, aber durch Frömmigkeit und Heiterkeit des Geistes eine achtungs- und liebenswürdige Frau war. Das Gut gehörte jetzt seinem Schwager, Heinrich von Manteufel auf Kurküll, mit dem er schon lange in dem brüderlichsten Verhältnisse gestanden hatte. In diesem schönen Landleben, in einer sehr reizenden Gegend, faßte der Künstler den Entschluß, ein Werk über die Krim, in Form einer malerischen Reise, (funfzig Blätter in Folio, mit einer Beschreibung in deutscher, russischer, englischer und französischer Sprache) auszuarbeiten, dessen Erscheinung sehr nahe ist. Sein Bruder widerrieth ihm zwar den Steindruck und meinte, daß er es lieber radiren sollte, allein Karl gab dem Lithographiren den Vorzug.

In den letzten Jahren lebte Karl von Kügelgen ab-

wechselnd zu Kurkül und in St. Petersburg, von wo aus er, in Auftrag seines Monarchen, mehrere Reisen nach Finnland unternommen hat, um durch den Anblick der dortigen Naturschönheiten seinen Geist an frischen Bildern zu erquicken. Sein Werk über Finnland, das aus funfzehn lithographischen Zeichnungen besteht und nebst einer kurzen Beschreibung schon herausgekommen ist *), stellt

*) Der erste Heft dieser Galerie, welcher unter dem Titel: Vues pittoresques de la Finlande, dédiées à S. M. *l'Impératrice Elisabeth Alexiewna*, par *Charles de Kügelgen*, zu St. Petersburg 1823 erschienen ist und 25 Rubel kostet, enthält die Ansichten von Lowisa, Borgo, Tawastehuus, Tammersfors und eine Gegend bei Tammersfors. Nach einer Beurtheilung dieser Blätter, welche aus der lithographischen Anstalt des Herrn von Helmersen hervorgegangen sind, in Oldekop's sachreicher St. Petersburg. Zeitschrift 1823, Mai, S. 253 fgg., erfüllen sie Alles, was man von der Lithographie erwarten darf. Herr von Kügelgen und Herr von Helmersen gehören mit zu den Ersten, welche in St. Petersburg den Kunst-Steindruck in Ausübung gebracht haben. In den beiden letzten Blättern scheint die Luftperspective, deren Zauber Kügelgen in seinen Oelgemälden so meisterhaft darzustellen weiß, vor allem am schönsten gelungen. Die Beschreibung dieser romantischen Gegenden ist auf dem Umschlage kurz angedeutet. Bekannt ist der Kunstwerth der schönen Sepia-Zeichnungen, welche einigen dieser Blätter als Originale dienten. Herr von Kügelgen wußte nämlich nicht nur eine bewundernswürdige Verschiedenheit in die Darstellung meist einander ähnlicher Gegenstände hineinzulegen, theils durch wohlberechnete Wahl der Standpunkte, theils durch geniale Anordnung der Vordergründe und durch überraschende Auffassung der Beleuchtung; auch in der technischen Ausführung hat er Alles in ihnen geleistet, was man nur in Einer Farbe leisten kann. Die Uebergänge von den kräftigsten Vordergründen bis zu den duftigsten Fernen enthalten so viel zarte Nuancirungen, daß man das Farbenspiel der belebten Natur in ihnen wie-

die nordiſche Natur in ihrem eigenthümlichen Charakter dar, wie die Krimiſche Galerie die ſüdliche. Beide Werke, welche ſo intereſſante und große Gegenſätze enthalten, ſind in ihrer Entſtehung, Anlage und Ausführung einzig. In jener Galerie erblickt man das Schauerliche der nordiſchen Natur in lebendigen Formen: Finnlands einſame Landſeen, finſtre Wälder, wilde Waſſerfälle und ſchroff gegen die Wolken hinſtarrende Berge mit über einander gethürmten und durch einander geworfenen Granittrümmern, den ſprechenden Zeugen ehemaliger Erderſchütterungen; in dieſer zeigt ſich die heitre, fröhliche Größe der ſüdlichen Natur mit ihrem Reichthum an ſchönen Gaben der Erde und an bedeutungsvollen geſchichtlichen Denkmälern und Ueberlieferungen.

Karl von Kügelgen hat es bisher abgelehnt, eine Namenliſte der übrigen Haupterzeugniſſe ſeines Kunſtfleißes mitzutheilen; weil er der Meinung iſt, daß dieß einer ſpäteren Epoche vorbehalten bleiben müſſe. Dem Herausgeber iſt über die Geſchichte ſeiner früheren Bilder nur folgendes bekannt geworden. Die Landſchaften, welche Karl von Kügelgen in Italien gemalt hat, befanden ſich größtentheils im Beſitze des ſeitdem verſtorbenen Lord Briſtol. Auch gibt es mehrere Gemälde und Zeichnungen in Sepia von ihm in Berlin und Riga, ſo wie in St. Petersburg in der Bilderſammlung der Eremitage, in den Paläſten der Grafen Tolſtoy, Golowkin und Nariſchkin,

---

derzufinden glaubt. Je ſchwieriger es daher war, die maleriſche Wirkung jener Zeichnungen im Steindruck zu erreichen; um ſo verdienſtlicher iſt das genannte lithographiſche Werk.

in der Düval'schen Gemäldesammlung und vorzüglich in der Slobin'schen Sammlung zu Wolsky.

Die Betrachtung des Kunststyls, der seine Landschaften auszeichnet, führt auf folgende Bemerkungen *). Karl von Kügelgen hat sich durch den eigensinnig eingeschlagenen Weg, sein Talent nur durch das Studium der Natur ausbilden zu wollen, lange zurückgesetzt. Es ist viel gewonnen, wenn man durch das Nachbilden vorzüglicher Meister sich die Leichtigkeit der Darstellung und Zusammenhaltung der Massen hat eigen zu machen gelernt, und dann die Natur nur in so fern zum Vorbilde nimmt, als es nöthig ist, die Beschauungen der aus dem Gemüth reflectirten inneren Welt in bekannten, möglichst verwirklichten Formen darzustellen; denn das höchste Ideal in dem Gegenstande wird nur dann um so größeren Eindruck machen, als der Künstler durch Wahrheit der Darstellung alles die Illusion Störende aus dem Wege zu räumen weiß. Man bemerkte daher in den frühern Arbeiten dieses Künstlers Härte und Steifheit, und in seinen Compositionen nicht selten unzusammenhängende Ueberladung. Erst späterhin gelang es ihm, sich von diesen Fehlern gänzlich loszuwinden. Dagegen erfreut den Kenner in seinen Compositionen eine originelle Idealität, sowohl in der Erfindung des Ganzen, als in den einzelnen Formen. Die frühe, seelenvolle Betrachtung der antiken Marmorbilder mag wohl hierzu in seinem Gemüthe den Grundton

*) S. des Vf's Aufsatz: Gerhard und Karl von Kügelgen in den Zeitgenossen 1818, Nr. 13. S. 51.

angegeben haben. In seinen Erfindungen ist er reich und mannigfaltig; mit gleichem Erfolg betritt er ganz entgegengesetzte Pfade, und stellt eben so glücklich die idyllische Natur dar, als Prachtscenen. Gegenstände eines bestimmten oder Beziehung habenden Inhalts sind ihm nicht angenehm, weil sie, um begriffen zu werden, noch erklärender Worte bedürfen. Kunstwerke sollen ja mehr das Gemüth als den Verstand in Anspruch nehmen! In technischer Hinsicht gefallen vorzüglich seine Fernen und Mittelgründe. Klarheit des Tags und Deutlichkeit der einzelnen Formen, bei richtiger Luftperspective, geben seinen idyllischen Compositionen einen eignen Zauber von Lieblichkeit. Das Colorit seiner Bilder ist meistens warm, wenigstens immer durchsichtig und kräftig. Bemerkenswerth ist die auffallende Uebereinstimmung seiner Führung des Pinsels und seiner Behandlung der Oelfarben mit der Technik seines Bruders Gerhard. Die Belebung seiner Landschaften ist angenehm, doch verräth sie mehr Fleiß und Geschmack als Naturstudium. Seine Sepia-Zeichnungen haben den allgemeinsten Beifall gefunden.

Möge auch die Krimmische Galerie des Künstlers bald erscheinen; sie wird der Kranz seiner Meisterschaft seyn!

Karl von Kügelgen ist fortwährend am Hofe des Kaisers angestellt, der ihn von Zeit zu Zeit mit Aufträgen beehrt und ihm erlaubt, sich auf dem Lande in dem Schooße seiner Familie aufzuhalten, wo er jetzt, nach seinem eignen Geständniß, ganz unbemerkt, ein wahrlich beneidenswerthes Leben führt.

Andeutungen,

am

Grabe

Gerhard von Kügelgen's.

Am Abende des 30. März 1820

ausgesprochen

von

C. A. Böttiger.

— — ſelbſt der höhere Kenner
Hat die Venus Urania kaum in der Ferne geſehen;
Weiſe wärt ihr, wenn ihr von dem engbegränzten Geſchmack ſchwiegt.
Klopſtock in den Epigrammen.

Dresden, den 4. April 1820,
in der Arnold'ſchen Kunſt- und Buchhandlung. 19 S. 8.

Dieſer Nachruf an den uns theuren Künſtler in Gegenwart ſämmtlicher Zöglinge unſerer Akademie der Künſte, zu welchen ich auch ſonſt in geregelten Vorleſungen zu ſprechen das Vergnügen habe, und die ihrem geliebten Lehrer und Freund mit unbeſchreiblicher Rührung die letzte Todtenweihe darbrachten, konnte und durfte ſich zunächſt nur an Künſtler und Kunſtjünger richten und auf Gegenſtände anſpielen, die den mich umringenden Zuhörern verſtändlich, einem ausgebreitetern, hiervon weniger unterrichteten Leſekreis unverſtändlich bleiben mußten.

Die Hauptſätze ſind alle ſo geſprochen, und beſonders die durch den Druck hervorgehobene Stelle von Wort zu Wort ſo, wie der Buchſtabe lautet, vorgetragen worden.

Verehrte Leidtragende!

Ein empörender Frevel ist unter den friedlich-stillen, der alten Väterſitte und Frömmigkeit unter einem frommen Könige gern huldigenden Bewohnern unſerer Stadt verſchuldet worden.

Ein Räuber iſt in das Heilige, in den lebendigen Tempel eines edeln, von uns allen geliebten und geachteten Menſchen eingebrochen und hat die nur Schönes ſchaffende, nur Reines in Idee und Bild geſtaltende, nur Menſchenwürdiges übende Seele daraus geſtohlen.

Daraus geſtohlen? Nein, das vermochte der Böſewicht, den göttliche und menſchliche Gerechtigkeit ſicher treffen wird, mit ſeiner Blutfauſt nicht zu vollbringen.

Er hat die Scherbe zerbrochen; aber die unverwelkliche Blume, die wie jenes der Sonne ſtets zugewandte Heliotrop in der Fabel, lichtdurſtig, lichttrinkend, jener ewigen Sonne, die uns allen einſt im unſichtbaren Oſten tagt, ſtets zugewandt war, konnte er nicht brechen, nicht zerſtören.

Der Gefühlloſe hat der gebundenen Pſyche nur die Flügel gelöſet, hat den in irdiſchen Stoff geſenkten Himmelsfun-

ken zwar entbunden und ihm den Uebergang zu einem andern Seyn gebahnet, aber nicht gelöschet. Mord und Vernichtung stehen nicht neben einander.

Wir beten die unerforschlichen Beschlüsse einer streng waltenden Weltordnung in Staub und demüthiger Ergebung an.

Es ist uns aber gestattet, über einen solchen Freund, Vater, Lehrer, über einen so ausgezeichneten Meister in seiner Kunst, über einen so kindlich guten Menschen, über einen so freimüthigen Bekenner der Wahrheit, die er in Wort und Bild mannigfach einzukleiden verstand, in Thränen der Wehmuth und des Schmerzes zu zerfließen. Pflanzen der Art reifen selten unter jedem Himmelsstrich. Künstler, wie er, müssen durch Schulen und Erfahrungen gehen, die nur wenigen durch Gunst des Schicksals von jeher zu Theil werden konnten. Es ist in unserer Kunststadt ein lebendiger Quell des gründlichen Wissens und der kundigen Ausübung vertrocknet. Und die Art, wie dieß alles für uns verloren ging, ist so grausenhaft abscheulich, daß es uns noch an Fassung fehlt, es ganz auszudrücken, daß ich, ihm seit dreizehn Jahren stets nahe und innig befreundet, am allerwenigsten vermag, mich zu der Ruhe zu erheben, die gerade hier, wo jemand den Tiefbewegten zusprechen sollte, am meisten erforderlich wäre.

Doch eines vor allen lasset uns festhalten, ihr Freunde und Zöglinge des Hingerafften, die hier in nächtlicher Stunde auf geweihetem Boden an seiner Gruft die Trauerfackel umleuchtet.

Gott ruft Licht aus der Nacht. Im großen Haushalt der Natur wird die mörderische Giftpflanze zum kräftigsten

Heilkraut. Was die Hölle ausbrütete und die Finsterniß gebahr, gestaltet, wenn Zeit und Stunde gekommen ist, der gute Vater, der Urquell des Lichts und des Heils, zu einer erfrischenden Erneuerung in der moralischen, wie in der physischen Welt. Viele, ja wohl die meisten in diesem schwarzen Ringe um frischaufgeworfene Erde sahen mit Lust sein schönes Bild, den sterbenden Hyazinth. Aus seinem Blute sprießt eine noch jetzt in unsern Gärten, an unsern Fenstern fortlebende, würzigen Geruch duftende Blume. Vertrauen wir fest der höchsten Vorsehung und Weltordnung. Auch dieser fluchwürdigen Blutthat wird zu seiner Zeit ein uns jetzt selbst noch nicht erkennbares Besseres entblühen. Mancher Vorsatz, heut' an dieser Gruft gefaßt und im Innersten beschworen, wird reifend hundertfältige Frucht bringen. Der Name des Künstlers und Menschen wird uns gleich ehrwürdig bleiben. Er wird in Segen auf zwei Söhne forterben, die wir in namenlosen Schmerz aufgelöst in unserer Mitte sehen!

Er war ein tüchtiger Künstler. Durch ihn wurde die Kunst, die so oft herabgewürdigte Dienstmagd verirrter Fantasie und eitler Selbstgefälligkeit, eine Botin des Himmels, eine mit dem, was das Göttlichste in uns ist, mit hoher Einfalt, Religiosität und Glauben an zwei Welten durch sinnliche Farbenreize innig befreundende Lichterscheinung.

Es giebt zwei Siegel, welche der Sterbliche dem, was Kunstwerk zu heißen verdient, aufdrückt, Kraft und Anmuth. Unserem Freunde war das letzte verliehen, das Siegel der Grazie und der gewinnenden Huld. Das drückte sich selbst in seinem ganzen Wesen, in seiner Gestalt, ja im Ein-

zelnen des Blicks, der Geberde, des Worts bei ihm aus. Und so drückte er's auch wieder den Werken seines Pinsels auf. Nur ungern, nur um durch den Gegensatz das Große, Schöne, Edle noch mehr hervorzuheben, bequemte er sich zu widerstrebenden und abschreckenden Gegenständen. = Denn bei ihm war die sinnend erzeugende Kunst weder bloße Verstandessache, noch üppiges Fantasiespiel. Sie war ihm wahre Herzensangelegenheit. Wie es in der geistigern, höhern Welt überall ist, Schön und Gut waren bei ihm nur zwei Brechungen desselben Lichtstrahls.

Du, ganz Gemüth, ganz Gefühl, uns entrückter Geist, dessen zerstörte Hülle diese geheiligte Erde in ihrem Schooße aufnahm, über dessen frischen Hügel bald, wenn es still hier geworden ist, Luna, die Du so zart darstelltest, ihren Silberschleier trauernd ausbreiten wird — wie viel Ordenskreuze und Sterne hast Du früh schon in Rom und München, später in Petersburg, Berlin und in andern Hauptstädten unsers Volkes denen, die selbst als Sterne am politischen Himmel glänzen, wie es Brauch und Sitte gebietet, auf die Brust gemalt! Du aber trugst das Kreuz der erlösenden Menschenliebe im Herzen Deines Herzens. Du selbst kanntest nur Einen Stern, den, welcher den Weisen leuchtete, als sie das Kindlein in der Krippe fanden. Und dieser Stern, wir hoffen und glauben es, wird Dir, den irdische Schlacken und die Fesseln niederer Sinnlichkeit weit weniger drückten, schneller da aufgehn, wo keine Verdunkelung und kein Untergang mehr ist.

Jene Orientalen, die Bekenner des Islams, glauben,

daß einſt am Tage der Vergeltung und des Gerichts jede Statüe, jedes Conterfei von den Bildnern ſeine Seele fordern werde. Wäre dieſer Glaube kein bloßer Wahn, von Dir, Du Unvergeßlicher, würde kein Bild ſeine Seele fordern. Denn, was auch die unerbittlichen, oft neidiſch befangenen Richter darüber urtheilen mochten, Eins konnte nicht beſtritten werden, Du hauchteſt Deinen Bildern Deine Seele, Deine Anmuth, Deinen eigenen Geiſt der Liebe und Lieblichkeit ein. Darum malteſt Du auch, ſo weit es in Deiner Macht ſtand, und dabei nicht nach Lohn trachtend, am liebſten ausgezeichnete, geiſt- und gemüthvolle Menſchen unter Deinen Zeitgenoſſen. Und ſtelltest Du Gebilde der Vorzeit, Geſetzgeber und Religionsſtifter auf, das höchſte Ideal der Liebe gelang Dir am vorzüglichſten in ihrer Reihe. —

Je beſſer und geſünder der Kern im Innern des Menſchen, je reiner das Gefäß iſt, in welchem eine wahre Künſtlerſeele ſchaffet und waltet, deſto gewiſſer iſt echte Beſcheidenheit der Stempel aller ihrer Kunſtbeſtrebungen und Leiſtungen. Denn die Kunſt iſt lang, das Leben kurz. Wer darf ſich rühmen im kurzen Leben auch nur das nächſte Ziel erreicht zu haben? Die innigſte Ueberzeugung davon war ſtets in unſerm Freunde gegenwärtig und wirkſam. Noch vor wenigen Tagen zeigte er in einem Kreiſe von Freunden und Freundinnen, die ihn ganz verſtanden, das jüngſte Werk ſeines Pinſels. Es war eine Jungfrau mit dem Kinde, rechts ſein Johannes, links ſeine Magdalena, in getrennten Bildern, doch Ein Ganzes. Da ſagte er, als unſre Augen mit Wohlgefallen darauf ruheten: ich habe ſchon viel Madonnen allein und ohne das Kind gemalt, viel Jungfrauen

mit dem Kinde den großen Meistern nachgebildet; aber hier wagte ich es zum erstenmale, die Hochgebenedeiete mit dem Christ auf dem Arm aus eigener Fantasie zu gestalten.

Vernehmt es, ihr jungen Freunde und Zöglinge des früh vollendeten Meisters! So sprach er, der schon in seinem 19. Jahre vor Rafael's Bibel im Vatican gestanden hatte, in seinem 48. Lebensjahre. Drückt es tief in eure Brust: das Reich der Kunst ist auch ein Reich Gottes. Nur die reinen und demüthigen Herzens sind, werden in dasselbe eingehen. — Doch ich berufe mich auf euer eigenes Bewußtseyn. Ich spreche zu Wissenden vom Unvergeßlichen.

Und einen solchen Künstler, einen solchen Menschen raffte eine raubgierige Mörderhand aus unserer Mitte! Noch nach 60 Jahren wird der Name des geldgierigen Meuchelmörders, der den stets beweinten Johann Winckelmann in Triest in der Blüthe seiner Leistungen und Entwürfe tödtete, mit Abscheu genannt. Das Verbrechen, das hier unter uns begangen wurde, bindet die plumpeste Roheit an die frechste Fühllosigkeit. Es ist vielleicht noch verruchter und empörender, als jenes!

Eins aber muß uns, die wir voll Jammer und Zorngefühl an des Ermordeten Gruft stehen, Balsam in die wunde Brust träufeln, der Mörder überraschte ihn nicht in der vollen Blüthe sündhafter Lüste und sinnlicher Zerstreuung, unvorbereitet, ohne Abschluß der Rechnung. Im Mantel, der aus einem Steinhaufen gezogen wurde, ward sein liebes Gebetbuch gefunden, welches er bei einsamen Spaziergängen und auf Reisen oft bei sich zu haben pflegte. Aus dem Segensquell der Andacht schöpfte er seine höchste Begeisterung.

Sein letztes Bild, woran er noch wenige Stunden vor seinem letzten abendlichen Erholungsgang zum neuerkauften, frölich auszuschmückenden Weinberg einige vollendende Pinselstriche that, war das lebensgroße Bild des verlornen Sohnes aus dem Evangelio. Es ist schwer auszusprechen, mit welcher Glut der Empfindung er in dem in sich kehrenden, verirrten Sohn die gen Himmel blickende, händeringende Buße und Zerknirschung ausgedrückt hat. Diese Arbeit könnte den fühllosesten Weltsinn erschüttern. Wir hörten den stets fein und geistreich ausdeutenden Meister selbst folgende Auslegung davon geben: „Es ist viel Ruchlosigkeit, Verstockung und Elend in dieser nimmersatten Zeit. Aber unbändiger Stolz, der an allem, was heilig ist, rüttelt, und die selbstsüchtigste Genußgier sind die Hauptquellen aller Missethat in einer versunkenen Welt. Wie dieser durch die äusserste Schmach von der Hut unsauberer Thiere zurückgehende, bußfertige Sohn zum Vater seine Augen und Hände aufhebt, so müssen wir vom sündhaften Dünkel und allem uns zum Mittel erniedrigenden Wollusttaumel erwachen und die Verzeihung des allerbarmenden Vaters anflehen. Hinauf die Herzen!"

Mit solchen Beschäftigungen und Ueberzeugungen reift man schneller für eine bessere Welt. Mit ihnen ist unser Freund in der ungeschwächten Fülle seiner Manneskraft und Thätigkeit schnell hinübergegangen. Was Du, von uns genommener Freund und Lehrer, in umflorten Idealen, die Du in der Stunde künstlerischer und religiöser Begeisterung ahnend erblicktest, doch nur im Halbschatten irdischer Beschränkung vor Deine Seele und vor Deinen Pinsel zu rufen vermochtest, wird Dir nun in himmlischer Klarheit erscheinen.

Deines Rafaels hohe Himmelskönigin, die Du ein Jahr lang auf rohe Stoffe überzutragen strebtest und dabei oft, wie im Wiederschein der mit Engeln erfüllten Glorie verklärt, aufblicktest, sie wird Dir nun in ihrer vollen Strahlenglorie erscheinen. Der irdische Liebesgott, zum Genius der Todestrauer umgestaltet, senkt Dir die Fackel, die er auf Deinem Bilde kindlich triumphirend aufschwingt. Aber die himmlische Liebe, das Heil des Menschengeschlechts, das im göttlichen Kinde herabstralt und im Wiederschein des Kreuzes der sündigen Welt Erlösung bringt und unsterbliches Wesen, es wird Dein Stern seyn, durch die unerforschten, finstern Pfade hindurchzudringen zum unerschaffenen Licht, und zu dem, auf welchen Dein Johannes uns alle hinwies.

Hochgelobet sey Gott und Jesus Christus von Ewigkeit zu Ewigkeit. —

Gerhard von Kügelgen.

Eine Phantasie.

Gedichtet am Gründonnerstage 1820, als dem Tage seines Begräbnisses.

Wein', o Himmel! birg' in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!
Den ich klage, Er war euer —
Staub, entflammt von Himmelsfeuer,
Himmelssohn im Staubgewand! —
Und er sank von Mörderhand! —
Wein', o Himmel! birg' in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!

Erschienst du nicht selbst Ihm,
Tochter des Himmels,
Begeisterung? [1])
Erschienst du nicht selbst Ihm
In der Linken des Wohllauts

Sänft'gende Macht —
Ordnend mit der Rechten
Das gährende, brauſende,
Flammende Chaos —
Scheuchend mit Allgewalt
Dunkelnde Wolken —
Rufend mit Herrſcherblick:
Es werde Licht! —
Bot'ſt du nicht ſelbſt Ihm
Die lodernde Fackel,
Zu beſeelen den Staub,
Zu entzünden mit Schöpferkraft
Selbſt den Prometheus? —
Bot'ſt du nicht ſelbſt Ihm
Den ſchimmernden, gaukelnden
Lieblichen Flatt'rer,
Pſyche's Beleber einſt,
Jetzt ihrer Betrachtung
Sinnigen Traum? —
Liehſt du nicht ſelber
Die göttliche Macht Ihm,
Liebreich zu winken
Den tröſtenden Brüdern,
Schlummer und Tod?

Schlaf ſanft, ſchlaf ſüß, Endymion,
Berauſcht vom duft'gen Purpurmohn,
In hehrer Sternennacht!
Die holde Göttin nahet ſchon,

Die deinen Traum bewacht.
Sie naht dir — ſüß befangen,
Dich nur zu ſehn, entzückt —
Bis ſie auf deine Wangen
Der Küſſe ſanft'ſten drückt.

Wehe dir! wehe!
Zögernde Luna!
Konnt'ſt du nicht früher
Senden den Schimmer,
Den zu erretten,
Der deiner Liebe Glück
Liebend verherrlicht?
Konnt'ſt du nicht früher,
Hellend die Büſche,
Den lauernden Tiger
Warnend Ihm zeigen?
Mußt' Er erblaſſen,
Aermer, als Philoktet,
Von Allen verlaſſen? —
Konnt'ſt du keinen Wandrer ſenden,
Rettend aus des Räubers Händen? —
Schaue durch's Fenſter nun
In ſeine Werkſtatt,
Sieh' dich und färbe
Deinem holden Gebilde
Selbſt die blühenden,
Roſigen Wangen bleich!
Leer iſt die Werkſtatt

Des herrlichen Meisters,
Verwaist seiner Schöpfungen
Heiliger Tempel!
Verwaist das Haus!
Der dich verherrlicht,
Nie kehrt er wieder! — —
Schweif' in den Wald hinaus,
Schweif' in die Flur —
Find'st du Ihn, find'st du Ihn?
Wehe dir! wehe!
Zögernde Luna!
Wache bei'm Todten nun,
Küsse die starrenden
Wangen des Leichnams!
Glänz' in den perlenden
Tropfen des Blutes!
Spüre des Raubthiers
Blutige Fährte aus —
Was kann es fruchten,
Hüllst du dein Antlitz
Trauernd in Schatten? [2])

Auch Hyacinthus Wunden flossen,
Von unglückselgem Wurf' erschlossen,
Als er im jugendlichen Spiel,
Doch — von der Hand des Freundes fiel:
In Freundes Arm war süß der Tod,
Und bald sah man die Blume sprossen,
Gemischt den Kelch aus Weiß und Roth,

Weil klagend es Apoll gebot.
O daß auch jetzt der Gott erschiene —
Eröffn', o Erde, deinen Schoos!
Es winde sich die jüngste Blume,
Erzeugt zu des Gefallnen Ruhme,
Aus dem von Eis gelös'tem Moos,
Das erste Kind des Frühlings, los,
Geliebt von Schmetterling und Biene —
Die Nachwelt heißt sie: „Gerhardine!"

Kindlich liebt' Er dich, Erde!
Er, deiner Söhne
Einer der Reinsten
Fliehend mit jedem Lenze
Das Getümmel der Stadt,
Eilt' Er in deine Arme,
Milde Mutter Natur!
Dort am silbernen Strome,
Der — weinet, ihr Wellen! —
Wohl sein Sterbegeröchel vernahm,
Dort auf grünenden Hügeln,
Reizend mit Reben bekränzt,
Fand er sein Heimathland,
Sein' und des Dioskuren [3])
Freundliche Pflegerin,
Dich, o Hesperia, wieder! —
Hoher Gedanken voll,
Irrt' Er in schattigen Gründen,
Weilt' Er am rieselnden Waldquell,

Sang wohl ein liebliches Liedchen,
Lauschenden Freunden zu Lieb',
In die Saiten der Cither,
Seiner Begleiterin —
Und das wallende Grün
Stärkte die freundliche Gluth
Seines sonnigen Blick's,
Und die fächelnde Luft
Ließ auf der Wange des Mannes
Nie den rosigen Hauch
Blühender Jugend vergeh'n! —

Jetzt auch nahte der Lenz,
Und Er harrte sein
Sehnsuchtsvoller, als je!
Was ihm lange versagt,
Was wohl Jedem der Ihren
Mutter Erde beschied,
Was des sterbenden Mannes,
Wie des ermüdeten Greises,
Letzte Sehnsucht oft ist,
Ward ihm gewähret,
Eigener Boden und Grund.
Schmücken wollt' Er ihn nun
Mit den Farben der Blumen,
Mit der Bäume
Schattendem Grün,
Zur Erquickung der Gattin
Und zur eigenen Ruh'!

Freudig kehrt' Er zurück,
Sah im hoffenden Geiſte
Schon die Knospen ſich öffnen,
Schon die Zweige ſich breiten,
Prangend mit ſäuſelndem Laub' —
Da — wehe! wehe!
Mir verſagt ſich das Wort! — —

HOOVER WAR COLLECTION

Wein', o Himmel! birg' in Schleier
Dich noch länger, ird'ſches Land!
Ihm kehrt nie des Frühlings Feier —
Er ſank hin von Mörderhand!
Warum rief'ſt durch Haines-Stille
Du kein Warnungswort, Sibylle?
Warum that Johannis Mund
Ihm nicht Offenbarung kund? — —
Dunkel, Ew'ger, iſt dein Wille;
Keiner iſt, der ihn enthülle!

Prophetiſch iſt die Kunſt —
Hüllte das Düſter
Dem Blicke des Sehers
Nur das eig'ne Geſchick?
Schwieg nur für das Ihm
Die weiſſagende Stimme?
Schwieg ſie Ihm,
Als Er den Moſes gemalt,
Den Eif'rer auf Sinai,
Der das Geſetz gab:

Du ſollſt nicht tödten!
Bebt' Ihm die Haud nicht,
Rief's nicht im Innern:
Meide das Zwielicht!
Meide die Waldſchlucht!
Tödten wird dich ein Bube
Um kargen Gewinn!
Schwieg ſie Ihm,
Als Er den David gemalt,
Scheuchend mit Saitenſpiel
Saul's böſen Geiſt?
Bebt' Ihm die Hand nicht,
Rief's nicht im Innern:
Sanftmuth zwingt Wahnſinn,
Nicht der Hyäne
Tückiſche Mordgier!
Führte der Geiſt Ihn doch
In jenes Patmos
Mondliche Grotte,
Zeigte Geſtalten Ihm,
Wie ſie Johannes
Vormals geſchauet! — —
Laut brüllen Donner —
Dem tiefſten Pfuhle
Entſchwebt der Dämon,
Drachenbeflügelt,
Vernichtung im Blick! —
Wehe! wehe,

Den bebenden Völkern! —
Aber verzaget nicht,
Harret, harret des Herrn!
Sehet den Engel
Michael, den Gewaltigen,
Mit dem flammenden Schwert'!
Sein ist der Sieg,
Und, gebunden mit Ketten,
Stürzt Satanas
In den flammenden Abgrund!
Er ist überwunden
Durch des Lammes Blut! — —

Göttlicher! Heiliger!
Allerbarmender,
Der du am Kreuze starbst!
Mußte der Fromme
Leiden den Qualentod?
Mußt' Er ihn leiden,
Deiner Blutzeugen,
Deiner Märtyrer Tod?
Deiner Märtyrer? Ach!
Hätt' Er gelitten um dich!
Muthig hätt' Er gekämpft,
Unter dem Mörderstreich'
Deinen Namen bekannt!
Fromm war sein Herz, *)
Sanft und liebend,

Wie deines Jüngers,
Wie des Johannis Herz;
Wie deines Geweihten,
Der die Verklärung ſah,
Raphaels!
Raphaels, deſſen Madonna,
Durch des Erſchlagenen Hand
Nochmals der Erde gegeben,
Nun im Heiligthum thront!
Konnt' Er nicht ſterben vor ihr,
Als ſie den häuslichen Heerd
Noch zum Altar erhob,
Im Arm' ſeiner Lieben,
Schmerzlos gerufen
Zu ihren Himmeln hinauf?
Sterben, wie Raphael —
Starb Er doch auch, wie er,
In der Woche des Leidens,
Als dreihundert Jahre vollendet! — *)
Aber auch ſterben, wie jener,
Die Verklärung im Blick —
Konnt' Er nicht ſterben,
Als die ermattete Hand
Mit dem Pinſel nun ſank
Von dem verlorenen Sohn,
Und er mit frommen Gemüth,
Aufwärts den Blick, wie das Herz,
Freudig zum Ewigen rief:
Dank, Herr! auch dieß iſt vollbracht!

Dämmernd zieht herauf die Nacht,
Und in dumpfen Tönen
Hör' ich Glockenſchläge dröhnen —
Sieben Mal — noch ein Mal! — Acht! —
Ha! um dieſe Stunde
Starrte wohl die Todeswunde,
Und ſein Leiden war vollbracht!

Sieh dort!
Der Himmel röthet ſich!
Rief ſein Blut
In die Wolken hinauf? —
Wehe dir, Blutiger!
Offen wird deine That
Jetzt — oder einſt! —
Und bürg' ſie,
Der ſie erzeugt,
Der Abgrund der Hölle!

Die Trommet' im Wundertone
Dringt durch Gräber jeder Zone,
Alles fordernd zu dem Throne!

So Natur, als Tod, erbeben,
Wenn Gebeine ſich erheben,
Antwort vor Gericht zu geben!

Auf wird man ein Buch dann breiten,
G'nug erfüllt auf allen Seiten!
Um zum Weltgericht zu ſchreiten!

Sitzt der Richter dann zur Stelle,
Tritt, was je ſich barg, in's Helle,
Nichts ſchirmt vor des Zornes Schnelle!

Röther wird der Himmel,
Heller die Mondennacht;
Durch noch entlaubte Bäume
Schimmert's, wie Sterne,
Und immer größer,
Dunkler geröthet
Wird der Schein.
Das ſind Fackeln,
Leichenfackeln —
Ja, ſie tragen zu Grabe
Den irdiſchen Leib,
Und im ſilbernen Strome,
An deſſen Schimmer
Oft ſich ſein Aug' ergötzt,
Und im ſilbernen Strome,
Zürnender rauſchend jetzt, [6])
Weil er — rauſcht nur, ihr Wellen! —
Wohl ſein Sterbegeröchel vernahm,
Spiegeln die Kerzen ſich,
Die ihn geleiten
Zu der Pforte der Ruh'! —
Leuchtet, ihr Fackeln!
Nicht in den Wellen allein,
Spiegelt euch in den Thränen —
Manche wohl ähnlichen Werths,

Als die ehrenden Perlen,
Die der dreifach Gekrönte
Einſt um Urbino vergoß! —
Leuchtet, ihr Fackeln,
Daß das Grab empfange,
Was der Erde gehört!
Aber Er ſelbſt hat vollbracht,
Wandelt nun ſchmerzlos
Dort mit Schiller und Herder
Und der Vollendeten mehr,
Die Er der Erde verließ,
In der himmliſchen Haine
Ewig grünenden Palmen;
Sein iſt die Krone des Lebens
Und gefunden hat Er,
Den ſchon hier Er erkannt,
Seinen Lehrer und Freund —
Raphael, dich! — —

Ruf' auch uns zu deinen Knechten,
Fern den ſündigen Geſchlechten
Stell' uns, Herr, zu deiner Rechten!

Wenn auch unſer Tag verglommen,
Wenn auch unſre Nacht gekommen,
Ruf uns, Herr, zu deinen Frommen!

F. Kind.

Anmerkungen.

1) Alle ausgezeichnete Worte deuten auf Werke des Vollendeten. Denjenigen, welche sie gesehen haben, werden auch die kurzen Schilderungen derselben verständlich seyn.

2) Am zweiten Abende nach der schrecklichen That war um dieselbe Stunde (Abends von 7 bis 8 Uhr) eine Mondfinsterniß.

3) Gerhard's v. K. Zwillingsbruder, der berühmte Landschaftsmaler Karl v. K.

4) Lindernd, tröstend und erhebend sind oft für die Lebenden Worte der Todten. So stehe denn hier eine Aeußerung des Vollendeten, die ich gewissenhaft verbürgen kann. Ich war durch zwei Gedichte nach seinen Bildern: der gute und der böse Geist *), näher mit ihm befreundet worden. Er hatte, als Ausnahme von der Regel, auf mein und unsers gemeinschaftlichen (späterhin am 8. Sptbr. 1819 in der Elbe verunglückten) Freundes Hartknoch Ersuchen, sich entschlossen, eine Zeichnung zum ersten Theile meiner Gedichte zu liefern. Er wählte hierzu, mit einigen Abänderungen, eine Copie seines Bildes: Begeisterung, welche von W. Böhm in Kupfer gestochen ward. Als Er hierauf dies Bändchen Gedichte gelesen hatte, sagte Er mir Manches, was der Freund dem Dichter so gern sagt, setzte aber hinzu, daß Er doch einen Anstoß gefunden. Ich bat Ihn, mir diesen anzugeben. Da nannt' Er die Stelle in: „Dichters Morgengebet" (B. I. S. 6.)

So kling' denn, Harf', so kling', Gemüth!
So lang' der Himmelsfunken glüht.
Doch lischt die Flamm' am heil'gen Heerd',
Dann, Höchster, nimm mich von der Erd'!

„dieser Wunsch" — sagte Er — „ist nicht fromm. Auch wenn der Himmelsfunken verlischt, darf der Künstler nicht seinen Tod wünschen. Er kann ja dazu bestimmt seyn, durch schwere, lange Leiden geprüft und geläutert zu werden!" — So dachte, so fühlte der Gottergebene, so sprach er mit Wärme und der festesten Ueberzeugung!

5) Raphael starb bekanntlich am Charfreitage 1520.

6) Der Elbstrom war am Tage nach Kügelgen's Tode aus seinem Ufer getreten.

---

*) „den guten Geist" s. in Kind's ges. Ged. Bdch. 2. S. 10 ff.

Mehrere Gedichte haben Gerhard von Kügelgen's schöne Bilder gefeiert. Sein Gemüth war ja selbst das Gemüth eines Dichters! Wir heben von jenen Blüthen schwesterlicher Huldigung, die eine Kunst der andern dargebracht hat, nur folgende aus:

Endymion,

aus Kind's Maler-Sonetten *).

Still vom reinen Aether schwebt sie nieder,
Naht dem Liebling nur auf leisen Sohlen;
Ein Gewand gleich nächtlichen Violen,
Sterngesäumt, umwallt die schönen Glieder.

Schloß dir Schlaf so fest die Augenlieder?
Scheut des Lilienbusens Athemholen
Nicht den Duft des Mohnkelchs, der verstohlen
Dich umstrickte? — auf! und küsse wieder!

Zweifeln muß ich, daß in Flur und Haine
Je dein Blick das leichte Wild erspähe,
Daß dein Spieß des Ebers Flucht erlange.

O die Gluth so sehnsuchtwarmer Wange,
Dieses Busens liebevolle Nähe
Hauchte Leben selbst in Felsensteine!

*) S. dessen Ged. N. A. IV.

Der gute Geist.

Nach einem Gemälde von Gerhard von Kügelgen *).

Stimmen des Himmels.

Ehre sei Gott in der Höhe!
Heilig, heilig, heilig ist Gott!

In den Wolken welche Töne!
Aus der Höhe welch' ein Klang!
In der Tiefe welche Schöne,
Welch' ein Leben und Gesang!

Lispelnd regen sich die Lüfte;
Aus der Wiesen Silberthau
Wallen süße Opferdüfte
Zu des Himmels reinem Blau.

Ist ein neuer Tag entronnen
Aus dem finstern Schoos des Nichts?
Wandeln bräutlich junge Sonnen
Mit dem Kranz des Morgenlichts?

---

*) Es war der oben beschriebene Genius des Guten. Auch auf Kügelgen's Genius des Bösen hat Kind ein Gedicht unter dieser Aufschrift geschrieben; es hat sich aber nicht vorgefunden.

Stimmen des Himmels.

Friede auf Erden!
Heilig, heilig, heilig iſt Gott!

Horch der Engelsharfen Klingen!
Himmelsahnung! . . . . ſchaffend ruht
Gottes Geiſt mit Sonnenſchwingen
Auf der Wogen grüner Fluth.

Wie die Lüfte ſich verklären!
Wie des Himmels Blau zerfließt!
Wie durch alle Sonnenſphären
Rein'rer Aether ſich ergießt!

Aus der Sterne gold'nen Hallen,
Wo der letzte Schleier wich,
Aus der Morgennebel Wallen
Hebt der dritte Himmel ſich.

Stimmen des Himmels.

Und den Menſchen ein Wohlgefallen!
Heilig, heilig, heilig iſt Gott!

Gott ſendet ſeinen Engel. Fallet nieder!
Hebt eure Augen auf, und Herz und Hand!
Der Gott der Götter — preiſt ihn, Seraphslieder! —
Sah ſegnend auf das blutgedüngte Land,
Und ſendet liebend ſeinen Boten wieder.
O ſchaut den Jüngling dort im Lenzgewand;
Von Duft der Roſen iſt ſein Kleid gewoben,
Der Liebe Blumen; Liebe herrſcht dort oben!

Stimmen der Jünglinge auf den Bergen.

Erschallet Jubellieder!
Die Liebe kehrt zurück!

Stimmen der Hirtinnen im Thal.

Er bringt die Rosen wieder
Und frommer Liebe Glück!

Dreifaches Echo.

Frommer — Liebe — Glück.

Der Frühling siegt; die Winde weh'n gelinder,
Das Mumienband erstarrten Lebens springt,
Und glanzgeschmückt des Todes Ueberwinder,
Der Schmetterling, den leichten Flügel schwingt;
So lieh auch Er den Flug der Frühlingskinder,
Der Himmelslenz und Trost und Hoffnung bringt.
Sein Fittig ist aus Azurblau gewoben,
Denn sanfte Bläue hüllt die Heimath oben.

Stimmen der Jünglinge.

O jauchzt ihm, Thal und Hügel!
Sein Hauch belebt das Grab.

Stimmen der Hirtinnen.

Auf blauem Aetherflügel
Sinkt Hoffnung uns herab.

Echo.

Hoffnung — uns — herab.

Wie Morgenſtrahlen auf den Perlen beben,
Die mitleidsvoll das Aug' der Nacht verlor;
Wie Sommerlüfte um die Knospen ſchweben,
Zu öffnen ihres Buſens zarten Flor;
So ſchwebt der Seraph. Himmelslüfte heben
Die goldnen Locken ſchmeichleriſch empor.
Von ſanftem Hauch' wird ſein Gewand gehoben;
Denn Sanftmuth waltet, Sanftmuth herrſcht dort oben.

Stimmen der Jünglinge.

O öffnet eure Herzen
Dem milden Sonnenblick!

Stimmen der Hirtinnen.

Die Stillerin der Schmerzen,
Die Sanftmuth kehrt zurück.

Echo.

Sanftmuth — kehrt — zurück.

Seht, wie er lieblich in den Sternenräumen,
Mit hoher Milde niederblickend, ruht!
Die Wangen färbt, erzeugt von Wonneträumen,
Der himmliſchen Begeiſt'rung Purpurgluth;
Schon ſieht ſein Geiſt des Segens Saaten keimen;
Auf ſeiner Stirn thront Majeſtät und Muth.
Mit Kraft und Milde iſt ſein Blick erhoben;
Denn Kraft und Milde einigt ſich dort oben.

O seht! sein Kommen liebend zu verkünden,
Streut seine Hand die Blumen Edens aus.
Das Veilchen Demuth sollen Fürsten finden;
Das Blümchen Treue schmückt des Niedern Haus;
Mit Schönheit wird die Wahrheit sich verbünden,
Und Fleiß und Glück verwebe sich zum Strauß.
Zum Segnen ist des Jünglings Hand erhoben;
Denn Glück und Freude stammt allein von oben.

Und schon bewegt er schneller seine Schwingen
Und sinkt herab, der milde Himmelssohn.
Zurückzuführen wird dem Held gelingen,
Was schuldbefleckt dem Erdenthal entfloh'n;
Die weiße Lilie wird er wiederbringen,
Die aufgeschoßt an Gottes Sonnenthron.
Von reinem Licht ist hell ihr Kelch gewoben;
Der Engel bringt die Lilie uns von oben.

Stimmen der Jünglinge.

Erschallet Jubellieder!

Stimmen der Hirtinnen.

Die Unschuld kehrt zurück!

Beide Chöre.

Die Lilie bringt er wieder
Und frommer Liebe Glück.

Echo.

Frommer — Liebe — Glück.

Stimmen der Erde.

Danket, danket dem Herrn!
Denn er iſt freundlich.

Stimmen des Himmels.

Heilig iſt Gott!

Stimmen der Erde.

Lobſinget ſeinem Namen!

Stimmen des Himmels.

Seine Güte währet ewiglich!

Stimmen des Himmels und der Erde.

Heilig, heilig, heilig iſt unſer Gott!

Kind *).

---

*) S. Kind's Gedichte 2. A. 2r Th.

Aus Theodor Hell's Erinnerungstäfelchen an die Ausstellung der Kunstwerke zu Dresden 1816.

I. Kügelgen's:

Gesicht Johannes des Evangelisten *).

Ja! er ist's, der hohe Seher,
Strahlend glänzt sein Angesicht,
Denn das Heil'ge tritt ihm näher,
Um ihn wird es helles Licht,
Und die goldnen Locken fliegen
In Begeistrungssturmes Wehn,
Und er schreibt mit Feuerzügen
Was er Mächtiges gesehn.

Wie die Wange höher blühet,
Wie das Auge wurzelnd schaut,
Wie die Gluth im Innern glühet!
Doch der Lipp' enttönt kein Laut
Denn von tausend Engelzungen
Und von allem rings umher
Wird des Einen Lob gesungen
Dort im Sonnenstrahlen-Meer.

Welch Gesicht aus seel'gem Himmel,
Das auch uns sich aufgethan,
Welch ein strahlendes Gewimmel
Als noch nie die Augen sahn!

*) Vgl. S. 323.

Mit Dir, heil'ger Sänger, werden
Wir im Wunderschaun entzückt,
Und mit Dir vom Staub der Erden
Sind wir Himmelwärts entrückt.

II. Kügelgen's sterbende Magdalena *)

Wohl! nun ist die Qual geendet,
Und die schwere Schuld gebüßt!
Magdalena hat vollendet!
Wieder ist ihr zugewendet
Gottes Huld; vom Himmel grüßt
Sie der Engel Chor mit Tönen
Aus der Sphären reinem Klang,
Und der Seeligen Gesang
Schallt, ihr Ende zu verschönen,
Durch die Herrlichkeit entlang.

Wie auf den erbleichten Zügen
Schönheit ruhet voll und reich!
Seht! es scheint der Tod zu lügen;
Für den höchsten Reiz genügen
Diese Züge blaß und bleich!
Sind die Augen auch geschlossen,

---

*) Vgl. S. 323.

Dieſer Wimpern dunkles Band,
Dieſe ſchöne, zarte Hand,
Die Geſtalt, dahin gegoſſen,
Zeiget nur des Schlafes Land.

Aber nein! in Gott ergeben,
Drückend an die ſchöne Bruſt
Noch das Kreuz, ſchied ſie vom Leben; —
Ruft ſie nicht zurück zum Streben
Gegen ſchnöde Erden-Luſt:
Denn ſie hat den Sieg errungen,
Und die harte Geißel ruht,
Die mit hohem Kämpfer-Muth
Sie zur Büßung hat geſchwungen,
Bis, gleich Roſen, floß ihr Blut.

Ha! dort oben in den Strahlen
Jubelt ſchon der Engel Chor,
Ruft ſie von den Trauermahlen,
Von den Leiden, von den Qualen
Zu der Wonne hoch empor.
Denn ob Eines, der verloren
Und der wieder Chriſto nach,
Sey er auch noch arm und ſchwach,
Sich den Weg zum Heil erkoren,
Iſt dort Freude tauſendfach.

Theodor Hell.

Auf Gerhard's von Kügelgen Gemälde:

Johannes, der Prediger in der Wüste *).

Ecce Agnus Dei qui tollit peccata mundi!

Umsonst will seinen Muth die Welt umspinnen;
In des Gebirges Höh'n zurückgezogen,
Blickt auf Johannes mit verklärten Sinnen:
Da wird von Gott des Mannes Kraft gewogen.

Er nimmt das Kreuz, die Wahrheit zu gewinnen,
Um welche Otternbrut die Welt betrogen;
Dann schreitet er zum heiligen Beginnen:
Das Wort entfleugt ihm, wie der Pfeil dem Bogen.

Und in den Staub, von seinem Blick getroffen,
Stürzt hin der Sünder, flehend um Erbarmen,
Das Herz von Schuld und Todesangst beklommen.

„Erhebe dich! Der Büßende darf hoffen;
Am Kreuze strahlt der Liebe Stern dem Armen:
Dein Mittler hat die Schuld von Dir genommen."

F. Ch. A. Hasse.

*) Vgl. S. 327.

Anmerkungen.

1. Die Zwillinge. Zu S. 3.

Die Fälle sind häufig, wo Zwillingsbrüder oder Schwestern einander gleichen; allein selten ist die physische und geistige Aehnlichkeit so groß, wie bei Gerhard und Karl von Kügelgen. Sie schienen, so lange sie beisammen lebten, nur ein Wesen zu seyn. Man sah durch sie die schöne Dichtung Montaigne's verwirklicht: „Leurs âmes, confondues par un mélange entier et universel, s'effaçaient l'une dans l'autre; on n'y voyait qu'une âme, et l'on ne trouvait point la marque du noeud qui les avait liées ... Leurs existences, leurs, volontés n'avaient rien d'individuel, et restaient perdues dans leur fusion. Es sey erlaubt, bei dieser Veranlassung an ein Paar andre Beispiele von Zwillings-Aehnlichkeit zu erinnern.

Man kennt in der französischen Literatur die Brüder Corner oder de la Curne, welche 1697 zu Paris geboren waren und sich in Hinsicht auf Figur, Stimme, Gang, Gewohnheiten, Charakter u. s. w. ganz glichen, so daß es denen, die sie nicht neben einander sahen, unmöglich war, sie von einander zu unterscheiden. Beide Brüder lebten unzertrennlich bei einander. Der Eine mit dem Beinamen St. Pelaye schrieb eine Geschichte der Troubadour's, und war Mitglied der Académie française. Er starb im Jahre 1781, bald nach seinem Bruder.

Noch merkwürdiger sind die Zwillingsbrüder Cäsar und Constantin Faucher, französische Generale. Sie zeichnete nicht nur eine Geburt aus, sondern auch ein Leben, ein Ruhm, ein Schicksal und ein Tod. Die Erscheinung war in der That einzig, zwei sich vollkommen ähnliche Körper gleichsam von einer und derselben Seele bewohnt zu sehen, oder zwei Menschen, denen die Natur dieselben Züge und Neigungen gegeben, und wie dasselbe Glück so auch denselben Schmerz, kurz ein und dasselbe physische und moralische Daseyn beschieden hatte *). Cäsar und Constantin Faucher waren in einer Stunde geboren zu La Reole, im französischen Departement Gironde, den 20. März 1759. Ihre Aehnlichkeit war so täuschend, daß die Mutter sie nur durch die Verschiedenheit der Farbe und des Schnittes ihrer Kleidung unterscheiden konnte. Sie wurden zusammen erzogen, traten beide zugleich in die Armee, stiegen zugleich von Stufe zu Stufe und wurden bei der Nordarmee, auf denselben Schlachtfeldern, zu General-Adjutanten und zu Brigade-Generalen ernannt. Weder Gefahren noch Hoffnungen, weder Leidenschaften noch politische Meinungen, die zu der Zeit, in welcher diese Zwillinge lebten, dem Schicksal so entgegengesetzte Richtungen gaben, trennten die beiden Brüder auch nur einen Augenblick von einander. Man konnte nicht sagen, daß Cäsar mehr Muth, oder daß Constantin mehr Geist gehabt habe. Jeder war doppelt, und beide waren Einer. Bei Fontenay erhielt Cäsar einen Säbelhieb, Constantin, selbst leicht verwundet, bedeckte ihn mit seinem Körper, verband die Wunde, brachte den Bruder nach Niort und pflegte ihn daselbst so lange, bis er wieder die Waffen führen konnte. Dann kehrten beide zu dem Heere zurück. Sie liebten die Freiheit mit gleicher Begeisterung, waren Republikaner in ihrer Denkart und in ihren Sitten, daher treue Anhänger der Gironde-Partei, welche sie beide in ihren Untergang mit hineinzog. Der Gerichtshof zu Rochefort hatte die Zwillinge im Jahre 1793 als angebliche Föderalisten verurtheilt; sie gingen mit gleicher Standhaftigkeit dem Tode entgegen und standen schon am Fuße des Blutgerüstes, als der Befehl eintraf, die

*) Vergl. den sie betreffenden Artikel in der Biogr. nouvelle des Contemporains (T. VII. Paris 1822.) Da die Abfassung desselben ein falsches Licht auf die königliche Regierung warf, so wurde Herr Jouy, der Vf. des Art., von dem Pariser Zuchtpolizeigerichte im Januar 1823. zu dreimonatlicher Einsperrung und 150 Fr. Geldstrafe verurtheilt.

Hinrichtung zu verschieben. Ihr Prozeß ward untersucht, und ein neues Urtheil sprach die berühmten Zwillinge los. Sie traten in ihre Stellen bei der Armee wieder ein und fuhren fort mit gleicher Auszeichnung zu dienen, bis der große Feldherr als Oberconsul auf den Trümmern der Republik den ersten Grund zu seinem Kaiserthum legte. Die Brüder sahen nun die Sache, für welche beide mit demselben Muthe gekämpft hatten, als verloren an und nahmen ihren Abschied. Hierauf lebten sie funfzehn Jahre zu Bordeaux von dem Ertrage einer kleinen Handlung, die sie gemeinschaftlich errichtet hatten. Ihre Verbindung war so unauflöslich, daß Cäsar sich weigerte, die Stelle eines Deputirten in der Kammer, wozu ihn seine Mitbürger im Jahre 1815 erwählten, anzunehmen, weil sein Bruder diese Auszeichnung nicht theilte; doch auf die Vorstellung desselben, daß hier die Bürgerpflicht den Vorzug haben müsse, entschloß er sich dazu. Nach der Auflösung der Kammer kehrte Cäsar nach Bordeaux zurück, wo General Clauzel bereits seinem Bruder Constantin die Vertheidigung von la Reole übertragen hatte. Beide Brüder dienten jetzt mit gleichem Eifer an dem Orte ihrer Geburt. Unterdessen hatte aber der König, ohne daß sie davon sichere Nachricht erhielten, die Regierung wieder übernommen; auch rief kein bestimmter Befehl von Seiten des commandirenden Generals die Zwillinge von la Reole ab. In dieser Ungewißheit beschlossen sie, den ihnen anvertrauten Posten standhaft zu vertheidigen, und verschanzten sich endlich in ihrem eignen Hause. Doch kaum war die gewisse Nachricht von der Restauration zu ihnen gelangt, so legten sie die Waffen nieder. Allein man machte den Generalen Faucher die beharrliche Vertheidigung des Postens la Reole zum Verbrechen, und beide wurden den 22. September 1815 vor Gericht gestellt. Hier führten die Zwillinge ihre Vertheidigung, jeder für den andern. Derselbe Muth, dieselbe Kaltblütigkeit und dieselbe Beredtsamkeit bezeichneten die letzten Augenblicke ihres Lebens. Zum Tode verurtheilt, gaben sie kein anderes Zeichen der Rührung, als daß sie sich nur um so inniger an einander schlossen, und mit derselben Standhaftigkeit, wie im Jahre 1793, gingen sie am 27. September 1815 zum Tode. Von dem tödtlichen Blei auf der nämlichen Stelle zugleich getroffen, fielen die Zwillinge Arm in Arm.

Es ist dem Verfasser nicht bekannt, ob die Physiologen eine Erklärung von der oft so überraschenden physischen und geistigen Aehnlichkeit der Zwillinge versucht haben. Der berühmte Blumen-

bach sagte ihm hierüber mündlich, das sey eins von den Geheimnissen der verborgenen Kraft des Bildungstriebes. Auch der berühmte Albrecht von Haller bemerkt darüber nichts in seinen Elementis Physiologiae, (Ed. sec. Lausannae 1778. 4.) VIII, 456 sqq. Doch weiß man, daß die Fälle, wo bloß das Physische der Zwillingsgeschwister sich gleicht, häufiger sind, als diejenigen, wo bei denselben auch die Neigungen, das Temperament und die geistigen Anlagen übereinstimmen. Eben so bekannt ist es, daß Zwillinge von verschiedenem Geschlecht seltener geboren werden als von einem Geschlecht. Uebrigens liegt auf dem Gegenstande noch viel Dunkelheit. Es wäre daher zu wünschen, daß man mehrere Beobachtungen über Zwillinge sammelte, sowohl in physiologischer als psychologischer Hinsicht, um diese merkwürdige Erscheinung im anthropologischen Sinne genauer kennen zu lernen.

2. Zick. Zu S. 41.

Januarius Zick, geboren zu München 1734, kam 1757 nach Basel, wo er Historien- und Cabinetsstücke meistens in Rembrandt's Geschmack gemalt hat. Um 1758 reiste er nach Italien, wurde zu Rom von Raphael Mengs unterrichtet, ging dann nach Frankreich, begab sich nach Bruchsal und von hier 1761 an den kurtrierschen Hof nach Coblenz, wo man von ihm viel historische Gemälde in Oel und auf frischem Kalk sieht. Er malte fertig, aber seine Zeichnung, Färbung und Composition sollen manierirt seyn.

3. Schütz. Zu S. 42.

Christian Georg Schütz der Aeltere, Fresco- und Landschaftmaler, kam 1731 bei Hugo Schlegel zu Frankfurt am Main in die Lehre, und ließ sich 1749 daselbst haushablich nieder. Er bildete sich selbst zum Landschaftmaler. In der Galerie zu Salzdalum und in München sieht man von ihm Rheinprospekte. Auch hat er die Landschaften und Architekturstücke in dem hessen-casselschen Schlosse Amalienthal gemalt. Im Jahre 1762 reiste er in die Schweiz, und lebte dann wieder in Frankfurt am Main, wo er 1791 starb. Er war ein heitrer, sanfter Mann, als Künstler trefflich in der Wahl und Composition, auch im Colorit. Er malte mit außer-

ordentlicher Leichtigkeit. Auch seine Cabinets- und Architekturstücke werden sehr geschätzt. Mehrere von seinen Landschaften hat W. F. Hirt mit Vieh schön belebt, spätere hat Pforr mit Figuren trefflich staffirt. Im Jahre 1783 fgg. ließ der Kurfürst von Mainz die Ansichten von Mainz und der umliegenden Gegend, in 14 Blättern, von Schütz malen. Auch in St. Petersburg sieht man von ihm einige Landschaftbildchen. Noch werden seine Kreide- und Federzeichnungen, die er dann tuschte, sehr geschätzt. Seine ausgeführten Zeichnungen und Gemälde pflegte er anfangs nur durch einen Pfeil, in der Folge aber mit seinem Namen und dem Datum zu bezeichnen; unter diesen sind diejenigen von 1760 bis 1775 vorzüglich zu empfehlen. Sein Sohn, ebenfalls Landschaftmaler, war ein Original, und starb 1781 zu Genf. S. Füßli. Der letzte aus dieser kunstbegabten Familie, Georg Schütz, ein geschätzter Landschaftmaler und unter dem Namen des Vetters besonders bekannt, starb zu Frankfurt am Main im Jahre 1823. Seine Rheinlandschaften zeugen von seinem bedeutenden Talent.

4. Fesel. Zu S. 45.

Christoph Fesel, geboren zu Ochsenfurth in Franken 1738, studirte zehn Jahre lang die Malerei zu Rom unter Mengs und Battoni. Er ward 1768 Hofmaler zu Würzburg und Mitglied der Akademie St. Lucas zu Rom. Er malte Bildnisse und Geschichte. Seine Magdalena und sein Johannes, die sich in der Hofgalerie zu Würzburg befanden, wurden vorzüglich geschätzt. S. Jäck's Künstlerlexikon von Bamberg; I. Th. und Füßli's Allgem. Künstlerlexikon.

5. Die schwarzen Häupter. Zu S. 67.

So nennt sich eine sehr angesehene, uralte, aus den Zeiten der Hansa herstammende Gilde, in die sich einst selbst Peter der Große hatte aufnehmen lassen. Sie bildet gegenwärtig eine geschlossene Gesellschaft von unverheiratheten Kaufleuten und andern Personen, die noch in dem alten Gildenhause, das zwei große Säle hat, die zu Bällen, Concerten und Maskeraden dienen, ihre Zusammenkünfte halten. Sobald einer heirathet, muß er aus der Gilde heraustreten.

Den Namen der schwarzen Häupter führen sie von einem Mohrenkopf, den sie in ihrem Wappen haben, oder nach Andern von einer schwarzen Kappe, welche ihre Vorfahren bei ihren Fehden trugen. Im Mittelalter waren sie das Schrecken der Ungläubigen, und in ihren Kämpfen gegen die Russen bewiesen sie große Tapferkeit; daher noch jetzt in dem Versammlungshause den Fremden mehrere Denkmäler der rühmlichen Thaten ihrer Vorfahren gezeigt werden. In Riga ist ebenfalls ein solches Schwarzen-Häupter-Corps. Fremde werden als Ehrenmitglieder aufgenommen. Vgl. Hesperus 1822. Nr. 136.

6. Mechau. Zu S. 202.

Jakob Mechau, Landschaftmaler im historischen Styl, Freund der beiden Kügelgen, bekannt durch seine Geschichte Abrahams und der Hagar in einem Cyklus von sechs Landschaften, starb zu Dresden den 14. März 1808, mitten in seiner Thätigkeit, im 63 Jahre seines Alters. Seine letzten Bilder waren einige Baumgruppen aus dem großen Garten bei Dresden, und die Kirche zu Lohmen bei Pirna. Er war eben so streng und trefflich in der Kunst, als rechtlich, gut und milde im Leben. Eine beträchtliche Zahl von seinen radirten Blättern hatte er kurz vor seinem Tode durch Gerhard als ein Andenken an seinen Freund Karl von Kügelgen überschicken lassen.

7. Winckelmann. Zu S. 351.

Winckelmann und Kügelgen, beide fielen unter der Blutfaust eines Raubmörders; jener den 8. Junius 1768, Vormittags um 10 Uhr, auf seinem Zimmer in einem Gasthofe zu Triest, als er eben zu der Rückreise nach Rom sich bereitete; dieser den 27. März 1820, Abends gegen halb acht Uhr, auf offner, vielbesuchter Heerstraße, bei Mondlicht, nicht mehr zweihundert Schritte von Menschenwohnungen, und keine halbe Wegstunde von der Stadt und dem Hause entfernt, wo die Seinigen ihn erwarteten. Winckelmann's Mörder war ein entlaufener, aus dem Stockhause, in welchem er wegen Diebstahl saß, ein Jahr vor Ablauf der Strafzeit (durch Begnadigung bei der Vermählungsfeier eines Erzherzogs) ent-

lassener, herrenloser Italiener, Franz Arcangeli aus Campiglio, einem Dorfe bei Pistoja in Toscana. Er hatte früher als Koch gedient und bewohnte jetzt zufällig in demselben Gasthofe, wo sich Winckelmann befand, ein Zimmer neben an. Ohne den Namen und Stand des berühmten Archäologen zu kennen, machte er mit ihm an der Wirthstafel Bekanntschaft. Da nun Winckelmann eine Schiffsgelegenheit nach Italien bald zu finden wünschte, war er ihm hierzu behülflich, und drängte sich durch kleine Dienstleistungen dem gutmüthigen Manne so auf, daß der Arglose in Triest keinen anderen Umgang suchte, weil er nur auf seine Abreise dachte. Um dem weiteren Fragen des zudringlichen Schwätzers zu entgehen, sagte ihm Winckelmann bloß, daß er einen Auftrag in Wien bei dem Fürsten Kaunitz und bei der Kaiserin besorgt habe, und daß er von beiden mit einigen goldnen und silbernen Medaillen beschenkt worden sey. Hierauf wußte es Arcangeli durch gefällige Aufmerksamkeit und einnehmende Unterhaltungsgabe dahin zu bringen, daß ihm Winckelmann die Medaillen zeigte. Nun beschloß der Ruchlose, sich dieser Münzen durch Meuchelmord zu bemächtigen, kaufte ein Messer und Bindfaden, woraus er eine Schleife flocht, die er dem an seinem Schreibtische Beschäftigten plötzlich von hinten um den Hals warf. Winckelmann suchte sich loszumachen, fiel aber und erhielt von dem Mörder mehrere tödtliche Stichwunden, an welchen er um 4 Uhr des Nachmittags starb. In dem Augenblicke der Verwundung kam ein Aufwärter herbei; der Mörder entsprang und flüchtete sich, was unglaublich scheint und dennoch wahr ist, ohne Rock und Hut, mit blutbeflecktem Hemde, aus der Stadt. Erst den 14. Junius ward er in Planina, weil er keinen Paß hatte, festgehalten, und den 15. nach Triest zurückgebracht, wo er, des mit der Absicht der Beraubung verübten Mordes bald überführt, sein Verbrechen eingestand. Nach eingelegter Vertheidigungsschrift, ward er schon den 16. Julius zum Tode verurtheilt und den 20. Julius 1768, mit dem Rade hingerichtet. Man findet die näheren Umstände des mit aller Sorgfalt geführten Prozesses in einer aus den gerichtlichen Originalakten gezogenen Schrift: Johann Winckelmann's letzte Lebenswoche. Dresden 1818. Diesen wichtigen Beitrag zu Winckelmann's Biographie, durch welchen die fünfzig Jahre lang verbreitet gewesenen irrigen Nachrichten von jener That erst vor fünf Jahren widerlegt und berichtigt worden sind, hat Dr. Dominique von Rossetti, Edler von Skander, herausgegeben, und der Hofr.

Böttiger hat ihn mit einer lesenswerthen Vorrede und einem Facsimile Winckelmann's begleitet. Früher hatte Dr. Sickler in seinem Almanach aus Rom, (Erster Jahrgang. Leipzig 1810) den ersten, kurzen, aber nicht völlig genauen Bericht von Winckelmann's Ermordung bekannt gemacht.

So starben Winckelmann und Kügelgen unter ruchloser Mörderfaust; jener 51, dieser 48 Jahre alt; beide in der Blüthe ihrer Leistungen und Entwürfe! Aber die Hölle hat kein Erbarmen. Ein dritter mußte fallen, auf ähnliche Art, damit auch die Wissenschaft der Raubmordsucht ein blutiges Opfer brächte. Am 23. Junius 1821 ward der preußische Naturforscher Schweigger in Sicilien, zwischen dem Berge Quisgrina und Camerata, 30 Miglien von Girgenti und 40 von Palermo, ermordet und beraubt. Er machte eine botanische Wanderung durch die schönen Thäler dieser von der Natur so reich begabten Insel. Was er eingesammelt hatte, gab er seinem Fuhrmann zu tragen, welcher ihn für einen Magier hielt, oder für einen Abenteurer, der die Nummern der Lotterie suche, wie die Naturalisten und Astrologen sonst zu thun pflegten. Denn unvorsichtiger Weise hatte der arglose Schweigger oft den Landbewohnern gesagt: „Sie besäßen Schätze, die sie nicht kennten!" Dazu kam, daß der Fuhrmann glaubte, Schweigger habe eine große Summe Geldes bei dem Intendanten der Provinz erhoben. Dieß reizte ihn zur That. In dem Augenblicke, wo Schweigger sich bückte, um aus einer Quelle zu trinken, versetzte der Böswicht dem Unglücklichen mit einem Prügel einen Schag auf das Hinterhaupt, worauf er ihn vollends tödtete und dann ausraubte. Im April 1822 ward der Mörder, Michel Angelo Alessi, zu Girgenti hingerichtet.

Vergleicht man die gerichtlich erwiesenen Umstände, unter welchen diese That geschah, und Rosetti's aktenmäßigen Bericht von Winckelmann's Mörder, mit den über Kügelgen's Ermordung geführten Untersuchungsakten; so erhalten Böttiger's Worte in den Andeutungen am Grabe Kügelgen's, ihre volle Bestätigung: „Dieses Verbrechen ist vielleicht noch verruchter und empörender, als jenes!"

Der Mörder.

Aus den Untersuchungsakten.

Quis talia fando temperet
a lacrumis!

Der Mörder Gerhards von Kügelgen*).

Aus den vor dem Amte Dresden ergangenen Untersuchungsacten, den Defensions- und andern Schriften.

Die gerichtliche Untersuchung des an dem unglücklichen Gerhard von K. begangenen Raubmordes ist in jeder Hinsicht merkwürdig. Sie berührt und erläutert einige der wichtigsten Fragen aus der Wissenschaft des peinlichen Rechts; die Fragen: über den Vorzug des mündlichen oder des schriftlichen Verfahrens; — über die größere Sicherheit des furchtbaren Ausspruchs: Schuldig! aus dem Munde von Geschwornen, nach dem Gesammteindrucke, den das öffentliche Schlußverfahren verbunden mit dem Tagesgespräche des Orts, auf ihr Gemüth und ihre Einbildungskraft gemacht hat, oder aus der Mitte eines Spruchgerichts, das nichts vor sich sieht, als das stumme Wort des augenblicklich bei jedem Schritte niedergeschriebenen Ganges einer Untersuchung, die den rechtsverständigen Männern, welche darüber urtheilen und entscheiden, auf

---

*) S. S. 845.

keine Art ſinnlich lebendig vor die Augen tritt; — ferner die Fragen: über den Grad von Freiheit und Gültigkeit einer durch fremden Einfluß herbeigeführten Selbſtanklage; — über die wahre und feſte Stellung des unterſuchenden Richters zwiſchen der That und dem Verdächtigen, in Bezug auf das ihm anvertraute höchſte Gut des Menſchen in der Geſellſchaft: Perſönliche Freiheit, Vermögen, Ehre und Leben! — endlich die Fragen: über den mehr oder minder nachtheiligen Einfluß mancher Formen des peinlichen Verfahrens auf jene unabhängige Stellung der richterlichen Gewalt; über die Wichtigkeit einer durch nichts gehemmten Dazwiſchenkunft des Sachwalters, und über ähnliche Gegenſtände der Strafgeſetzgebungspolitik.

Aber auch in Hinſicht der bei dieſer Sache von Seiten der unterſuchenden und der verſchiedenen dabei zuſammentreffenden Behörden bewieſenen Erfahrung, Sorgfalt, Einſicht und Thätigkeit, ſo wie der von Seiten der Sachwalter gezeigten tiefen Kenntniß und gründlichen Anwendung der Grundſätze des philoſophiſchen Strafrechts auf die Formen des ſächſiſchen Criminalverfahrens, verdienen die wegen G. v. K's. Ermordung geführten Unterſuchungsacten das Studium des angehenden Richters und des Rechtsgelehrten überhaupt. Eine Bekanntmachung derſelben würde ein helles Licht auf mehrere der vorhin genannten und auf andere Hauptpunkte der Strafgeſetzgebung werfen, deren tiefere Erörterung der berühmte Fonk'ſche Proceß veranlaßt hat. Wie in dem Verfahren der Aſſiſen zu Trier gegen Fonk und Hamacher, die Unvollkommenheiten des franzöſiſchen Schwurgerichts ſichtbar geworden ſind, ſo erkennt man dagegen in den Unterſuchungsacten des K. Sächſiſchen Juſtizamtes zu Dresden gegen Fiſcher und Kaltofen, ungeachtet ſo mancher dem inquiſitoriſchen Proceſſe noch anklebenden Mängel, die Vorzüge des ſchriftlichen Verfahrens. Ob hier bei einer größeren Verwickelung von anklagenden und freiſprechenden Inzichten und bei einem parteiloſeren Verfahren, das Schuldig

oder Nichtschuldig sicherer, und dabei in kürzerer Zeit, auch mit geringerem Kostenaufwande ausgemittelt worden ist, als dort, möchte nach Durchlesung dieser Acten wol keinem Zweifel unterworfen seyn. Es wird daher gewünscht, daß der sachkundige Berichterstatter über den Fonk'schen Proceß, der Hof- und Justizrath D. Bischoff in Dresden, auch die gegen Fischer und Kaltofen geführte Untersuchung actenmäßig darzustellen und als Criminalist aus dem Gesichtspunkte der Philosophie und Politik der Gesetzgebung zu beurtheilen, sich entschließen möchte.

Außer diesem höheren Interesse für den Staatsmann und Richter, bietet die Untersuchung des an G. v. K. begangenen Raubmords, noch für den Psychologen und für den Beobachter des räthselvollen Menschenlebens und Menschenschicksals überhaupt, eine merkwürdige Seite dar, welche eine nähere Beschreibung des Ganges dieser Untersuchung rechtfertigen dürfte. Das Schwert der Gerechtigkeit schwebte lange über dem Haupte eines Schuldlosen, auf welchen die Verwickelung desselben in scheinbar schweren Verdacht durch Leugnen, Widersprüche und Anzeigen, so wie durch sein eigenes Geständniß, zwei Mordthaten gewälzt hatte. Die Meinung des Volks schien ihn auch dann noch mit der Schuld der Theilnahme zu belasten, als er gänzlich frei gesprochen worden war, nachdem der wahre Verbrecher, durch die überführendsten Anzeigen und Beweismittel, so wie durch innere Unruhe zu dem freien Geständnisse eines doppelten Raubmords getrieben, jenen früher Verhafteten, den er anfangs als den einzigen Mörder verdächtig machen wollte, eine Zeit lang von aller Mitschuld frei erklärt, zuletzt aber wiederholt und noch auf dem Blutgerüste in sein eigenes, fluchbeladenes Schicksal zu verwickeln gesucht hatte. Um diesen Kampf der Schuld mit der Nichtschuld, wo jene arglistig handelte, diese stumpfsinnig litt und duldete, zwischen beiden aber das Recht, durch keinen sinnlichen Eindruck erschüttert, selbständig waltete und unbefangen urtheilte, verständlich darzu-

ſtellen, iſt es unvermeidlich, viele kleine Umſtände, die mit der Lebensbeſchreibung des Gemordeten ſelbſt in keiner Verbindung ſtehen, hier in die Erzählung des Ganzen aufzunehmen, weil ſie zu der Beurtheilung des Proceſſes und in Hinſicht auf Menſchenkunde gleich wichtig ſind. Dem Pſychologen insbeſondre bieten ſie Stoff genug dar, um zu erklären, wie es möglich war, daß ein Menſch, ohne wahnſinnig und ohne von der Noth zur Verzweiflung getrieben zu ſeyn, zu einer ſolchen Beſtialität herabſinken konnte, daß er, unentlarvt in den ſtrengen Verhältniſſen, in welchen er lebte, und unbeargwohnt von ſeinen nächſten Umgebungen, einen doppelten Raubmord binnen drei Monaten mit kaltem Blute verüben konnte! Beide an argloſen Wanderern auf offner Landſtraße, in der Zeit von zwei hohen Kirchenfeſten — dem Weihnachts- und dem Oſterfeſte — welche durch frohe und rührende Erinnerungen aus der früheſten Jugend, das Herz des Erwachſenen, ſelbſt aus den niedern Ständen, unwillkürlich bewegen und zu frommen Gefühlen erwecken! Dort hatte er den Sohn, die Stütze ſeiner betagten Aeltern, erſchlagen, und der Vater war bald nachher, vom Schmerze niedergebeugt, in das Grab geſunken. Hier hatte er einer in ſich glücklich lebenden Familie den Verſorger und Lehrer, den Vater und Freund entriſſen, und der Welt einen Mann, deſſen edles Geſicht, deſſen reiner heller Blick, deſſen herzgewinnender Ton der Stimme den Teufel ſelbſt würde entwaffnet haben. Und dieſer Mörder war ein zum Manne reifender, wohlgebildeter, chriſtlicherzogener Jüngling von vier und zwanzig Jahren!

Die Unterſuchung des an G. v. K. verübten Raubmords führte zu der Entdeckung des Urhebers eines drei Monate früher, unter ähnlichen Umſtänden und auf gleiche Art begangenen Verbrechens. Beide Fälle müſſen daher auch in dieſer Darſtellung, ihres innern Zuſammenhanges wegen, verbunden bleiben. Es war nämlich, nach den vor dem Amte Dresden

ergangenen Acten, am 29. Dec. 1819, auf der von Dresden nach Großenhayn führenden Kunststraße, ungefähr 900 Schritte von dem Gasthofe zum wilden Mann, Abends nach 6 Uhr, in einer mondhellen Nacht, von einem daselbst vorüberfahrenden Fuhrmann, ein Tischlergeselle aus Eisenberg, Namens Gottlob Lebrecht Winter, ermordet und beraubt gefunden worden. Der Erschlagene war noch mit Stiefeln, Strümpfen, Beinkleidern und dem Hemde bekleidet; die Handschuhe lagen neben ihm. Bei der Section fand man den Hirnschädel zerschmettert. Aller Bemühungen, dem Thäter auf die Spur zu kommen, ungeachtet, konnte man mehr nicht in Erfahrung bringen, als daß die Frau eines Tagarbeiters, am Abend zuvor (28. Dec.) ebenfalls in der Gegend des wilden Mannes von einem Unbekannten, der mit einem Soldaten-Mantel und gewöhnlicher Mütze bekleidet gewesen, angefallen worden sey, der sie aber, als ein Wagen gekommen, wieder freigelassen habe, und dann über die Felder nach dem schwarzen Thore der Neustadt und den Casernen zu gesprungen sey.

Am 28. März 1820 ward bei dem Amte Dresden angezeigt, daß man den bei der Akademie der Künste angestellten Professor Gerhard von Kügelgen in der Gegend des gräflich Markoliniſchen Vorwerks vor dem schwarzen Thore erschlagen und beraubt gefunden habe. K. war den 27. Abends nach halb 7 Uhr, bei hellem Mondschein, von seinem Weinberge bei Loschwitz (welcher drei Viertelstunden von dem Platze, wo der Körper lag, entfernt ist), nachdem er die Arbeiter bezahlt hatte, fort- und wieder nach der Stadt gegangen. Noch denselben Abend und in der Nacht hatten den ängstlich Vermißten der älteste 17jährige Sohn, Wilhelm, der deßhalb zweimal bis auf den Weinberg gegangen war, und ein Polizei-Inspector gesucht; erst früh den 28sten in der 9ten Stunde fanden ihn der Sohn und ein Gendarme. Der Ermordete lag, 180 Schritte von dem Vorwerk entfernt, auf dem Röhrenlager, neben dem an der

Bautzner Kunststraße nach der Elbe zu abwärts gelegenen Sturzacker, in einer Vertiefung auf dem Gesicht, die Arme nach der Brust zu gelegt, und bis auf die Unterziehbeinkleider und das mit Blut befleckte Camisol, entkleidet. An seinem Finger befand sich noch ein goldner Ring, in welchem der Name Lilla stand. Fußtritte — wie von zwei Personen — gingen von der Straße hin, quer über den Sturzacker. Die Mütze des Ermordeten fand man auf demselben Felde 24 Schritte hereinwärts nach der Stadt zu. Nach allen Anzeigen schien der Mordschlag auf der sehr besuchten Straße selbst geschehen, der Erschlagene aber über den Acker weg bis zu dem Röhrenlager geschleppt und hier entkleidet worden zu seyn. Denn in derselben Viertelstunde waren mehrere Leute vom Chausseehause her nach der Stadt an jener Stelle vorbeigegangen, die daher, was in jener Vertiefung geschah, nicht wahrnehmen konnten. Bei der Section fand man alle edle Eingeweide gesund, wie die eines kräftigen Mannes; im Gesicht mehrere Schlag- und Stichwunden, die Orbita des linken Augenwinkels, den linken Unterkiefer und das linke Schlafbein zerschmettert, auch den schuppigen Theil des rechten Schlafbeins eingedrückt und zerbrochen. Da die ersten Nachforschungen auf keine Spur der Entdeckung führten, so ward nach dem Vorschlage des Amts schon am 29sten von Seiten des Geh. Finanzcollegiums durch die Landesregierung demjenigen, welcher freiwillig Spuren und Anzeigen nachwiese, die zur Entdeckung des Thäters führten, eine Belohnung von eintausend Thalern zugesichert. Auch brachte man die geraubten Kleidungsstücke und eine Uhr, welche G. v. K. an diesem Tage getragen hatte, zur öffentlichen Kenntniß. An demselben Tage fanden einige Knaben, die im Freien spielten, in dem Steinhaufen hinter einer Bude vor dem schwarzen Thore den blauen Tuchmantel des Ermordeten, in welchem sich noch sein Gebetbuch befand. Die in Ansehung mehrerer Personen, welche um die Zeit der That auf jener

Straße gesehen worden waren, eingezogene Erkundigung und jede weitere Nachforschung aber führten so wenig auf eine sichre Spur, als die Vernehmung eines Maurers und Baumhändlers, der am 27sten Abends auf dem Weinberge des H. v. K. Geld von demselben ausgezahlt erhalten hatte, dann aber, ob er schon früher als H. v. K. seinen Rückweg nach Dresden angetreten, gleichwol hinter ihm hergegangen war. In Mangel Verdachts wurde derselbe in der Folge gänzlich freigesprochen. Erst am 4ten April, nach der am 3ten April wiederholten öffentlichen Bekanntmachung der dem Ermordeten geraubten Sachen, mit näherer Bezeichnung der Uhr desselben, übergaben zwei israelitische Handelsleute in Dresden, eine durch die Beschreibung von ihnen erkannte silberne Uhr, welche dem Erschlagenen geraubt worden war, dem Stadtgerichte, mit der Anzeige, daß diese Uhr am 28sten März früh um 9 Uhr (mithin noch vor Auffindung des Erschlagenen) von einem Menschen verkauft worden sey, welchen sie der Kleidung nach für einen Artilleristen gehalten hätten. Die Militärbehörde veranstaltete daher, auf Ersuchen des Amtes, daß die in den Casernen anwesende Mannschaft jenen Israeliten vorgestellt wurde. Allein diese vermochten keinen darunter als den Verkäufer der Uhr zu erkennen. Doch an demselben Tage begegneten in der Stadt drei andre Israeliten dem Unterkanonier Johann Georg Fischer in bürgerlicher Kleidung, in welchem einer von ihnen, der Käufer der Uhr, den Verkäufer derselben zu erkennen glaubte. Sie redeten ihn wegen der Uhr an, und gingen mit ihm eine Strecke fort, wo sich mehrere Menschen um sie versammelten. Fischer gab, in der Meinung, daß die Juden von seiner Uhr sprächen, die er in einem Wirthshause gekauft habe, unpassende Antworten, wurde endlich ungeduldig, faßte den einen Juden am Arm und verlangte von ihm, daß er mit ihm gehen müsse. In diesem Augenblicke kam ein Gendarme hinzu, der, als er hörte, wovon die Rede sey, Fischern auf die nächste

Polizeiwache führte. Er ward sofort vernommen, leugnete aber den Verkauf der Uhr beharrlich, und wollte kaum von dem Raubmorde haben sprechen hören, auch von dem Anschlage nichts wissen. Zwar gestand er diesen Verkauf am 5ten ein, und gab vor, er habe die Uhr vor dem schwarzen Thore gefunden; allein er widerrief gleich darauf jenes Geständniß und dieses Vorgeben. Der an Urtheilskraft äußerst beschränkte und durch die plötzliche Verhaftung in Angst gesetzte Mann hatte nämlich, wie sich nachher zeigte, auf das Zureden eines Polizei-Gendarmen geglaubt, am besten wegzukommen, wenn er den Verkauf einräumte, und den Fund der Uhr vorgäbe. Als er hierauf an demselben 5. April in der Uniform jenen Israeliten vorgestellt wurde, erklärten diese einstimmig, daß sie in ihm den Verkäufer der geraubten Uhr nicht erkennten. Er habe zwar mit dem Verkäufer gleiche Länge und blondes Haar; allein „das Gesicht sey nicht dasselbe." Gleichwol blieb Fischer, der zu Folge höherer Verordnung, von dem Militärgerichte an das Amt Dresden zu Fortstellung der gegen ihn eingeleiteten Untersuchung abgegeben worden war, obschon andere Anzeigen gegen ihn nicht bekannt wurden, verhaftet, und ward am 16. April rücksichtlich der Kost, mit Entziehung des ihm bis dahin noch besonders Verabreichten, den übrigen Verhafteten gleichgesetzt. Bald nachher, am 18. April Abends zeigte der Amtsfrohn an: Fischer habe ihm so eben die Ermordung des Herrn von K. eingestanden, und Fischer bekannte in dem mit ihm noch an demselben Abend angestellten Verhör die Ermordung und Beraubung des Unglücklichen, mit Angabe mehrerer einzelnen Umstände, leugnete jedoch die Ermordung Winters. Allein am 19ten zeigte der Amtsfrohn weiter an, daß Fischer noch an demselben Abend, am 18ten nach seiner Vernehmung, im Gespräche mit ihm, dem Amtsfrohn, auch dieses Verbrechen eingeräumt habe, und bei der sogleich darauf erfolgten Vernehmung gestand Fischer auch die Ermordung und

Beraubung Winters wirklich zu, gab davon die Lokalumstände an und wiederholte Alles bei der mit ihm am 20. April angestellten Besichtigung der Stellen, wo die Raubmorde verübt worden waren. Beide Geständnisse widerrief er jedoch schon am 21. April, unter der Versicherung, daß „weil er doch so ganz unschuldig in Verdacht gekommen sey, er gern habe sterben wollen," und als man ihm vorhielt, daß mit diesem Wunsche sein Widerruf sich nicht vereinigen lasse, brach er in die Worte aus: „er wolle auch jetzt noch gern sterben, und man möge ihn martern, wie man wolle; es kämen ihm alle Abende so viel Gedanken ein, daß er keine Ruhe habe." Ein andres Mal äußerte Fischer, daß er sich gefürchtet, sein Arrest würde immer noch schwerer werden, daher habe er Alles eingestanden. Nach einer dritten Anzeige des Amtsfrohns, daß Fischer seine früheren Geständnisse gegen ihn wiederholt habe, erneuerte Fischer diese vor Gericht am 23. April, widerrief sie jedoch schon am nächsten Tage.

Inzwischen hatte das Amt eine erst jetzt erhaltene, genauere Beschreibung der sowol Wintern als dem Herrn von K. geraubten Sachen am 21. April bekannt gemacht. In Folge derselben zeigte am 24. April der jüdische Handelsmann, Löbel Graf, an: Am 3. Februar 1820, habe er von dem Unterkanonier Kaltofen einen stahlgrünen Oberrock, und am 4. April von demselben einen dunkelblauen (an Oelflecken kenntlichen) Tuchoberrock, nebst einem Paar langen Beinkleidern gekauft; weil er nun die von den Kleidungsstücken der beiden Ermordeten öffentlich angezeigten Merkmale an den erkauften Röcken wahrgenommen, so habe er den Verkäufer deßhalb zur Rede gesetzt, dieser aber nach mehrern Ausflüchten und Widersprüchen endlich vorgegeben, daß er beide Röcke von dem verhafteten Kanonier Fischer gekauft habe. Johann Gottfried Kaltofen, der als Calfactor eines Officiers nicht in den Casernen wohnte, ward nun sofort verhaftet, und gestand sowol den

Verkauf beider Oberröcke an Löbel Graf, als auch, daß er demselben auf Befragen, wie er zu diesen Kleidungsstücken gelangt sey, die Wahrheit nicht gesagt habe, behauptete aber, daß Fischer, mit welchem er jedoch weiter nicht bekannt sey, diese Kleidungsstücke zu ihm gebracht habe. Als man Fischern über diesen Verkauf befragte, so wiederholte er anfangs seine frühere Behauptung, Winters Sachen an einen Juden verkauft zu haben, änderte aber bald seine Aussage und gab vor, daß er von diesen Sachen eben so wenig als von den Sachen des ermordeten K. etwas wisse; insonderheit leugnete er, daß er jemals an einen Kanonier einen Rock verkauft habe. An demselben 24. April fand man, bei der ersten Nachsuchung, in Kaltofens Wohnung drei Schlüssel versteckt, welche für des ermordeten K. Eigenthum anerkannt wurden. Der eine gehörte zur Arbeitsstube des Herrn v. K. und zwei zu dessen Schranke auf dem Weinberge. Anfangs wollte Kaltofen von diesen Schlüsseln nichts wissen, noch weniger „sey er im Stande anzugeben, wie sie an den Ort, wo man sie gefunden, gekommen wären." Allein in dem mit ihm und Fischern noch an demselben Tage angestellten, erst einfachen, dann gegenseitigen Verhöre, in welchem Fischer bestimmt leugnete, daß er die erwähnten Oberröcke an Kaltofen verkauft habe, erklärte dieser, wie er sich nunmehr besonnen, daß die ihm vorgezeigten Schlüssel in dem blauen Rocke gesteckt hätten, welchen er von Fischern gekauft habe. In diesem Augenblicke verlangte Fischer, der aus dem Verhöre entlassen war, wieder vorgelassen zu werden, und gestand nun, daß er die von Kaltofen angegebenen Sachen, namentlich den Rock des Winters, wirklich an denselben verkauft habe; auf weiteres Befragen über die einzelnen Kleidungsstücke und Schlüssel aber nahm er dieses Geständniß sofort und noch vor dem Vorlesen des Protokolles wiederum zurück, wiederholte die Erklärung, daß er gar nichts an Kaltofen verkauft habe, und brach endlich in die Worte aus: „Er

könne nun gar nichts mehr sagen, sein Verstand stehe ihm still." Bei dieser am 24. April 1820 gethanen Erklärung seiner Unschuld ist Fischer seitdem beharrlich geblieben, indem er bei jeder späteren Vorhaltung, namentlich in dem Verhöre am 2. Mai, aufs Bestimmteste sein früheres, wie sich aus den Umständen ergab, aus Furcht vor schwererem Arreste abgelegtes Geständniß des an Winter und an Kügelgen verübten Raubmords nochmals widerrief und jede Art der Theilnahme ableugnete.

Während jener Verhöre am 24. April, hatte der Compagnie-Schuhmacher, der Kanonier Karl Gottfried Kießling, seinem Sergeanten eröffnet, Kaltofen habe heute Mittags, kurz vor seiner Verhaftung, gegen ihn, Kießling, sich geäußert: „es lasse ihm keine Ruhe, er wisse nicht mehr, was er machen solle, er habe den Herrn von Kügelgen mit einem Beile ermordet, und auch noch den Hosenträger und ein Westchen desselben in seinem Quartiere versteckt; er wolle aber Alles auf Fischern schieben und sagen, daß er die Sachen, welche er an einen Juden verkauft, von Fischern erst gekauft habe." Die hierüber von dem Artillerie-Sergeanten gemachte Anzeige bestätigte Kießling, der sofort abgehört wurde, vor Gericht und bemerkte noch, daß so eben (am 24. April) Mittags in seiner Abwesenheit, Kaltofen ein Paar Kommiß-Stiefeln, die er ihm vor etwa 14 Tagen zum Besohlen gegeben, noch unbesohlt abgeholt und ein Paar andre dafür hingestellt habe. Diese wurden nachher für die, welche der Herr von K. am Tage seiner Ermordung getragen hatte, anerkannt. Kaltofen räumte zwar den Umstand mit den Stiefeln ein, die er als neu auf dem Markte gekauft haben wollte, leugnete aber, daß er gegen Kießlingen die Ermordung des H. v. K. gestanden und die übrigen Aeußerungen gethan habe. Als man jedoch bei der zweiten durch die Militärbehörde veranstalteten Aussuchung am 25. April (wobei jedoch der Verfassung gemäß das Amt nicht

WAR COLLECTION

mit zugegen war), in Kaltofens Kammer auf dem Boden den größten Theil der Wintern und dem Herrn von K. geraubten Gegenstände gefunden und ihn durch das Vorzeigen derselben, so wie durch den plötzlichen Anblick der Stiefeln, welche sein Vorgeben, daß er sie neu gekauft, auf der Stelle widerlegten, überrascht und außer Fassung gebracht hatte, so gerieth er in die heftigste Bewegung, überhäufte den Kießling mit Vorwürfen, und gestand sofort die Ermordung und Beraubung sowol Winters als des Prof. Gerh. von Kügelgen ein, unter Angabe von Umständen, welche von den früheren Geständnissen Fischers in mehrern wesentlichen Punkten abwichen; auch sprach er Fischern von aller und jeder Theilnahme an beiden Mordthaten gänzlich frei.

Kaltofens Geständniß ward überdieß noch dadurch bestätigt, daß Kießling am 26. April vor Gericht die Art der Ermordung und Beraubung des Herrn von K. mit allen Umständen, die ihm Kaltofen kurz vor seiner Verhaftung vertraut hatte, ganz so wiedererzählte, wie sie Kaltofen am Tage vorher vor Gericht angegeben hatte. Auch zeigte Kießling an, daß Kaltofen dabei in Hinsicht auf Fischern geäußert habe, er begreife nicht, wie derselbe die Verübung jener Mordthaten habe gestehen können, da er gleichwol gar nicht dabei gewesen sey. — Sodann fanden sich nach Kaltofen's eigener Angabe, bei der dritten durch die Militärbehörde in dessen Quartier wiederholt veranstalteten Nachsuchung am 26. April, in einem verschlagenen und mit Schutt angefüllten Winkel unter dem Dachstuhle, noch die den beiden Ermordeten geraubten Halstücher nebst einigen andern Gegenständen. Endlich räumte Kaltofen auch den Verkauf der Uhr des Herrn von K. an die Juden ein, welche ihn als den Verkäufer derselben anerkannten und dieß auf die Thora eidlich bekräftigten *). Ueberdieß be-

*) Sie schworen auf die Thora, II Buch Mose 2, 7, in Berufung

kannte er sich noch zu zwei Diebstählen, deren einen er mit Kießling gemeinschaftlich verübt hatte.

Nach allen seinen Geständnissen hatte Kaltofen die beiden Mordthaten unter folgenden Umständen verübt. — Er war, weil er Geld brauchte, in einer Woche (am Ende des Decembers 1819) dreimal in der Absicht, den Ersten, der ihm begegnete, wenn es mit Sicherheit geschehen könnte, zu ermorden und zu berauben, auf die Straße nach dem wilden Manne, mit einem Beile unter dem Mantel gegangen, und hatte auf der Chaussee, am 29. Dec. 1819, in der angegebenen Absicht Wintern, welchen er nicht kannte, bei sich vorüber gehen lassen, war ihm nun gefolgt, und nachdem er ihn eingeholt, eine Strecke mit ihm gegangen; dann hatte er ihm, ohne ihm zuvor das Geld abzufordern, einen Schlag mit dem Rücken des Beils auf die rechte Seite des Kopfes gegeben, wovon Winter sogleich niedergesunken, hierauf demselben noch zwei tödtliche Schläge mit dem Beile auf den Kopf versetzt, und ihm Halskragen, Oberrock, Hut, Halstuch, Uhr, 1 Thlr. 10 Gr. Geld, 2 Bücher und einiges Handwerkzeug genommen; die übrigen Kleidungsstücke aber, besonders die Beinkleider, Weste und Stiefeln hatte er, theils weil er die letztern nicht gut ausziehen können, theils, weil ein Wagen vom wilden Manne hergekommen, zurücklassen müssen, und war mit den geraubten Sachen rechts ab von der Straße über die Felder zurück in die Neustadt und in sein Quartier gegangen. Den Hut hatte er durch Kießlingen verkaufen lassen, die übrigen Sachen aber selbst an Juden verhandelt.

Auf ziemlich gleiche Art hatte Kaltofen den Professor Gerhard von Kügelgen ermordet und beraubt. Nach seinem

---

auf den wahren Gott Adonai, Eloha Israel, die rechte Hand auf die Stelle in der Thora gelegt, mit gegen Morgen gewendetem Gesichte und bedecktem Haupte.

Geständniß war er am Montage vor dem Osterfeste 1820, Abends mit einem Beile unter dem Mantel die Bautzner Straße heraus in der Absicht gegangen, jemandem aufzulauern und ihn zu ermorden. Hier, erzählte Kaltofen, sey ihm als der Mond bereits hell geschienen, da, wo es nach dem Meilensteine aufwärts gehe, ein ihm unbekannter Mann in einem blauen Mantel begegnet. Er, Kaltofen, sey nun wieder umgekehrt, und habe eine Frau, die vor dem Hrn. v. K. etwa 20 Schritte voraus und schärfer als dieser, nach der Stadt gegangen, ein Stück Wegs bis an die ersten Häuser vorausgelassen, während er selbst dem Herrn von K. bis dahin, wo der Ermordete unterhalb der Straße gefunden worden, auf der Chaussee gefolgt sey. Hier habe er demselben, indem er sich noch hinter ihm befunden, und ohne ihn erst anzureden, einen Schlag mit dem Beile auf die rechte Seite des Kopfs gegeben. Von diesem Schlage sey jener sogleich besinnungslos zur Erde gefallen. Darauf habe er den Erschlagenen am Kragen angepackt und so von der Chaussee quer über das Feld hin über einen Abhang in die Vertiefung geschleppt. Hier habe er demselben noch einige Schläge mit dem Beile versetzt, obschon selbiger gleich nach dem ersten Schlage sich nicht mehr gerührt und überhaupt keinen Laut von sich gegeben, am wenigsten um Hülfe gerufen habe. Er sey dann noch einmal nach der Chaussee zurückgesprungen, um dessen Stock, welcher dort liegen geblieben, zu holen, damit man nicht etwa hierdurch der That auf die Spur komme. Darauf habe er den Erschlagenen ausgezogen, und als derselbe sich noch einmal vorwärts bewegt habe, als ob er sich aufrichten wolle, selbigem noch einige Schläge mit dem Beile auf den Kopf gegeben; er habe ihm nun den Mantel, Rock, die Beinkleider, die Weste, die Stiefeln, das Halstuch, die Uhr nebst 3 Thlr. 17 Gr. baarem Gelde, das er in der Tasche gefunden, genommen, und sey mit diesen Sachen auf dem Röhrenlager

herein, jedoch noch vor dem Linkiſchen Bade auf die Chauſſee herauf und auf dieſer bis vor das ſchwarze Thor, bei welchem er den Mantel unter den Steinhaufen verſteckt habe, dann aber mit den übrigen Sachen in ſeine Wohnung gegangen. Auch erklärte ſich Kaltofen über die Art, wie er allein dem Ermordeten die Stiefeln habe ausziehen und denſelben entkleiden können. Als Beweggrund ſeiner That führte er an, daß er Geld gebraucht habe, um ſich Kleider zu kaufen und um ſeinen Quartierzins zu bezahlen. Mit Fiſchern habe er nie Umgang gehabt, derſelbe ſey unſchuldig. Uebrigens wurden ſämmtliche Sachen der beiden Erſchlagenen von Kaltofen für die geraubten anerkannt.

Den 2. Mai ward Fiſcher nochmals vernommen, wo er jede Theilnahme an beiden Mordthaten leugnete, die er nur aus Furcht und Angſt vor ſchwererer Haft eingeſtanden haben wollte. Auch zeigte ſich's, daß er mit Kießling ſo wenig als mit Kaltofen nähere Bekanntſchaft noch Umgang gehabt habe. Auf Befragen, warum er bei ſeiner erſten Vernehmung vorgegeben, daß er von dem Morde gar nicht habe reden hören, daß er ferner von der Beerdigung des Herrn von K., welcher er gleichwol, wie ſich nachher ergab, ſelbſt beigewohnt hatte, ſo wie von den öffentlichen Anſchlägen und von der ausgeſetzten Prämie nichts gewußt habe, gab Fiſcher, indem er dies alles aus ſeiner Beſtürzung erklärte, ſtets dieſelbe Antwort: „damals ſey er über ſeine Verhaftung ſo in Schrecken und Angſt geweſen, daß er nicht gewußt habe, was er ſagen ſolle.“ Die Lokalumſtände, den Weg betreffend, auf dem er nach Winter's Ermordung entſprungen ſeyn ſollte, habe er von dem Amtsfrohn gehört. Dieſer habe ihn um Gottes Willen gebeten, zu geſtehen, weil es ſo beſſer für ihn ſey, und nachdem er das Geſtändniß der Ermordung des von K. erlangt, ihm eben ſo dringend zugeredet, die Ermordung Winters einzuräumen.“ Der Amtsfrohn ſelbſt gab auf Befragen, wie er den

Inquiſiten Fiſcher behandelt habe, an, daß er denſelben eine einzige Nacht in die Pretzel habe bringen laſſen (was eine Feſſel für gefährliche Verbrecher iſt, die beide Hände oder Füße nahe zuſammenhält, die jedoch nur durch die Länge des Gebrauchs zur Folter werden kann); dieß ſey einige Wochen nach dem zweiten Geſtändniſſe deſſelben geſchehen, weil Fiſcher geäußert habe, daß er ſich das Leben nehmen wolle; dagegen behauptete Fiſcher, dieß ſey in der Nacht vom 21. zum 22. April geſchehen, nachdem er ſein erſtes Bekenntniß zurückgenommen.

Aus allen Aeußerungen Fiſchers ging hervor, daß er höchſtbeſchränkt, ja einfältig, ohne Gegenwart des Geiſtes, und leicht in Verlegenheit zu bringen geweſen ſey, ſo daß er bei einer einzigen nachdrücklichen Anrede gleich die Faſſung verlor. Von ſeinem frühern Leben ward Folgendes bemerkt. Er iſt in Oberſteinbach geboren, oder nach ſeinem Abſchiede aus Deutſchbohra bei Noſſen gebürtig, evangeliſcher Religion und unbeweibt. Als er in Unterſuchung kam, war er dreißig Jahre alt. Aus ſeinen früheren Verhältniſſen wußte man nichts Nachtheiliges gegen ihn anzuführen. Doch ſtimmten alle über ihn eingezogene Erkundigungen und die abgehörten Ausſagen derer, die ihn während ſeines dreizehnjährigen Dienſtes gekannt hatten, darin überein, daß er im Regimente ſtets für einen in Hinſicht ſeiner Geiſtesfähigkeiten ſehr beſchränkten und faſt ſtupiden Menſchen gehalten worden, der ſich immer habe zum Beſten haben laſſen. Ein bösartiges oder boshaftes Gemüth habe er nie gezeigt, ſondern ſtets zur Zufriedenheit ſeiner Vorgeſetzten ſich betragen; auch ſey er immer ein guter Wirth geweſen. Der Amtsphyſikus ſtellte ebenfalls in ſeinem Zeugniſſe Fiſchern als einen ängſtlichen und einfältigen Menſchen dar. Er fand bei ihm Andrang des Blutes nach dem Kopfe, Ohrenſauſen, Kopfſchmerzen; daher rühre der düſtre Blick ſeiner tiefliegenden Augen und die trübſinnige ihm eigne Gemüthsſtimmung. — Selbſt Kaltofen bemerkte, daß nur die Angſt Fiſchern zu ſolchen

Geständnissen habe treiben können. Auffallend war auch seine Gedächtnißschwäche, und eben so sichtbar seine Schwermuth über seine ersten Bekenntnisse und Widersprüche, welche am 12. Mai 1820 seine Ausstreichung aus den Listen des Artilleriecorps zur Folge gehabt hatten, was auch in Ansehung Kaltofens am 25. Mai geschehen war.

Ueber die Persönlichkeit des Mörders ist Folgendes in den Acten enthalten:

Johann Gottfried Kaltofen, von Etzdorf bei Roßwein gebürtig, 24 Jahre alt, evangelischer Religion, wurde in Arnsdorf, wo seine Mutter vor einigen Jahren starb, und sein Vater noch jetzt sich durch Handarbeiten ernährt, erzogen und in der Schule zu Greifendorf, weil Arnsdorf keinen Schullehrer für sich hat, unterrichtet. Nach beendigter Schulzeit und dem ersten Genuß des heil. Abendmahls hat er fünf Jahre lang an verschiedenen Orten treu und redlich gedient; dann wurde er im Jahre 1815 zur Landwehr ausgehoben, nach dritthalb Monaten aber von derselben zum Fuß-Artillerie-Regimente versetzt. Er hat drei verheirathete Schwestern und einen Bruder, Christian Friedrich Kaltofen, der ein Wagner ist und sich jetzt als Missionär der Brüdergemeinde in Amerika befindet. In seinem Aeußern war Johann Gottfried Kaltofen kräftig, wohlgebildet und von mittlerer Größe; er hatte braunes Haar, eine niedrig bedeckte Stirn, braune Augenbraunen, blaue Augen, gewöhnliche Nase und Mund, ein rundes Kinn, ovales Gesicht und eine muntre Gesichtsfarbe. Nach allen Versicherungen hatte er sich in der Schule gut betragen und keine bösartigen Gesinnungen gezeigt, dann auch sowol bei seinen Dienstherren, als in dem Regimente scheinbar gut verhalten. Er wußte sich das Zutrauen seiner Vorgesetzten, denen er sich schon durch ein gefälliges Aeußere empfahl, zu erwerben, und genoß daher in seinen Verhältnissen manche Begünstigungen. Dem blutigen Werke des Kriegs, das in gemeinen Menschen

das Gefühl abstumpfen kann, war er fremd geblieben. Auch ergab sich aus der Untersuchung nicht, daß er mit verdächtigen Leuten Umgang gepflogen, oder mit Fischern genau bekannt gewesen sey; nur die von ihm mit Kießling verübten Diebstähle (einer an seinem Wohlthäter durch gewaltsamen Einbruch), wegen welcher der genannte Unterkanonier L. G. Kießling am 23. Juni 1821 zu sechsjähriger Strafarbeit in der zweiten Classe des Festungsbaues in Dresden verurtheilt wurde, kamen bei dieser Untersuchung mit an den Tag. Endlich erfuhr man, daß er oft gespielt, und daß es ihm, ungeachtet seines Calfactor-Geschäfts, immer an Geld gefehlt habe. Jene Spielsucht war noch mehr als der Hang zu Ausschweifungen in der Wollust, dem er bisweilen sich hingegeben hatte, die nächste Ursache seines Verderbens. Dabei war er stets ein sehr einsylbiger Mensch gewesen und hatte in seinem Benehmen etwas Tückisches gezeigt, auch hatte er, wenn von den beiden Mordthaten gesprochen wurde, ganz gleichgültig und unbefangen geschienen. In dem Verhöre bekannte er, wol gewußt zu haben, was für ein schweres Verbrechen der Mord ist, und wußte selbst nicht, es zu erklären, wie er denselben wiederholt habe begehen können. Doch sagte er mehr als einmal: „Er danke Gott, daß seine Schandthaten ans Licht gezogen wären; denn er hätte wol noch mehrere verübt, da er so ganz verblendet gewesen *). Indeß klagte er niemand an, als sich selbst, „er habe," sagte er, „zwar böse Beispiele vor sich gesehen, den-

*) Dieß bezeugt Herr M. Jaspis, Diaconus an der Kreuzkirche zu Dresden, der ihn zum Tode vorbereitete. S. dessen Schrift: Psychologische und moralische Bemerkungen während der mit dem Delinquenten Kaltofen gepflogenen Unterredung. Nebst Beantwortung der Frage: Ist es Recht, daß die Geistlichen den Delinquenten zum Schaffot begleiten? Leipzig, bei F. T. Märker. 1822. 88 S. 8.

noch aber anders denken ſollen.“ Ob er nun gleich nicht ohne Religionskenntniſſe war, ſo ſah doch der Geiſtliche, der ihn zum Tode vorbereitete, daß dieſe Kenntniſſe ein kümmerliches Gedächtnißwerk geweſen ſeyn mochten. K. wußte z. B. die Worte herzuſagen: Das Blut Jeſu Chriſti machet uns rein von aller Sünde; aber den Vorderſatz: „ſo wir im Lichte wandeln, wie er im Lichte iſt,“ kannte und begriff er nicht. Dabei fehlte es ihm keinesweges an einer gewiſſen Feſtigkeit des Charakters. Allein er war gefühllos und eitel. „Ueberall that ſich, nach der Bemerkung jenes aufmerkſamen Beobachters, an Kaltofen das phlegmatiſche Temperament kund, welches, verbunden mit körperlicher Stärke, an das böotiſche grenzt, und ſich auch bei den ſpäteren Unterredungen durch eine gewiſſe Taktmäßigkeit zeigte, die ſich gern mit Eitelkeit paart.“ Einige Aeußerungen über ſeine früheren Lebensverhältniſſe ließen vermuthen, „daß er die Kunſt, ſeine nächſten Umgebungen zu täuſchen, in einem ausgezeichneten Grade verſtand.“ Vielleicht gewann er auch für ſich durch ſeine glückliche Bildung; obgleich jetzt ſeinem ganzen Weſen Trotz und Paſſivität aufgedrückt zu ſeyn ſchienen. Das ihm ſo verderbliche Spiel mochte jene Fühlloſigkeit in ihm ausgebildet haben, welche das Gräßlichſte ruhig vollzieht, wenn nur die augenblickliche Begierde dadurch geſtillt wird. Ohne rauh gegen Andre zu ſeyn, vielmehr gefällig im Umgange, betrachtete er dennoch die Menſchen mit thieriſcher Gleichgültigkeit, und fühlte nur kurz vor der erſten Mordthat und bei dem Begräbniſſe des Hrn. v. K. eine Anwandlung von Gewiſſensrührung. So gemüthlos zeigte ſich Kaltofen größtentheils auch in den letzten Wochen ſeines Lebens, wovon am Schluſſe dieſer Erzählung aus den Beobachtungen, die der Geiſtliche über ihn bekannt gemacht hat, das Nähere angeführt werden ſoll.

Da nun der Thatbeſtand der zwei Verbrechen und die Ueberführung des derſelben geſtändigen Urhebers in Gewißheit

gesetzt, Fischer aber durch nichts Thatsächliches einer Theilnahme an beiden Mordthaten bezichtigt war, so schien gegen diesen während seiner dreizehnjährigen Dienstzeit unbescholten gebliebenen Mann um so weniger ein dringender Verdacht noch vorhanden zu seyn, als er über Alles ihn persönlich Betreffende richtige Auskunft gegeben hatte. Der die Untersuchung führende Richter trug daher auf Fischers Freilassung an. Allein die Widerrufe und schwankenden Aussagen des Verhafteten in dem ersten Verhöre waren Ursache, daß auf Befehl der Landesregierung vom 10. Junius 1820, auch gegen ihn mit der Special-Inquisition verfahren wurde. Es gab überhaupt Gründe, warum man annehmen konnte, daß Kaltofen nicht ohne Mitschuldige den Mord an Kügelgen verübt habe. Denn außer den Schlagwunden, befanden sich in dem Gesichte des Ermordeten auch tiefe Stichwunden, die nicht mit dem Beile, das Kaltofen allein bei seiner That gebraucht haben wollte, gemacht worden seyn konnten; sodann mußten, wenn Kaltofen, wie er behauptete, den Körper des zu Boden geschlagenen K. unter den Armen gefaßt und allein von der Chaussee weg über den Sturzacker bis zu dem Röhrenlager geschleppt hätte, die Spuren des Schleifens der Füße und des Mantels in dem Acker sichtbar gewesen seyn, wovon sich aber bei der gerichtlichen Aufhebung des Erschlagenen nichts angemerkt gefunden hat. (Wenigstens erinnert sich der Verfasser dieser Biographie nicht, etwas darüber gelesen zu haben; allein es sind wirklich die Spuren des Schleifens sowol der eingedrückten Stiefeln als des Mantels in dem Acker sichtbar gewesen.) Es war daher sehr wichtig, den Umstand, ob Kaltofen einen Gehülfen bei der Mordthat gehabt habe, genau zu erforschen. Indeß hat die ganze Untersuchung hierüber keine weitere Aufklärung verschafft.

In der artikulirten Vernehmung Kaltofens über 311 Artikel, wiederholte derselbe seine bisherigen Geständnisse; auch

Fiſcher wiederholte in der Special-Inquiſition, die 185 Artikel enthielt, und bei welcher er ebenfalls eine große Beſchränktheit des Verſtandes und Gedächtnißſchwäche zeigte, unter ſtandhafter Behauptung ſeiner Unſchuld, die von ihm früher gegebene Erklärung über das, was ſein Geſtändniß und den Widerruf der Zurücknahme deſſelben, veranlaßt haben ſollte. „Er habe von den Umſtänden beider Mordthaten ſprechen hören und dann dieſe Umſtände ſo nach ſeinen Gedanken angegeben. Es ſey ihm unerträglich geweſen, Jahrelang im Gefängniſſe zu ſitzen; er habe befürchtet, noch mehr geſchloſſen zu werden, darum habe er geſtanden, allein auch dann keine Ruhe gehabt und darum Alles widerrufen.“ Auf die Frage: Wie konnteſt du den Weg bezeichnen, den du nach Winters Ermordung genommen haben wollteſt? antwortete Fiſcher: „Ich ſagte erſt, ich wäre links gegangen, da meinte aber der Amtsfrohn, daß ich rechts gegangen ſeyn würde, und da ſagte ich: Ja!“ — Beide Inquiſiten überließen dem Juſtizamte die Wahl ihrer Vertheidiger. Der Rechtsconſulent Lieder führte die Vertheidigung Kaltofens, und der Rechtsconſulent Eiſenſtuck die Vertheidigung Fiſchers, welche ihm vielfachen Stoff darbot, mit gründlichem Scharfſinn, nach ſorgfältiger Erforſchung alles Thatſächlichen, den Gemüthszuſtand deſſelben und den Eindruck zu zeigen, welchen mehrere Umſtände auf ſein ohnehin ſchwaches Urtheilsvermögen hatten machen müſſen. Er ſuchte deſſen Geſtändniſſe aus der Behandlung zu erklären, die er im Gefängniſſe erfahren habe, und verlangte genauere Auskunft über deſſen Beköſtigung und Behandlung, worauf Fiſcher am 16. Auguſt aus der Amts-Frohnveſte in das Raths-Stockhaus zur Verwahrung abgegeben wurde, wo er bald darauf in eine Krankheit verfiel. Kaltofen blieb in jenem Gefängniß zurück. Die Sache ſelbſt ſchien nunmehr zum Spruche reif zu ſeyn. Das Juſtizamt Dresden ſandte daher am 12. Sept. 1820 die Acten, welche aus mehrern Bänden be-

ſtanden, und denen das Mordbeil wegen Beurtheilung der Schlag- und Stichwunden beigelegt war, zu Abfaſſung eines Endurtheils an den Königl. Sächſ. Schöppenſtuhl in Leipzig ein. Allein am 5. October zeigte der Amtsfrohn an, Kaltofen habe ihm eröffnet, daß Fiſcher an beiden Mordthaten Theil genommen, was hierauf Kaltofen, der darüber am 6ten Oktober vernommen wurde, beſtätigte, und zugleich vorgab, er habe dieſes bisher um deswillen verſchwiegen, weil er und Fiſcher ſich gegenſeitig verſchworen hätten, einander nicht zu verrathen. Dagegen leugnete Fiſcher dieſe bisher noch nicht gegen ihn vorgebrachte Beſchuldigung, ſowol bei ſeiner Vernehmung als in dem gegenſeitigen Verhöre, beharrlich. Die Unterſuchung begann aufs Neue, und es wurden deßhalb die Acten von Leipzig unverſprochen zurückverlangt. Aus der genaueſten Erforſchung aller Zeitverhältniſſe und andrer Umſtände ergab ſich nun, daß Fiſcher am 26. März, Vormittags zwiſchen 9 und 10 Uhr, in welcher Stunde Kaltofen den zweiten Mordraub, den er am folgenden Tage an Herrn von K. verübte, mit ihm in der Neuſtädter Allee verabredet haben wollte, auf der Magazinwacht geſtanden hatte, von welcher er erſt nach 12 Uhr Mittags zurückgekommen war. Auch andre von Kaltofen angeführte Umſtände wurden als unwahr befunden. Ueber die Frage jedoch, wo Fiſcher an den beiden Abenden der Ermordung Winters und des Hrn. v. K. geweſen ſey, ließ ſich aus den gleich anfangs und ſpäter angeſtellten Nachforſchungen nur ſo viel darthun, daß Fiſcher am 27. März — an welchem Tage Abends gegen 8 Uhr, Herr v. K. erſchlagen worden war — auf ſeiner Stube in den Caſernen, ſowol beim erſten Verleſen, um 6 Uhr Abends, als bei dem zweiten nach 8 Uhr, zugegen geweſen ſey, daß er nach 6 Uhr zwar, wie er gewöhnlich gethan, ausgegangen, jedoch bald nach 8 Uhr und vor dem Zapfenſtreiche, der damals halb 9 Uhr geſchlagen wurde, zurückgekehrt, dann aber nicht wieder aus-

gegangen sey, sondern sich zu Bette gelegt habe. Um Alles noch genauer auszumitteln, ward auch die Entfernung des Orts, wo die That um 8 Uhr Abends geschehen war, von der Stadt gemessen, und gefunden, daß sie bis zum schwarzen Thore 3487 Schritte betrug; ein Weg, den man in 25 Minuten gehen kann. Unter einer halben Stunde Zeit würde also Fischer in der Voraussetzung, daß er Kaltofens Mordgehülfe gewesen, in den Casernen nicht wieder haben eintreffen können. In Ansehung der Ermordung Winters ließ sich sein Alibi nicht mehr mit derselben Gewißheit ausmitteln. Uebrigens machte Fischer selbst gegen Kaltofens neues Vorgeben die treffende Bemerkung: so wie Kaltofen ganz im Anfange ihn fälschlich beschuldigt habe, daß er (Fischer) die Sachen der Ermordeten an ihn (Kaltofen) verkauft habe, mit derselben Unwahrheit könne er auch jetzt sagen, daß Fischer bei den Mordthaten mit zugegen gewesen sey. Fischers Vertheidiger, der so wie Kaltofens Defensor, einen Nachtrag zu den früheren Vertheidigungsschriften übergab, ging auch jetzt von der Behauptung aus, daß der Amtsfrohn, welcher früher in der Ueberzeugung, den Thäter vor sich zu sehen, dem ängstlichen und einfältigen Fischer das furchtbare Geständniß des doppelten Raubmordes theils abgepreßt, theils entlockt habe, auch jetzt nach einer ähnlichen Voraussetzung, durch die Aeußerung seiner Privatmeinung, daß beide Mitschuldige sich verschworen haben müßten, einander nicht zu verrathen, den Inquisiten Kaltofen auf die Zurücknahme seiner wiederholten, selbst im Gefängnisse noch gegebenen Versicherung von Fischers Unschuld, hingeleitet haben möchte. Der Vertheidiger stützte sich dabei auf folgende Thatsache: Vater und Schwester besuchten Kaltofen im Gefängnisse und ermahnten ihn zur Reue, wodurch Kaltofen sehr gerührt wurde und heftig weinte. Als nun dieser sich über die lange Dauer der Sache beklagte, bemerkte die Schwester gegen ihn, man glaube, daß er die Mordthat nicht allein ver-

übt habe; „sie denken, sagte sie, ihr habet euch verschworen" er werde eine große Sünde begehen, wenn er ohne Alles gestanden zu haben, aus der Welt ginge, worauf aber Kaltofen wiederholt erwiederte, er habe Alles gestanden, wie es gewesen sey. — Diese Unterredung hat vor der vom Amtsfrohn zuerst gemeldeten Anzeige Kaltofens, daß Fischer sein Mitschuldiger gewesen, Statt gefunden. Der Verdacht aber, daß Kaltofen einen Theilnehmer gehabt habe, beruhte, wie schon oben angeführt worden ist, nicht allein darauf, daß die tiefen Stichwunden in Kügelgens Gesicht nach dem Sectionsberichte von einem zweischneidigen Instrumente herrühren sollten, Kaltofen aber dazu bloß eines (zu den Acten gegebenen) Beiles sich bedient haben wollte, sondern auch auf der Schwierigkeit des Fortschleppens, wovon man jedoch die Spur in dem Sturzacker wahrgenommen hat, und auf der Schwierigkeit des Ausziehens des Ermordeten. Auch hatte Kaltofen später in einem Schreiben aus dem Gefängnisse an die Seinigen, eines Mitschuldigen gedacht, ohne ihn jedoch zu nennen. Der Verdacht gegen Fischern insbesondre beruhte theils auf seinem ersten Leugnen, etwas von Kügelgens Ermordung gehört zu haben, theils auf seinem wiederholten Geständnisse, theils auf Kaltofens seit dem 5. October hartnäckig bis zu dem letzten Augenblicke behaupteten Vorgeben, daß Fischer sein Mitschuldiger sey. Indeß konnte auch ein unentdeckt gebliebener Dritter dieser Theilnehmer gewesen seyn; denn in Ansehung Winters hat dessen Weste nicht ausfindig gemacht werden können, und eine Zeugin sagte vor Gericht aus, daß sie am 27. März Abends in der achten Stunde zwei Menschen auf der Straße nach dem schwarzen Thore zu habe kommen sehen, die sie für Kanoniere gehalten, der eine habe etwas unter dem Mantel getragen und sey durch die Allee des Linkischen Bades, der andre durch die Allee vom Komödienhause her gekommen. Dagegen war völlig erwiesen, daß Kaltofen alle dem Winter geraubte Sachen mit

Ausnahme der Weste, und alle dem von Kügelgen geraubte Sachen sämmtlich theils bei sich noch verwahrt, theils selbst verkauft hatte. Kügelgens Mantel war von ihm versteckt, und Winters Hut von ihm dem Kanonier Kießling zum Verkauf gegeben worden. Indeß konnte Kaltofen auch darum, weil er nicht in den Casernen wohnte, wo die fremden Sachen Aufsehen erregt haben würden, diese bei sich behalten, das geraubte Geld und den Erlös der verkauften aber mit seinem Mordgehülfen getheilt haben.

Den 18. Dec. 1820 wurden die Acten wiederum an den Leipziger Schöppenstuhl verschickt. Die Königl. Sächs. Schöppen erkannten hierauf den 4. Januar 1821, in Hinsicht Johann Gottlob Kaltofens, wegen des von ihm begangenen und eingestandenen doppelten Raubmords an G. L. Winter und an Gerh. von Kügelgen, auf die Strafe des Rades, und daß dessen Körper auf ein besondres Rad zu legen und zu flechten; „hiernächst — so lauteten die Worte des Urtheils — ist wider Johann Georg Fischer wegen der ihm beigemessenen Theilnahme an der Ermordung und Beraubung Winters und des von Kügelgen in Mangel Verdachts weiter nichts vorzunehmen, derowegen derselbe von der Inquisition wiederum zu entbinden und nach Leistung des Urphedens der gefänglichen Haft zu entlassen. — Im übrigen ist N. N. dem Amtsfrohn und N. N. dem Polizei-Gendarmen (S. oben S. 455) das sich zu Schulden gebrachte Ungebührniß Gerichtswegen nachdrücklich zu verweisen. — Die aufgelaufenen Unkosten sind von Fischer, so viel selbiger davon veranlasset hat, und im übrigen aus Kaltofens Nachlaß einzubringen."

Kaltofen erhielt gegen dieses Urtheil eine zweite Defension, die der Advocat Löfler abfaßte. Die Acten wurden dann im Februar an die Juristen-Facultät der Universität Leipzig eingesandt, und das von dieser Facultät am 26. März 1821 abgefaßte zweite Urtheil bestätigte das erste. Kaltofen flehte

hierauf durch seinen Vertheidiger die Gnade des Königs um Milderung des Urtheils an, wobei er hauptsächlich den Umstand für sich anführte, daß er nicht der alleinige Thäter sey. Auch erklärte er vor Gericht den 4. April, daß er noch auf dem Schaffotte aller Welt es sagen werde, daß „Fischer dabei gewesen sey." Der König geruhte die Strafe des Rades in die des Schwertes zu verwandeln. Im Uebrigen blieb es bei den gesprochenen Erkenntnissen.

So ward diese merkwürdige Untersuchung geschlossen, die gleichwol in Ansehung Fischers, obgleich der Schöppenstuhl erkannt hatte, daß Kaltofen unbedingt Fischern nicht graviren könne, noch nicht beendigt zu seyn schien. Die gänzliche Freisprechung desselben in Mangel allen Verdachts, nachdem man gegen ihn die Special-Inquisition verhangen hatte, was gesetzlich nur dann geschehen kann, wenn ein dringender Verdacht vorhanden ist, war nach der sächsischen Criminalpraxis ein bisher noch nicht erlebter Fall. Nach dem Ausspruche des Urtheils mußte jedoch der für völlig schuldlos erklärte Fischer, als er den Urpheden geschworen hatte, aus der Haft entlassen werden, und sofort in alle Rechte eines sächsischen Unterthans wieder eintreten. Allein er ward in dem Genusse dieser Rechte beschränkt und wegen des gegen ihn in der öffentlichen Meinung noch vorwaltenden Verdachts, durch ein Rescript vom 1. Febr. 1821 unter polizeiliche Aufsicht gestellt. Als er bald darauf nach Dresden ging, um sein Abschiedsgesuch durch seinen Vertheidiger übergeben zu lassen, ward er den 19. März 1821, weil er keinen Paß hatte, unterwegs verhaftet und nach Dresden gebracht. Hier trug sein Vertheidiger, dem es oblag, nachdem er seines Clienten Unschuld dargethan hatte, auch dafür zu sorgen, daß dem Urtheil nachgegangen werde, in einer an den König unmittelbar gerichteten Vorstellung vom 17. April 1821, auf Joh. Georg Fischers sofortige Entlassung, auf die Zurücknahme der polizeilichen Verfügung, und auf

deſſen gehörige Verabſchiedung von dem Artillerie-Regiment, aus deſſen Liſten er geſtrichen worden war, mit Ertheilung der üblichen Penſion an. Fiſcher ward nun am 19. April 1821 aus der polizeilichen Haft entlaſſen und den 20ſten durch den ſogenannten Schub in ſeine Heimath zurückgebracht.

Unterdeſſen bereitete ſich Kaltofen, unter dem Beiſtande eines Geiſtlichen, des in dieſem traurigen Geſchäft ſchon erfahrnen M. L. S. Jaspis, Diaconus an der Kreuzkirche in Dresden, zum Tode vor. Aus den oben angeführten „pſychologiſchen und moraliſchen Bemerkungen, welche derſelbe während der mit dem Delinquenten gepflogenen Unterredungen aufgezeichnet hat," erſieht man vieles, was zu der genaueren Kenntniß des Unglücklichen beitragen kann.

Der Geiſtliche beſuchte den Verhafteten, bald nach dem 24. April 1820, in der Abſicht, ihn zu dem Geſtändniſſe von Theilnehmern, an die man nothwendig denken mußte, zu bewegen. Er nahm aber an ihm eine kalte, entſchloſſene Bosheit — nicht Boshaftigkeit — wahr, die einer tief erſchütternden Behandlung bedurfte. Denn K. ſprach über ſein Verbrechen mit gefühlloſem Leichtſinn; doch leugnete er alle Mitwiſſenſchaft eines Andern, und als der Geiſtliche bemerkte, daß ja doch früher ein Anderer bereits dieſelben Mordthaten eingeſtanden habe, entgegnete K. bloß die einfachen Worte: „Ich bin es allein geweſen." Später wollte er ſich dieſer Unterredung nicht wieder erinnern, ungeachtet der Geiſtliche ihn abſichtlich, wegen der beharrlichen entgegengeſetzten Ausſage, die er im October 1820 gethan hatte, darauf zurückführte. Indeß zeigte K. in den letzten Tagen eine größere Rührung. Der Geiſtliche hatte ihm gewiſſe Bibelſtellen und kurze Abſchnitte aus andern Büchern zum Leſen gegeben, darunter einige Abhandlungeu von Wolf in Prenzlau und von Sonntag in Riga, über den verlornen Sohn. Ein ihm anderwärts geliehenes Buch für Leidende legte K. mit der treffenden Be-

merkung auf die Seite: „daß dieses für unschuldig Leidende geschrieben sey und mithin nicht für ihn passe *)." Von solchen Betrachtungen aber, die ihn ganz zu der Erkenntniß seines Seelenzustandes hätten führen können, ließ er sich durch die Besuche der Schaulustigen, wobei seine Eitelkeit Befriedigung fand, gern abhalten, „es wären, meinte er, gewöhnlich hübsche Leutchen," und obwohl man nie eine leichtsinnige Rede von ihm hörte, so war doch diese Zerstreuung der ernstern Stimmung und einer nachwirkenden Rührung nachtheilig. Da er gehört hatte, daß der Geistliche am Sonntage vor der Hinrichtung eine darauf Bezug habende Predigt gehalten habe, so wünschte er sie zu lesen. „Ich möchte wol wissen, waren seine Worte, was Sie gesagt haben." Der Prediger las sie ihm vor; allein selbst die ergreifendsten Stellen erweckten in ihm keine besondre tiefe Gemüthsbewegung. Doch schien ihm an der Meinung Andrer von ihm viel zu liegen; daher machte ihn der Gedanke unruhig, daß man sein Vorgeben, einen Mitschuldigen gehabt zu haben, für eine Unwahrheit halten könnte. Uebrigens hielt er sich selbst für den eignen verantwortlichen Urheber seiner Unthat, der den Tod verdient habe, und äußerte öfter den Wunsch, daß sein Beispiel recht lebhafte Eindrücke machen möchte. Seine schroffe Kälte blieb jedoch unbesiegbar. Der Geistliche hat ihn überhaupt nur dreimal weinen sehen. Einmal, als er die erste Unterredung im Gebetton mit ihm hielt, dann als er und einer seiner Freunde mit Ernst wegen der Angabe des Mitschuldigen zu ihm sprachen, und das dritte Mal auf dem Wege zum Richtplatze. Dagegen ergriff K. unmittelbar nach der letzten Betstunde am Abende vor seiner Hinrichtung, wo jeder Anwesende tief erschüttert war, wie er es gewöhnlich gleich nach solchen Unterredungen that, seine

*) S. die oben angeführte Schrift von M. Jaspis, S. 46 flg.

Pfeife und ließ sich nur zu bald in fremdartige Gespräche ein. In der letzten Nacht schlief er fünf Stunden lang ruhig, war dann sehr gefaßt, und erlaubte sich das Vergnügen des Tabackrauchens noch zuletzt in dem sogenannten Armensünderanzuge. Diese Ruhe war jedoch kein stumpfsinniges Erstarren. Denn er zeigte, wie bei mehrern frühern Anlässen, noch in den letzten Tagen viel Verstand und Ueberlegung. So übergab er dem Geistlichen in dem Augenblick, wo derselbe zu seiner Abholung in die Stube des Gerichtsfrohnes eintrat, einen Zettel, den er, weil die erste Abschrift beim Trocknen am Lichte angebrannt war, ein zweites Mal geschrieben hatte. In diesem Aufsatze nannte er „mit Hochachtung die Namen der würdigen Männer, Teller und Lavater, welche ein Buch für schwere Verbrecher und zumal für einen Mörder herausgegeben, das den tiefsten Eindruck auf sein Herz gemacht, ihm Beruhigung gewährt, und ihn so wie die kräftigen Ermahnungen des Geistlichen, bis zu dem letzten Hauche seines Lebens gestärkt habe." — „Wollte Gott, — so lautete der Schluß des kurzen Aufsatzes — daß es mehrere und zumal Mitschuldige mit wahrer Andacht lesen und zugleich eine eben so rechtschaffne Reue haben möchten. Dieses wünschet ein mit Gott versöhnter und zu seinem Tode vorbereiteter Verbrecher." Joh. Gottfr. Kaltofen. Dresden, den 11. Juli 1821. — Als Aufschrift stand: Dieses habe ich 4 Stunden vor meinem Tode geschrieben.

Vor dem auf dem Marktplatze öffentlich gehegten peinlichen Gerichte, beharrte Kaltofen bei seinem Geständnisse, die beiden Mordthaten in der von ihm angeführten und durch alle Anzeigen erwiesenen Art verübt zu haben, ohne bei dieser Gelegenheit Johann Georg Fischern einer Theilnahme zu beschuldigen. Er sprach jedoch das erstere Ja, welches den an Winter verübten Mord betraf, rascher und entschlossener aus, als das zweite Ja, auch bemerkte der Geistliche dabei an ihm ei-

nige Aenderung der Gesichtszüge. Auf dem Wege zum Richtplatze weinte er und sagte ohne alle Veranlassung zu dem Geistlichen *), der ihn begleitete: „Mir ist wohl.“ An den Stufen des Schaffots richtete er seine Blicke auf die Menge, dann bestieg er das Blutgerüst mit hastiger Eile. Auf demselben wurde ihm nach gesprochener Beichte die Absolution ertheilt. Er hatte die Beichte stotternd hergesagt, und überhaupt war jetzt seine Todesangst nicht zu verkennen. Allein nach der gewöhnlichen Einsegnung ermannte er sich, stand auf und sprach die Worte: „Meine Herrschaften, Fischer hat dieselbe Strafe verdient, die ich jetzt erleide.“ Dann setzte er sich gefaßt nieder, strich die Haare aus dem Nacken und empfing den Schwertstreich.

Jene Aeußerung machte auf die Zuschauer, deren Theilnahme der wohlgebildete, vierundzwanzigjährige Kaltofen durch seinen gefälligen Anstand und durch die von aller Frechheit entfernte Ruhe in seiner Haltung in einem hohen Grade erregt hatte, den tiefsten Eindruck. Jedermann glaubte nun in dem losgesprochenen F. Kaltofens Mitschuldigen zu sehen. „Nimmt man aber an, wie S. 51 in der Schrift vom Hrn. M. Jaspis gesagt wird, daß Kaltofen von dem fälschlich angegebenen Mitschuldigen irrig glaubte, dieser habe wirklich wegen seines eignen zweimaligen Geständnisses irgend ein schweres, vielleicht früher begangenes Verbrechen auf seinem Gewissen, und daß der eitle Kaltofen nicht gern allein als ge-

*) Der Diaconus, Herr M. Jaspis, aus dessen oben angeführter Schrift die hier angeführten Umstände entlehnt sind. Der Verf. hat bei diesem Anlaß die Frage: Ist es Recht, daß die Geistlichen den Delinquenten zum Schaffot begleiten? historisch, rechtlich und biblisch geprüft und aus sehr triftigen Gründen verneint. Die ganze Schrift ist ein interessanter Beitrag zu der Lehre von der geistlichen Amtsführung.

brandmarkt und als Verleumder daſtehen wollte; erwägt man, daß Kaltofen davon unterrichtet war, daß ſeine Ausſage ohne Angabe weiterer Umſtände durchaus nichts bewirke, ſo verliert ſeine letzte im Angeſichte des Todes ausgeſprochene Erklärung: „daß jener dieſelbe Strafe verdient habe, die er jetzt erleide," wenigſtens etwas von ihrer Schändlichkeit; denn er ſagte hier wenigſtens nicht gerade zu aus, daß der freigeſprochene Fiſcher an beiden Morden Theil genommen habe. Einen Aufſchub der Hinrichtung aber dadurch zu bewirken, fiel ihm nicht ein; denn die lange Haft war ihm eine Qual und er wünſchte zu ſterben."

Ein ſpäteres, hierher nicht gehöriges Ereigniß muß noch erwähnt werden, weil es die Bemerkungen des Verfaſſers der angeführten Schrift über das fromme Gepränge bei Hinrichtungen beſtätigt. Die bei Kaltofens Hinrichtung ſtatt gefundenen, gewöhnlichen Feierlichkeiten hatten auf das ſchwache und ſittlich ſchon verdorbene Gemüth einer Weibsperſon ſolchen Eindruck gemacht, daß ſie, um auf gleiche Weiſe wie ſie meinte, gottſelig ſterben zu können, ein mit einem Andern verlobtes Mädchen, das ſie zu ſich eingeladen und bewirthet hatte, im Schlafe ermordete. Dies geſchah in Dresden vier Wochen nach Kaltofens Hinrichtung, am 12. Aug. 1821. Die Mörderin gab ſich wenige Stunden nach der That ſelbſt an, nachdem ſie den Leichnam und die Mordwerkzeuge gereinigt hatte; auch fand man an ihrer Stubenthür den 12. Julius bezeichnet, an welchem Tage die Hinrichtung Kaltofens erfolgt war. Sie ſelbſt ſagte darüber aus, daß in ihr durch das Schauſpiel von Kaltofens Hinrichtung und ſchon früher durch die im Jahre 1804 und 1809 an zwei andern Miſſethätern erfolgte Execution der Gedanke, einen Mord zu begehen, lebendig geworden ſey, damit ſie auch auf dieſe Art ſterben möge." (S. die angef. Schrift S. 6.)

An demſelben 12. Julius 1821, an welchem Tage Kalt-

ofen hingerichtet wurde, traf es sich, daß Joh. Georg Fischer in Dresden zugegen war. Die Erklärung des Mörders auf dem Schaffotte hatte die Gemüther gegen ihn aufgereizt, und Leute aus dem Pöbel versammelten sich vor der Wohnung des Obersteuerprocurators Eisenstuck, dem Vertheidiger Fischers, zu welchem der beschuldigte aber freigesprochene Fischer eben gegangen war, um sich nach seinem Abschiedsgesuche zu erkundigen. Der Vertheidiger brachte jedoch seinen Schützling in Sicherheit, indem er denselben in seinen Wagen nahm, und allein mit ihm durch die verblendete Menge fuhr, worauf Fischer den Rückweg in seine Heimath ungehindert fortsetzen konnte. Endlich ward das Schicksal dieses Mannes auf die gesetzmäßige Art entschieden und sicher gestellt, indem der König sein Gesuch bewilligte und am 16. August 1822 einen Abschied an Fischern auszufertigen befahl. Nach dem Inhalte desselben befand er sich nicht mehr unter polizeilicher Aufsicht, sondern ward, „weil er durch das Urtheil völlig absolvirt sey, und daß wieder ihn in Mangel Verdachts etwas weiter nicht vorzunehmen," auf die gewöhnliche Art verabschiedet. Der zu seiner Legitimation ihm ertheilte Abschied vom 26. Aug. 1822 erklärte ausdrücklich, daß er sich während seiner mehr als 16jährigen Dienstzeit, welche bis zu dem Tage der Verabschiedung angenommen wurde, als Unterkanonier im K. Sächs. Artillerie-Corps, „sowol im Lande als im Felde (den Feldzügen 1813, 14 u. 15) jederzeit gut und zur Zufriedenheit seiner Officiere betragen habe. Dadurch ward nicht nur die frühere Streichung desselben aus den Listen zurückgenommen, sondern er auch allen Behörden als ein treuer Diener empfohlen und selbst von der Verbindlichkeit enthoben, Untersuchungs- und Kurkosten zu bezahlen, obwol darauf erkannt war.

In Ansehung der auf die Entdeckung der Thäter ausgesetzten Preise ist noch aus den Acten anzuführen, daß Einer von den Israeliten, welcher in Fischern den Verkäufer der ge-

raubten Uhr des ermordeten Herrn von Kügelgen erkannt zu haben glaubte, erklärt hat, daß die Judenschaft nicht die Prämie von tausend Thalern zu verdienen beabsichtige, sondern sich vereinigt habe, auf dieselbe Verzicht zu leisten, wenn auch jener Raubmord durch ihre Mitwirkung entdeckt werden sollte. In der Folge aber machte nicht nur der Eine von jenen Israeliten, Hirschel Mendel, der Anzeiger der Uhr, auf die Prämie von 1000 Thalern, sondern auch der Anzeiger der den beiden Erschlagenen geraubten Oberröcke, Löbel Graf, auf die zur Entdeckung des Mörders von Winter, ausgesetzte Prämie von 100 Thlr. und auf die zweite, Kügelgens Ermordung betreffende Prämie von 1000 Thlr. Anspruch. Nachdem beide mit einander über die Gültigkeit des früheren oder des späteren Anspruchs gestritten hatten, theilten sie sich beide in die Prämien, welche sie von dem Landeszahlamte ausgezahlt erhielten.

Ungeachtet also diese eben so verwickelte, als durch ihre Oeffentlichkeit wichtig gewordene Untersuchung im rechtlichen Sinne beendigt und abgeschlossen ist, so bleiben dennoch manche Dunkelheiten übrig, welche aufgeklärt werden müßten, wenn die Vermuthung, daß Kaltofen wenigstens bei dem zweiten von ihm eingestandenen Morde einen Gehülfen gehabt habe, ganz entkräftet werden soll. Nur geht aus dem Gange der ganzen Untersuchung nichts Bestimmtes hervor, was Fischern nachtheilig seyn könnte. Vielmehr erscheint derselbe in den Acten, nicht bloß der Rechtsform nach, sondern auch nach dem Zusammenhange aller innern und äußern Gründe, als völlig gerechtfertigt. Es bleibt daher die Geschichte dieser Lossprechung eines geistig Unmündigen, der in der Ansicht vieler seiner Mitbürger schon verurtheilt war, ein merkwürdiges Beispiel sowol von der parteilosen Gründlichkeit der sächsischen schriftlichen Rechtspflege, als auch von der wichtigen Stellung des Sachwalters in der bürgerlichen Gesellschaft. Der Sieg des Rechts, den Fischers Vertheidiger vor und nach dem Urtheil für den

Unglücklichen durch seine bündigen Vorstellungen errungen hat, bestätigt aufs neue das alte Wort der Kaiser Leo und Anthemius im Justinianischen Gesetzbuche (L. 14. Cod. II, 7.): Advocati qui dirimunt ambigua fata causarum, suaeque defensionis viribus in rebus saepe publicis ac privatis lapsa erigunt, fatigata reparant, non minus provident humano generi, quam si proeliis atque vulneribus patriam parentesque salvarent. Nec enim solos nostro imperio militare credimus illos, qui gladiis, clypeis et thoracibus nituntur, sed etiam advocatos. Militant namque causarum patroni, qui gloriosae vocis confisi munimine, laborantium spem, vitam et posteros defendunt.

Digitized by Google

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY LIBRARY

To avoid fine, this book should be returned on
or before the date last stamped below.

Digitized by Google

NO CIRCULATION

1978
BOOK
DEPOSIT

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Return this book on or before the Latest Date stamped below.